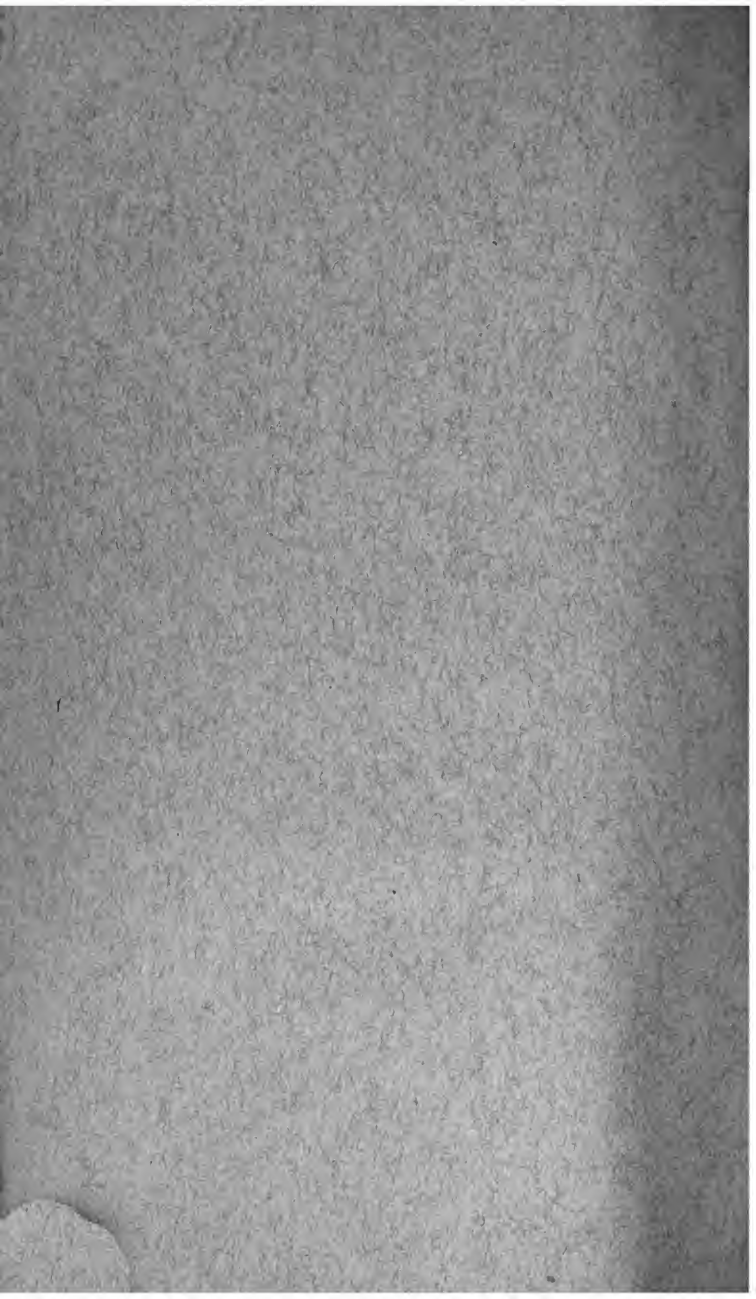
Gesammelte Werke: bd. Hyperion

Friedrich Hölderlin, Wilhelm Böhm



Friedrich Hölderlin
Hyperion

Friedrich Hölderlin
Gesammelte Werke

Erster Band

Mit 2 Porträts u. Brieffaksimile

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena und Leipzig 1905

Friedrich Hölderlin
Hyperion

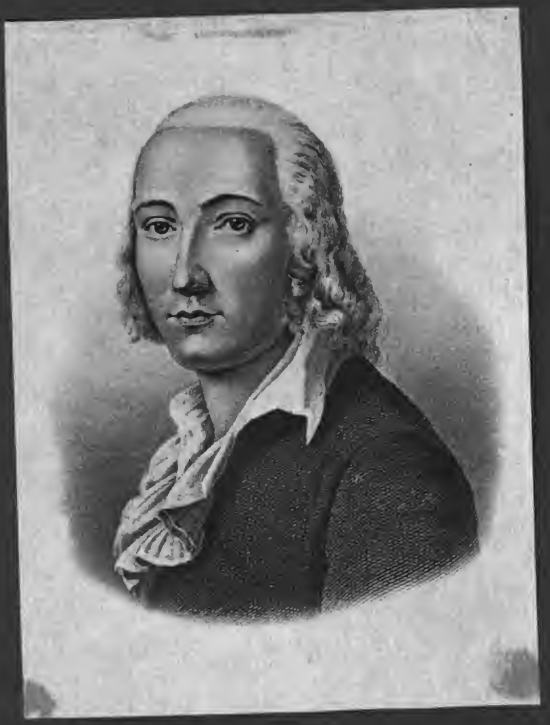
Mit Einleitung und Auswahl seiner Briefe

Herausgegeben von
Wilhelm Böhm

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena und Leipzig 1905

Von den gesammelten Werken Hölderlins wurden hundert Exemplare zum Preise von fünfundzwanzig Mark auf echt Bütten abgezogen, in Ganzleder gebunden und handschriftlich numeriert

Buchschmuck von E. R. Weiß
Gedruckt bei W. Drugulin in Leipzig



III 733
X47Y
.H71
.4
1
PT
2359
.H2
1905
1

ohann Chriſtoph Friedrich Hölderlin wurde am 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar geboren. Nach dem vorzeitigen Tode des Vaters heiratete die Mutter, die einem Pfarrhauſe entſtammte, den Kammerrat Gock, Bürgermeiſter von Nürtingen. Als der Knabe neun Jahr alt war, ſtarb auch der Stiefvater. Das in lieblichen Neckarfluren gelegene Nürtingen am Fuße der ſchwäbiſchen Alb wird Hölderlins eigentliche Heimat.

Sicher zeigte Hölderlin ſchon als Kind Anlagen, deren zweckmäßige Entwickelung eine minder einſeitige Erziehung forderte, als die wohl liebevolle, aber hausbacken strenggläubige, frühverwitwete Mutter zu geben vermochte. Die ſpäteren Züge des Mannes, das Schwäbiſche, langſames Ergreifen fremder Anregungen verbunden mit nachhaltig vertiefendem oft träumeriſchen Verarbeiten, waren wohl auch dem Knaben zu eigen, dagegen iſt ihm die freundlichſte Gabe der Schwaben, Humor, durchaus verſagt. Liebende Phantaſie, die aus der lebloſen Umgebung beſeelte Gefährten ſchafft, iſt überall das Vorrecht der Kinder wie der Dichter. Ein ſtarkes Bedürfnis Zärtlichkeit zu geben und zu empfangen, warme Pietät, Fähigkeit zu edlem Zorne haften ihm durchs Leben an. Wie er körperlich nie ganz geſund war, ſcheinen auch ſeine Nerven zu zart, raſche Stimmungswechſel zwiſchen Überſchwang und Erſchlaffung auszugleichen und den Willen gegen Launen zu ſtärken.

Familienüberlieferung, wohl auch Zwang der äuße-

ren Verhältniſſe beſtimmen ihn zum Theologen und er durchläuft nach ſchwäbiſchem Brauch die auf das Studium vorbereitenden Alumnate. Ihre klöſterliche Zucht und ſchablonenmäßige Lehrweiſe unterbinden alle Entwickelung, zu der der Knabe etwa ſelbſtändig anſetzen konnte; er wird ſcheu, ſodaß er ſein Innenleben mit ſeiner Umgebung nicht mehr auszutauſchen wagt, er ahnt, daß er tiefer veranlagt ſein müſſe, als die Anderen, er wird weltfremd, ſodaß er in Freude und Schmerz das Maß verliert. Vierzehnjährig tritt er in die niedere Kloſterſchule zu Denkendorf ein. Die hier üblichen übertriebenen Gebetsübungen machen alsbald aus dem weichen Gemüte einen ſtarren Tugendhelden mit allem Phariſäertum und Fanatismus des Shaftesburyſchen Virtuoſo. Im Herbſt 1786 geht er ins Kloſter Maulbronn über. Hier tritt die Liebe zum erſten Male an ihn heran. Ihr Gegenſtand war Luiſe Naſt, die Tochter des Kloſterverwalters, ein inniges, einfältig frommes, offenes Naturkind. Fürs erſte Jahr rufen die Ungewißheit, ob Luiſe ihn wiederliebe, und widrige Verhältniſſe, die eine Annäherung verbieten, in ſeinem unberührten Herzen junge Leiden hervor, wie ſie nur je die Empfindſamkeit ſeines Jahrhunderts gezeitigt hat. Werthers „wächſerne Weichheit“ ſteigert ſich in Rouſſeaus tränenſeligen Naturandachten und Oſſians Nebelträumen zu wollüſtiger Melancholie, die mit Todesgedanken ſpielt. Aber ſobald er ſich im Sommer mit Luiſe verſtändigt hat, verwandelt ſich die Welt in eitel Sonne und Freude. Die jungen Leute verſprechen ſich einander. Nun tragen

ihn Klopſtocks Seraphim himmelan und alle irdiſche Sinnlichkeit fällt von ihm ab. Den wahren Genuß der Liebe und der Freundſchaft findet er allerdings nur in Phantaſien über die Entfernten; da aber träumt er ſich in ihren Armen und erlebt Viſionen von heroiſchen Weltenſtürmern und gräßlichen Schlachten. Seine poetiſchen Erſtlinge ſind verſtiegen pathetiſch und objektiv von geringem Wert. Für ihn aber entſpringt hier das Selbſtgefühl einer raſtloſen Unſeligkeit, er findet, daß er auf falſchem Boden ſtehe, und daß ſein eigentlicher Beruf die Kunſt ſei. Dieſe Erwägungen verzehren ihn bald, bald entführen ſie den Gedrückten auf ſchwindelnde Ikarusflüge:

Vollendung, Vollendung!
Der Geiſter heiliges Ziel!
Wann werd ich ſiegestrunken
Dich umfahn und ewig ruhn.

Er galt damals als ausgezeichneter Helleniſt, ohne daß er doch ſeine Schülerkenntniſſe auch ſchon ſeeliſch durchdrungen hätte. Er war verlobt, ohne ſich über künftige Pflichten im klaren zu ſein. Er ahnte die Gewalt ſeines Geiſtes, ohne ihn gefährdet zu wiſſen. Er fühlte ſich zum Dichter geboren, ohne daß er über augenblickliche Ergüſſe hinaus je an die Geſtaltung eines Stoffes gedacht hätte. Obwohl ihm vor der Theologie bangte, hatte er ſeinem Gott doch alle flüchtigen Zweifel aus ſeiner Wertherzeit abgebeten. In den Zeugniſſen wird ſein feines Auftreten gerühmt, und ehemalige Genoſſen entſannen ſich ſpäter gern des Eindrucks, den er auf ſie gemacht: wenn

er ſich zeigte, ſchien es, „als ſchritte Apollo durch den Saal.“

So wird er im Herbſt 1788 als Stipendiat auf der Tübinger Univerſität immatrikuliert. Hier ſchließt er ſich zunächſt an Neuffer und Magenau an, zwei etwas ältere Semeſter, die der Dichtkunſt huldigten; ihre ſpätere Entwickelung blieb auf geringen Lokalruhm beſchränkt. Man fand ſich in der Schwärmerei für Klopſtocks Hermannsſchlacht zu einem Bunde nach Göttinger Vorbild zuſammen; auf „kritiſchen Aldermannstagen“ werden die Gedichte gemeinſam beurteilt und die wertvolleren einem Bundesbuch einverleibt. Ein überſchwenglicher Freundſchaftskult täuſcht über die Ungleichheit der Charaktere und die Widrigkeit der äußeren Umſtände hinweg. Das dichteriſche Beiſpiel dieſes Kreiſes gab der Stuttgarter Advokat Stäudlin, deſſen liebenswürdige Perſönlichkeit damals der Mittelpunkt des literariſchen Schwabens war. Man pflegte die ſtrophiſche Hymne, die einem beſtimmten Gedankengange folgt: ein allegoriſcher Seraph naht ſich dem bevorzugten Sänger, um ihn zu weihen, oder entrückt ihn, und der Begeiſterte berauſcht ſich in den Gefilden der Unendlichkeit an Urwonnen aus dem „Taumelkelche“ der „Entzückungen“. Nicht weniger anregend wurde Stäudlins Rouſſeauverehrung für dieſen Kreis. Stäudlin war der Mode der Zeit entſprechend nach Rouſſeaus Grab gewallfahrtet, und ſchilderte im Anſchluſſe daran die letzte Läuterungszeit des vielumhergetriebenen Weiſen in ſeinem Pappel-

haine auf Ermenonville ähnlich der des Ödipus auf Kolonos. Die alten Maulbronner Stimmungen werden für Hölderlin durch dieſe literariſchen Anregungen neu erhellt. Aber dieſe Erinnerung bleibt im Hintergrunde vor dem Erlebnis, das für die ſpätere Richtung ſeines Geiſtes ausſchlaggebend wird; Hölderlin bekommt jetzt ein innerliches Verhältnis zum Griechentum. C. Philipp Conz, damals als Repetent des Stiftes in perſönlichem Verkehr mit den Studenten und ſpäter als Profeſſor Gegenſtand dankbarer Erinnerung ſeiner Schüler, war ein eifriger Prophet des Griechentumes. Gelehrt, aber nichts weniger als ein Philologe, kleidete er vielmehr ſeine ſchwärmeriſche Sehnſucht nach dem Altertum in die Form der phantaſtiſchen Hymne, dichtete frei, wo er zu überſetzen geplant hatte, und vereinigte ſpäter als Philoſoph Platoniſche Sätze mit ſolchen der Kantiſchen Urteilskraft. Zunächſt aber ſtand er im Banne der Philoſophie der Karlsſchule, worin Leibnizens Harmoniebegriff die neuplatoniſche Stufenfolge der Dinge, vom Irdiſchen bis zur Gottheit, unter dem Namen Liebe eint. Strahlender aber als Conz hatte Schiller die gleiche Bahn im philoſophiſchen Briefwechſel zwiſchen Julius und Rafael und ſpäter im „Triumph der Liebe“ verfolgt. Hier war chriſtliches Seraphentum mit griechiſchen Vorſtellungen vermiſcht, und eine in ihrer Unklarheit beſtechende Weltanſchauung hatte eine reizvolle Form gefunden. Hölderlin nimmt dieſes Evangelium der Liebe wie einen berauſchenden Wein in ſich auf, jauchzend ſchwingt er ſich zu den Ätherfernen der Venus Urania

empor, und alle in dieſen Gemütszuſtänden erwachten Ideale ſchlagen ſich ihm auf die nicht minder unbeſtimmte Vorſtellung eines „Genius Griechenlands“ nieder. Was bei den zeitgenöſſiſchen Hymnendichtern Übung bedeutete, wird hier zu einer glühenden Leidenſchaft; was bei Klopſtock Erhebung einer durch chriſtliche Vorſtellungen begrenzten Phantaſie war, wird hier zu einer Ausſchweifung ins Unendliche.

Dieſe Entfeſſelung ſeines Geiſtes mußte ſich rächen. Er wirft die Bande, die ihn an Luiſe Naſt knüpfen ab, obwohl er ihr beim Fortgange aus Tübingen zugerufen hatte:

Laß ſie drohen die Stürme, die Leiden
Laß trennen — der Trennung Jahre
Sie trennen uns nicht!
Sie trennen uns nicht!
Denn mein biſt du! Und über das Grab hinaus
Soll ſie dauren die unzertrennbare Liebe.

Wenn er ſie jetzt ſophiſtiſch zur Rückgabe des Jaworts zu bewegen ſuchte, ſo hinterläßt das Gefühl ihr wehe getan zu haben noch lange einen Stachel in ſeinem Herzen. Je höher die Wellen der Begeiſterung ihn trugen, um ſo unerträglicher mußte ihm der klöſterliche Zwang des Stipendiums werden. Er bittet die Mutter, zum juriſtiſchen Studium übergehen zu dürfen, jedoch wagt er nicht ihrer abweiſenden Autorität dauernd zu widerſtehen. Mit den kirchlichen Lehrſätzen gerät ſeine Weltanſchauung ernſthaft in Gegenſatz und das Pflichtſtudium der Philoſophie ſtürzt das wankende Gebäude vollends in Trümmer. Hölderlin las für ſich Jakobis Briefe über Spinoza: deſſen

rationaliſtiſcher Pantheismus paßte ſchließlich auch zu Hölderlins Allvorſtellung und der weite Begriff der Liebe konnte zur Not durch Spinozas „amor dei“ beſtätigt werden. — Ende des zweiten Jahres gehen Neuffer und Magenau vom Stift, und der Zurückbleibende empfindet eine große Leere. Der Kreis, auf den er nun angewieſen, war nichts weniger als poetiſch. In ſeiner Kompromotion hatte ſich ein Klub gebildet, in dem philoſophiſche Werke geleſen und ausgelegt wurden. Hier beginnt eine allmähliche Annäherung an den ſo weſensverſchiedenen Hegel, die ſich nach der gemeinſamen Magiſterpromotion zu einer engen Freundſchaft entwickelte. Hegel war behaglich, gediegen, und von erſtaunlichem Fleiße. Schon als Gymnaſiaſt hatte er tiefere Einſicht in das Weſen der antiken Dichtung gezeigt, und ſollte er jemals für das Altertum geſchwärmt haben, ſo war dieſe Schwärmerei ſicher der Überſchuß ſolider Erkenntnis. Der künftige Begründer der abſoluten Philoſophie erfährt die Wahrheit des überſinnlichen Erlebniſſes an Hölderlin. Hegels ſpäteres Gedicht „Eleuſis an Hölderlin“ zeigt den unpoetiſchſten Kopf auf den Bahnen des ſeraphiſchen Freundes. Zwiſchen beiden ſpinnen ſich philoſophiſche „Myſterien“ an, die nach 1791 auch durch den blutjungen, aber verblüffend ſcharfſinnigen Schelling gefördert werden. Hölderlin ſeinerſeits mußte durch den Umgang mit dem „ruhigen Verſtandesmenſchen“ ſolider werden. Hegel „pritſchte“ damals Kant, und war, wie alle Tübinger Stiftler, weit von einem einheitlichen Erfaſſen des Kritizismus entfernt. Das Studium Kants galt als eine Kraft-

probe, wobei man nach jeder erledigten Seite der zurückgelegten Leiſtung ſich zu freuen berechtigt war. Es war ein hartnäckiges Werben unter den Stiftlern um die Unnahbarkeit dieſes Geiſtes, und Hölderlin fühlte nur zu gut, daß ſein philoſophiſches Liebhabertum an der Starrheit dieſes Rieſen zu ſcheitern begann.

Seinen Gemütszuſtand während der Studentenzeit bezeichnet das ſpäter von ihm gern gebrauchte Wort „Diſſonanz“. Neben die Seligkeit tritt notwendigerweiſe die Gedrücktheit, ſobald die Gegenwart ihr Recht verlangt. Daß nun dieſe Gegenſätze ſtetig ſich befeinden, wird die große Erkenntnis der letzten Tübinger Zeit und das unerſchöpfte Problem ſeines Lebens. Er weiß, daß er das heilige Feuer in ſich nähren muß, aller Angſt des Irdiſchen zum Trotz; wie die Kantiſche Ethik allmählich in ihm die Erkenntnis unbedingt verbindlicher Pflicht erweckt, fühlt er ſich ſelbſt gegen ſeinen Genius verantwortlich. Als Kämpfer mit der ehernen Notwendigkeit glaubt er ſich Mann, ja Heros. Äſchylos Wort προσκυνοῦντες τὴν εἱμαρμένην σοφοί wird ſein Wahlſpruch. Der Ernſt der griechiſchen Tragödie und Kants Beſtimmung des „Erhabenen“ begegnen ſich mit den Grundlagen ſeiner Weltanſchauung. Jetzt entſtehen die Gedichte, die ihm den erſten Ruhm bringen ſollten: die Hymne „An den Genius der Kühnheit“, für die ihn Matthiſon umarmte, und das Gedicht „An das Schickſal“, mit dem er ſich Schiller eroberte. Der Geſichtskreis ſtellt ſich mehr und mehr auf griechiſche Vorſtellungen. Plato, den er eifrig las, entzückte ihn zunächſt nur, der eigentliche Deuter

ſeiner Dichterträume iſt Homer, und Herakles und die Tyndariden ſind ſeine Vorkämpfer.

Aber Hölderlins Heroismus unterſcheidet ſich durchaus nicht vom Phariſäismus des Denkendorfer Virtuoſo und von der Problematik des Maulbronner Liebhabers. Der ſich mitten im Lebenskampfe wähnende Jüngling kann es ſich doch nicht verſagen in unbeobachteten Stunden häufige Blicke der Sehnſucht auf Zeiten zu werfen, da der ernſte Zuſtand des Kampfes noch nicht ausgebrochen war, oder da er einem ewigen Frieden Platz machen würde. Dieſes Naturell iſt zu weich, es taugt nicht zum Heroen; es bedarf der Ruhe in Arkadien, oder im Elyſium; dieſer Geiſt iſt zu chriſtlich, er bedarf des Paradieſes und des Himmels. In dem Naturzuſtande, von dem Rouſſeau verlockend träumte, und in dem Schillers äſthetiſche Erziehung einen idealen Ausgangspunkt findet, erkennt Hölderlin das Bild der eigenen vom Ernſte des Lebens verjagten Jugend wieder. Wie Rouſſeaus Erinnerung ſich gern über die roſigere Vergangenheit Illuſionen macht, ſehnte ſich auch Hölderlin ſchon als Ephebe gern in Zeiten zurück, da er „unter ſeines Gartens Bäumen ein zufriedner Knabe lag.“ Jetzt beginnt er einen förmlichen Kultus des unſchuldigen Zeitalters, zu deſſen Gegenſtand er ſpäter auch die Kinder wählte, die er zu erziehen hatte. Aber der perſönliche Kummer hat für ihn umfaſſendere Bedeutung; mit dem Verluſte der eigenen Kindheit betrauert er das entſchwundene goldene Zeitalter der Menſchheit. Schillers Dichtung, die gern mit dieſer Sage Heſiods ſpielt, Conzens und Hegels perſönlicher

Einfluß, und die übermächtigen Eindrücke der eigenen Lektüre werden zu Wegweisern in der Gestaltung seiner Träume: Das Ideal Rousseaus, Natürlichkeit und Harmonie, hat es in der Jugend der Menschheit wirklich gegeben, — es lebte in Hellas, genauer im alten Athen! — Das Gedicht „Griechenland", das in auffallendem Gegensatze zu den beiden vorher genannten Gedichten steht, erklärt sich so als Klagelaut eines an sich selbst irre gewordenen Kämpfers.

Auf der anderen Seite verliert er sich in Hoffnungen. Don Carlos wird ihm „zur Zauberwolke, in die ein guter Gott seine Jugend hüllte, daß er nicht zu frühe das niedrige in seiner Umgebung sähe". Zudem schien das Reich der Erfüllung nahe herbeigekommen. Wenn sich sogar der alte Kant verleiten ließ, in der französischen Revolution den Übergang vom mechanischen zum organischen Staatswesen zu begrüßen, war es kein Wunder, daß die Fanfaren aus Paris im Tübinger Stift vielfaches Echo fanden. Der überhitzte Revolutionstaumel der gedrückten Jünglinge schmückte sich mit den Schlagworten der Freiheit und des ewigen Friedens. Und als im letzten Jahre von Hölderlins Tübinger Aufenthalt Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" den jungen Theologen allen Offenbarungsglauben zerstörte und ihnen den Weg innerlicher Wiedergeburt und Erlösung wies, hat auch Hölderlin nichts Höheres als das Ideal, alle zerstreuten Keime von Aufklärung zusammenzufassen und der Bildung und Besserung des Menschengeschlechtes sein Dasein zu weihen. Aber der junge Weltschwärmer bedarf eines

Einzelweſens, um die Liebe zur Menſchheit aushalten zu können. Sein Stiefbruder Karl Gock, an dem er mit innigem Familienſinne hing, wird ihm um ſo werter, je beſorgter er in ihm durch Rat und Lehre einen idealen Menſchen verwirklichen möchte. Ebenſo hebt ihn Hegels Streben. Sie tauſchen beim Scheiden die Loſung „Reich Gottes“. Aber ſein Bedürfnis nach einem Gegenſtande ſeiner Sehnſucht reicht noch weiter. So feſt er auch an die Franzoſen als moraliſche Vorkämpfer glaubt, die Erfüllung aller Hoffnungen wüßte dieſer Schwabenſohn doch nirgends wo anders zu wünſchen, als in der engeren und weiteren Heimat. Nie wieder hat ſich hinter der kosmopolitiſchen Phraſe der Zeit ſo glühende Vaterlandsliebe und ſo lebendiges Volksbewußtſein verſteckt, wie bei Hölderlin.

So ungefeſtigt ſeine Weltanſchauung alſo iſt, doch drängt es ihn, etwas zu ſagen, das über den Rahmen der Hymne hinausgeht. 1792 iſt zum erſten Male von dem Plane eines Romanes die Rede. Magenau ſchrieb damals, Hölderlin arbeite an einem zweiten Donamar, „an Hyperion, der mir vieles zu verſprechen ſcheint. Er iſt ein freiheitsliebender Held und echter Grieche, voll kräftiger Prinzipien, die ich vor mein Leben gern höre.“ Dieſer „Graf Donamar“ iſt ein Roman des Göttinger Äſthetikers Bouterweck und verkündet eine Philoſophie der Ergebung in das Schickſal, das auch die genialſte Schrankenloſigkeit ohne Rückſicht ſeinem Geſetze unterwirft. — Hölderlin beginnt ſein neues Werk völlig planlos. Nach einem Jahr iſt er ſich noch nicht im klaren, weil er

„mehr das Geſchmacksvermögen durch ein Gemälde von Ideen und Empfindungen (zu äſthetiſchem Genuſſe), als den Verſtand durch regelmäßige pſychologiſche Entwickelung beſchäftigen wollte“. Dieſe Wendungen zeigen, daß er Kants Äſthetik geleſen hat, in die ja auch Schiller damals an der Hand der Griechen eindrang. Obwohl von Hölderlins Anſätzen zum Roman aus jener Zeit nichts erhalten iſt, ſo dürfen wir unter den „kräftigen Prinzipien“, von denen Magenau ſpricht, die uns wohl bekannten heroiſchen Anſchauungen Hölderlins vermuten.

Ohne Bedauern ſcheidet er von Tübingen, wo ihm die letzte Zeit noch durch eine Liebſchaft mit Eliſe Lebret, dem koketten Kinde eines Profeſſors, verleidet worden war. Es war ein unüberlegtes, für beide Teile gleich peinliches Verhältnis, das ſich noch längere Zeit hinquälen ſollte. Er lernt den 1793 in der Heimat weilenden Schiller kennen, deſſen Genius von nun ab unberechenbaren Einfluß auf ihn hat. Kurz darauf beſteht er ſein Konſiſtorialexamen. Nun handelt er zum erſten Male in ſeinem Leben entſchieden, indem er es durchſetzt, nicht Vikar werden zu müſſen. Das Hofmeiſteramt ſchien größere Freiheit zu bieten; Schiller empfiehlt ihn der Majorin Charlotte von Kalb auf Waltershauſen im Meiningiſchen zum Erzieher ihres neunjährigen Knaben.

Die empfindſame aber energiſche und deshalb ſchickſalsreiche Freundin Schillers und Jean Pauls hatte für die mimoſenhafte Art Hölderlins volles Verſtändnis. An die Erziehung ihres Knaben ſtellte ſie ſo hohe Anforderungen, wie nur je eine denkende

Frau; um so mehr entzückte sie Hölderlins Hingabe an seinen Zögling. Ihr Entgegenkommen und der Friede des Landlebens standen im wohltätigen Gegensatze zu dem Zwange der Tübinger Zeit. Hölderlin beginnt sich glücklich zu fühlen. Schon versucht er sich in stetigerer Arbeit schriftstellerisch zu verbreitern, da stellen sich an dem Knaben Fehler heraus, die die Erziehertätigkeit Hölderlins in Frage stellen und den Dichter selbst seelisch aufs schwerste erschüttern. Eine Reise nach Jena und Weimar, wo Hölderlin die dortigen Größen persönlich sieht, führt keine Besserung für seinen Zögling herbei. Die trostlose Majorin erkennt in Weimar selbst, daß sie Hölderlin nichts weiter zumuten dürfe, und bewegt ihrerseits dessen Mutter zur Einwilligung, Hölderlin in Jena nach freier Neigung studieren zu lassen, da dieser Ort seiner Entwickelung jetzt einzig nötig sei. Ende 1794 macht sich Hölderlin dort wirklich heimisch. Für seine außerordentlich eingeschränkte Lebensweise entschädigt ihn die Philosophie Fichtes und der persönliche Verkehr mit Schiller; sogleich aber mußte durch die sinnliche Gegenwart dieser überlegenen Geister das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit unbehaglich in ihm geweckt werden. Diese Ereignisse bilden den Hintergrund für die Weiterentwickelung des „Hyperion".

In Waltershausen verwirft er alle Ansätze aus Tübingen. Er stellt einen festen Plan auf, und im Herbst 1794 veröffentlicht Schiller ein größeres Bruchstück des Romans in seiner „Thalia". Aber die Ruhe des Waltershäuser Aufenthaltes und die

erſte Behaglichkeit ſeiner Stimmung zeitigen nun eine Leiſtung, die zu der Weltanſchauung ſeiner entbehrungsreichen Studentenzeit in merkwürdigem Widerſpruch ſteht.

Der Inhalt dieſes Verſuchs iſt folgender: Hyperion, ein abgeſagter Feind aller Mitteldinge von Etwas und Nichts, ſucht Befriedigung ſeines ſchrankenloſen Strebens in der Verbrüderung mit den Menſchen. Nur zu bald wird er von ihrer Ärmlichkeit enttäuſcht und verſinkt in Troſtloſigkeit. Aber er erwacht wieder in der Liebe zu Melite. Sein ungeſtümes allesverkehrendes Werben ſucht Melite zu einer Dauer verheißenden Liebe abzuklären, indem ſie ihn auf Reiſen ſchickt. Etwas beruhigter zurückgekehrt, findet er ſie nicht mehr wieder. Er verfällt in ein anderes Extrem, indem er in der Philoſophie Abgezogenheit von allem Lebendigen ſucht. Trotzdem verlockt ihn der Frühling: „Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains ſchien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebſt du nicht mich?“ In dieſe Ahnung von der erlöſenden Einheit mit der Natur klingt das Fragment aus.

Wo war hier die Hoheit der Kantiſchen Äſthetik, die die Zufälle des Lebens vorausſetzungslos erträgt? Richtete ſich dieſe Bahn Hyperions von den Menſchen zur Natur nach Schillers Ideen über „Anmut und Würde“? Allerdings kennt auch Kant eine „erhabene Miſanthropie“, die nicht das Wohlgefallen an den Menſchen, ſondern nur das an der Gegenwart verloren hat, und auch Schiller preiſt ein Ausruhen in

der Natur, sofern nicht das Bedürfnis der Abspannung, sondern der Anspannung den Dichter sich nach einem Tibur sehnen läßt. Aber Hyperions Weltflucht entspringt der Verzweiflung, die Läuterung im Anschaun der Natur ist die alte Wertherweichheit, die das Leben zu ertragen zu schwach ist. Hyperion ist kein Überwinder, er ist ein unklarer Sucher, gleich Ständlins Rousseau. Hölderlin ist froh, Kant und Rousseau vereinigen zu können; wirklich stimmen diese beiden täuschend zusammen, auch Kants Ästhetik weiß, daß freie Schönheit nur in der Natur zu finden ist. Damit, daß Hyperion im Anschaun der Naturschönheit das Leben zu überwinden sucht, glaubte Hölderlin in der Tat die Dissonanzen des Lebens aufgelöst und den „Übergang aus der Jugend in das Wesen des Mannes, vom Affekte zur Vernunft, aus dem Reiche der Phantasie ins Reich der Wahrheit und Freiheit" gezeichnet zu haben. Aber er betrügt sich selbst; dieses Aufgehen in der Natur ist Lebensverneinung; der Naturgenuß ist nicht mehr anregend, sondern auflösend. Hölderlin wurde unversehens zum Pessimisten, weil er nicht über seinem Stoff stand, sondern darin steckte; denn Hyperion ist Hölderlin selbst, dessen Heroismus von der übermäßigen Sehnsucht nach Elysium aufgezehrt ist. Der Dichter hat sich in dieser Gestalt so genau nachgezeichnet, daß er jedesmal, wenn der Gang der Handlung über seine Erfahrung hinauswies, an der Fortsetzung des Romanes scheiterte.

Es ist das Glück des Künstlers Hölderlin, daß seine Philosophie so unreif war. Bewußter Pessimismus ist hoffnungslos und verbissen, der Welt-

schmerz dieses jungen Mannes verklärt sich an der Schwelgerei in den Ausdrücken, die dem Unsagbaren zum Gefäße dienen sollen. Bedurften seine jugendlichen Prunkgesänge weitausströmender Unerschöpflichkeit, so verdichtet sich in der mystischen Prosa seines Kummers der Ausdruck zu einer Blüten auf Blüten treibenden Schwellkraft, die gleich Sirenenklängen unendliche Sehnsucht erweckt. Hölderlin brauchte nicht erst Philosoph zu sein, da ihm schon „im Bilde sich im seligen, des Lebens Rätsel lösten". Mit dem unklaren Abfall vom Erhabenen zu der hinschmelzenden Schöne, die Hölderlins innerster Stil war, fand er den ihm eigentümlichen Ton. So entsteht eine neue Kunst, an der die ungleiche Ehe der verführerischen Form mit dem morbiden Stoffe beängstigt, während der Schöpfertrieb Hölderlins überzeugte Huldigung verlangt.

Schiller begriff, daß sein „liebster Schwabe" ein starkes dichterisches Talent war, verkannte aber durchaus die Wurzeln seiner Eigenart. Oft genug noch zerbrach er sich mit Goethe den Kopf, über die „gefährliche Subjektivität dieser Hölderlin, Siegfried Schmidt, Jean Paul". Zunächst versucht er seinen Schützling von dem Abwege, auf dem er ihn sah, fort und nach dem Ziele des eigenen Klassizismus hinzuleiten. Er vermittelt den Verlag des ganzen Romanes, der noch gar nicht existierte, bei Cotta, nicht ohne anzudeuten, daß er selbst auf das Werkchen noch einigen Einfluß auszuüben hoffe. Dies geschah während Hölderlins Aufenthalt in Jena.

War für Hölderlins Dichtung die Vermählung

der Abstraktion mit dem Leben immer selbstverständlich, so hatte er nach der Lektüre von Schillers „Anmut und Würde“ in Waltershausen diese Grundlage der Kunst auch noch ausdrücklich betont. Freilich unterschied er nicht, wie ihn die damalige Anlage seines Romans von der klassischen Ästhetik trennte, vielmehr glaubte er, nach Conzens Vorbild, diese eklektisch mit Plato erweitern zu können. „Phädrus“ vergleicht die Seele mit dem Lenker eines ungleichen Zwiegespannes, der bald der Laune des einen, unbändig feurigen, bald der des anderen, hartnäckig trägen Rosses unterworfen ist. Mit diesem Bilde seelischer Gegensätze und dem aus dem „Symposion“ stammenden Mythus vom Eros, dem Sohne der Armut und des Überflusses, legte er damals in die Mauern, mit denen Kant Begriff gegen Begriff verwahrt hatte, Bresche, und kam so zu ästhetischen Ideen, in denen er Schiller sogar zu übertreffen glaubte.

Aber seine dichtende Ästhetik mußte einen argen Stoß erleiden, sobald ihm Schillers Künstlerschaft des Begriffes durch persönlichen Umgang mit ihrem Urheber verständlich zu werden begann. Nicht minder wurde er von Fichtes Männlichkeit, die ihm schlechtweg Titanismus ist, ergriffen. Erst aus dem mündlichen Vortrag lernt er verstehen, was dieser meint, wenn er das Streben ins Unendliche ohne Gegenstand verwirft, und wenn er das Unendliche nur durch Handeln für erreichbar hält. So wird er also in Jena wieder an den Ernst der alten Tübinger Weltanschauung erinnert und gewinnt einen weiteren Ausgangspunkt für seinen Roman. In dieser dritten

Faſſung zeigt der Eingang des Romans den jungen Hyperion als den Zögling eines philoſophiſchen Greiſes, der ihn mit Wendungen aus „Anmut und Würde“ und aus Plato zu einer äſthetiſchen Lebenskunſt nach helleniſchem Vorbilde weiht. Offenbar unter dem Einfluß des „Wilhelm Meiſter“ wird die früher durch eine Briefform verwickelte Anlage in eine einfache Kapitelerzählung geklärt, die Schilderung verbreitert und die glühende Sprache unter ſtrenger Verleugnung des individuellen Rhythmus zu Goethiſcher Ruhe abgekühlt. Aber trotz aller bewußten Arbeit kommt Hölderlin nicht über ſich ſelbſt hinaus; der Grundton bleibt derſelbe; dieſer Jüngling Hyperion kann nie ein Überwinder werden. Und ſo erſcheint der neue Verſuch, in dem die Geliebte übrigens Diotima heißt, gegen das Thaliafragment verwäſſert und ſtillos. Hölderlin empfindet ſelbſt, daß er dem eigenen Genius Schiller zuliebe untreu wird. Hatte er ſchon in Waltershauſen Spuren von Überdruß gezeigt, und wäre er dort lieber vom Roman zu einem Drama — dem Tod des Sokrates — fortgeſchritten, ſo erklärt er jetzt Neuffer, er ſchriebe das Werkchen nur aus, weil es einmal angefangen ſei, der Freund ſolle ſich nicht daran ſkandaliſieren. Eine heftige Gemütserſchütterung bei der Nachricht, daß die Braut Neuffers, der er freundſchaftlich zugetan war, dem Tode entgegengehe, verſchlimmert ſeine Mißſtimmung. Die ſinnliche Nähe der Geiſtesheroen bleibt ein nur ihm verſtändlicher dauernder Vorwurf, der ſich mit jeder neuen Begegnung ſteigern mußte. In plötzlicher Verzweiflung bricht er daher die Brücken ab und

ſitzt im Frühſommer 1795 wieder bei den Seinigen; ſo eilig war die Flucht aus Jena, daß er erſt im Juli geſammelt iſt, ſich ſchriftlich bei Schiller zu entſchuldigen; er iſt völlig bankrott:

„Ich friere und ſtarre in den Winter, der mich umgibt. — So eiſern mein Himmel iſt, ſo ſteinern bin ich.“

Nur ganz allmählich gewinnen die Anforderungen des Lebens den alten Einfluß. Mit Beginn des Jahres 1796 tritt er, wieder als Hofmeiſter, in das Haus eines der erſten Bankiers von Frankfurt am Main, namens Jakob Gontard. Seine privaten Beſchäftigungen bleiben vorerſt philoſophiſch; aber obwohl er ſich noch im Frühjahr mißtraut, wenn er ſich auf wohlgemuten Anwandlungen ertappt, löſen die neuen Verhältniſſe zuſehends ſeine Teilnahmsloſigkeit.

Frau Suſette Gontard entſtammte einer Hamburger Familie Borkenſtein, der literariſche Intereſſen nicht fremd waren. Sie wird als eine Frau von großer Schönheit geſchildert, mit dunklen ſprechenden Augen, langem ſchwarzen Haar und blendend weißer Haut. Ihr von Ohnmacht gefertigtes Porträt-Relief zeigt klaſſiſche Linien. Siebenundzwanzig Jahr alt, über neun Jahr verheiratet, Mutter dreier Kinder und gewöhnt im Verkehr mit der großen Welt die Bedürfniſſe eines empfindſamen Herzens zu meiſtern, war dieſe Frau dem neuen Hofmeiſter unendlich überlegen; dafür mußte der feine, beſcheidene und ſchwermütige Hausgenoſſe nicht nur als Erzieher das Intereſſe dieſes

vornehmen Weſens erregen. Und es liegt nicht nur an dem Verkehr mit den liebenswürdigen Kindern, daß ſich nun eine Wiedergeburt Hölderlins vollzieht. Im Sommer empfindet er das außerordentliche ſeines Zuſtandes; er ahnt den Zuſammenhang, ohne ſich eigentlicher Liebe bewußt zu ſein: hier war Diotima, die erträumte Muſe ſeiner Dichtung, zur Wahrheit geworden. „Es gibt“, ſo ſchreibt er, „ein Weſen in der Welt, woran mein Geiſt Jahrtauſende verweilen kann und wird und dann noch ſehn, wie ſchülerhaft all unſer Denken und Verſtehn vor der Natur ſich gegenüber findet.“ Solche Stimmungen verlängern die äußeren Umſtände zu einem anhaltenden Glück. Gontard ſchickt ſeine Familie mit ſamt dem Hofmeiſter aus Furcht vor Kriegsunruhen auf Reiſen. Bei einem längeren, angeregten Aufenthalt in Caſſel ſchließt ſich ihnen Heinſe an, und Hölderlin entzückt ſich an dem „heiteren Alter“ dieſes Äſthetikers der Sinnlichkeit. In Driburg in Weſtphalen genießt man bis in den Herbſt noch die Sorgloſigkeit des Badelebens. Dem dort notwendigen engeren Anſchluß folgte vielleicht bei der Rückkehr aus dem Idyll in das geräuſchvolle Frankfurt die Wendung, die die erſchütterndſte Tragödie eines Künſtlergemütes einleiten ſollte; Hölderlin weiß jetzt, daß er liebt und daß dieſe Liebe erwidert wird. Es iſt die edelſte Liebe zweier höchſtentwickelter Weſen, und wenn es lächerlich iſt, von ſolchen Wunſchloſigkeit zu verlangen, ſo iſt doch an ihrer vornehmen Geſinnung jeder kleinliche Zweifel zu ſchanden geworden. Über die Ausdrucksformen dieſer Liebe wiſſen wir nichts. Zwei Worte Hölderlins mögen

ihr Weſen beleuchten, das eine gedenkt des mildernden Einfluſſes des Weiblichen:

Du, die Großes zu ſehn und froher die Götter zu ſingen
Schweigend, wie ſie, mich einſt ſtille begeiſternd gelehrt..

das andere zeigt, daß das Leben der Weltdame im Einklange mit dem dichteriſchen Geiſte an Inhalt gewann:

Heilig Weſen! geſtört hab' ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren,
Tiefern Schmerzen des Lebens
Haſt du manche gelernt von mir . . .

Zunächſt jubelt er ſeine neue Seligkeit mit dem Gedichte „Diotima" hinaus. „Ich habe eine Welt voll Freude umſchifft", berichtet er an Neuffer. „Mein Schönheitsſinn iſt nun vor Störung ſicher, er orientiert ſich ewig an dieſem Madonnenkopfe." Als er kurz darauf von Neuffer beſucht wird, fragt er dieſen mit triumphierendem Blick auf die gaſtfreundlich geſchäftige Herrin: „Nicht wahr, eine Griechin!" Doch nur zu bald macht ihn das Glück wieder friedlos. Jetzt empfindet er die abhängige Stellung im Hauſe peinlich, und der Hochmut der Frankfurter Geldariſtokratie verletzt ihn doppelt. Er fühlt ſich zerriſſen von Liebe und Haß und hofft von der Ankunft des „ruhigen Verſtandesmenſchen" Hegels innere Beſänftigung. Unerträglich mußte ihm natürlich der Zwang werden, das Geheimnis ſeines Herzens nach außen hin zu wahren, und aus Rückſicht, das Leben der geliebten Frau zu zerſtören, einen widernatürlichen Kampf gegen ſich ſelbſt zu führen; ihn mußte die Erkenntnis bedrücken, daß ſein Unvermögen zu allen praktiſchen Dingen niemals an feſtgefügten Verhält-

niſſen rütteln könnte. Kein Zweifel, daß auch Diotima entſagungsvoll unendliches Leid in ſich verſchloß. Die Trennung wird unabwendbar, obwohl jedoch ſchon im Sommer 1797 beſtändig von Reiſeplänen die Rede iſt, erfolgt ſie erſt im September 1798. Die Außenwelt wußte nichts von alledem und das plötzliche Verſchwinden Hölderlins hat der guten Geſellſchaft lange Stoff zum Klatſch gegeben. Ob wirklich ein Skandal durch den oft heftigen Hausherren das notwendige Ende beſchleunigt hat, iſt ſo unwahrſcheinlich wie gleichgültig.

Hölderlin rettet ſich in die Taunusfluren Homburgs. Ein jüngerer Diplomat am dortigen Hofe, Iſaac von Sinclair, hatte ſich als Student in Jena begeiſtert an Hölderlin gehängt. Er hatte ihn dann an Gontard empfohlen und die Beziehungen waren in den Frankfurter Jahren überaus herzliche geworden. Er war ſelbſt philoſophiſch und literariſch tätig. Nun freute er ſich Hölderlins perſönliche Anregungen wenigſtens äußerlich vergelten zu können, und er beeinflußt von jetzt ab ſein Geſchick mit brüderlicher Teilnahme. Der völlig verſchloſſene Freund muß ihn auf den Raſtatter Kongreß begleiten, wo er in einem internationalen Kreiſe vorübergehend wieder geſprächig wird. Hölderlins Geſundheit iſt durch das Erlebte erſchüttert. Eine Gallenkolik, die ihn oft im Arbeiten ſtört, beſſert ſich zum Frühling nur ſcheinbar. Mit Diotima bleibt er in ſchriftlicher Verbindung, doch iſt der Briefwechſel bis auf geringe Reſte verloren. Schwab gibt einige Stellen aus Diotimas Briefen: „Träumen möchte ich immer, doch träumen iſt Selbſt-

vernichtung, Selbſtvernichtung Feigheit.“ „Die Beziehung der Liebe beſteht in der wirklichen Welt, die uns umſchließt, nicht durch den Geiſt allein, auch die Sinne (nicht Sinnlichkeit) gehören dazu; eine Liebe, die wir ganz der Wirklichkeit entrücken, nur im Geiſte noch fühlen, der wir keine Nahrung und Hoffnung mehr geben könnten, würde am Ende zur Träumerei werden oder vor uns verſchwinden; ſie bliebe, aber wir wüßten es nicht mehr und ihre wohltätigen Wirkungen auf unſer Herz würden aufhören.“ „Es iſt für die Menſchen leicht, leben zu laſſen, was ſie im Grunde nicht achten; nur das, was ſie beneiden können, möchten ſie ſtören.“ Von Briefen Hölderlins an Diotima finden ſich einige Anſätze, die wohl deshalb nicht beendigt und abgeſandt wurden, weil der gemäßigte Ton des Eingangs raſch von der Sprache der Leidenſchaft geſtört wird. Aus dieſem Grunde bat er auch ſpäter einmal den eingeweihten Hausarzt Ebel, die Schwergeprüfte durch ein Wort der Freundſchaft auf ihren inneren Wert zu verweiſen.

Hölderlins und Diotimas Geſchick hat große Ähnlichkeit mit dem Richard Wagners und Mathildes; das Unvergängliche der Hölderliniſchen Dichtung und des „Triſtan“ wurzelt in den Qualen der Entſagung. Wagners Bahn ging aufwärts, Hölderlins neigte ſich:

Hochauf ſtrebte mein Geiſt, aber die Liebe zog
Bald ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf' ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam.

Das Gedicht Diotima ist Hölderlins letzte strophische und gereimte Hymne im Stile seiner Begeisterungsdichtung. Die eigenartige Gestaltungsart seiner Prosa geht im Verlauf des Frankfurter Aufenthaltes auch in seine Lyrik ein. Aus der Abhängigkeit des wörtlichen Ausdrucks von fremden Vorbildern, die seine Jugenddichtung zu Stilübungen nach Ossian, Klopstock, Schiller und dem Hain macht, hat er sich bei seiner Weichheit nie ganz befreit. Aber den Schmuck des Reimes, mit dem er besonders zu kämpfen hatte, gibt er jetzt ganz auf. Mehr zu Harmonie als Melodie gestimmt, wirken seine Gedichte schon früh durch eine vom musikalischsten Ohre gehütete Verinnerlichung des Rhythmus, der bei ihm nicht so sehr flüssig als quellend genannt werden kann. Hölderlin war selbst ausübend musikalisch, er spielte Geige, Klavier, besonders Flöte. Gleiche Musik geht durch seine poetische Prosa, seine Lyrik und das Drama Empedokles; auch in seinen philosophischen Versuchen und in seinen Briefen fällt in leidenschaftlichen Stellen ein Schwung auf, der den Gedanken fortreißt. Hölderlin spricht überall in Rhythmen; neuerdings hat ein Verehrer Hölderlins das Schlußkapitel des Hyperion „zu reinerem Genusse“ zwanglos in freie Rhythmen umgegossen. Andererseits geht der Anfang des Empedokles aus flüchtiger Prosa unversehens in Jambenverse über, ein Vorgang, der auch in seinen Papieren verschiedentlich zu beobachten ist. In einem Übersetzungsversuch aus Ovid gerät er sogar aus der Prosa, unter dem Einflusse seines Textes, in den Hexameter. Dieses Versmaß wird ihm übrigens erst

ſpät ſelbſtverſtändlich. Gedichte wie der „Wanderer“ und die „Eichbäume“, ſind unter Schillers Einfluß entſtanden, und bedeuten mehr eine Abwendung von der früheren Form, als die Entdeckung einer neuen Heimat. Dagegen wendet er ſich jetzt zur Odenform. Die alkäiſchen und asklepiadeiſchen Metren verweben ſich ſo vollſtändig mit Hölderlins Gefühl, daß Klopſtock neben ihm als taſtender Schüler erſcheint. Leidenſchaft läutert ſich hier zu ſchwebendem Maß, Schwermut beflügelt ſich. Der oft jähe Wechſel der Stimmung ſtrebt mit der Geſetzmäßigkeit von Ebbe und Flut nach auflöſender Harmonie, und dieſes innere Gleichgewicht ſichert nicht nur die umfangreiche Ode, ſondern den oft nur einſtrophigen Aphorismus, den Hölderlin pflegte. In dieſe Dichtung gehört keine Philoſophie mehr. Der Ausdruck iſt von ſinnfälliger Einfachheit, der den abgegriffenſten Wendungen urſprünglichen Wert verleiht. Er kann ſeine nackte Seele nur mit den keuſcheſten Mitteln deuten und ſeine Naturſymbolik hebt die Gegenſätze des Seins und des Denkens auf. Man nennt Hölderlin einen Pantheiſten, ohne zu erwägen, daß Pantheismus erſt die begriffliche Verſteinerung des dichteriſchen Triebes iſt. In Hölderlins Oden iſt die griechiſche Mythologie nicht mehr Ausdrucksmittel, wie bei Schiller, ſondern Erlebnis geworden. Er übernimmt die mythiſchen Bilder vom Sonnenjüngling Apollo, und er bereichert die Dichtung um die Vorſtellung vom Vater Äther, die aus der griechiſchen Naturphiloſophie auch in Schellings Gedankenkreis überging. Er ſchilt die Dichter ſcheinheilig, die mit den Namen der Götter

das Lied nur zieren, und ſo erweckt dieſer Romantiker in der deutſchen Literatur ein Stück Griechheit, das unſeren Klaſſikern fremd blieb.

Trotzdem läßt Hölderlins in Frankfurt zu neuem Aufſchwung erweckter Geiſt nicht von den alten Plänen ab, und ſein künſtleriſches Gewiſſen drängt ihn, ſich mit dem Thema des Hyperion von neuem abzufinden. Fern von Jenas philoſophiſchem Getriebe, frei von der Angſt vor dem Meiſter, befragt er noch einmal die große Natur nach dem Schickſale des Genius, und der aufdämmernde Stern ſeiner Frankfurter Liebe kündet ihm nichts anderes als die Stille des Waltershäuſer Aufenthaltes: „Uns iſt gegeben auf keiner Stätte zu ruhn.“ Der Fluch des principium individuationis, die Leiden des Einzelnen und die erſehnte Erlöſung und Auflöſung im All, die Unerbittlichkeit des Schickſals und die ſehnſüchtige Klage über die verlorene Herrlichkeit des helleniſchen Paradieſes — aus all dieſem Irrſal verheißt ihm ſein Inneres noch immer keine befriedigende Löſung. Rouſſeaus Naturevangelium bleibt der einzigſte Troſt. Der neue Roman fängt dort an, wo das Thaliafragment aufhörte; Hyperion wird zum Eremiten, der auf den Höhn des korinthiſchen Iſthmus einem ſelbſtvergeſſenden Nirwana entgegendämmert. Nur zweierlei hat ihn der Jenaer Schiffbruch gelehrt: „Hätt ich doch nie gehandelt, um wie manche Hoffnung wär ich reicher!“ und „Ein Gott iſt der Menſch, wenn er träumt, ein Bettler wenn er nachdenkt“. Mit dieſen Worten entſagt er bewußt der Spekulation Schillers und Fichtes, ohne übrigens dadurch in der

Verehrung ihrer Perſonen geſtört zu ſein; er flieht aus der Ordnung klaſſiſcher Maximen in den dionyſiſchen Taumel, der nur in Schönheit erlöſt werden kann, — aber dieſe Hoffnung iſt unter den Ruinen von Athen begraben!

Folgendermaßen entwickelt ſich die Handlung: Der Greis Adamas weiht den begabten Knaben Hyperion zum Erneuerer der goldenen Zeit, ſofern der Knabe ſeinen Geiſt in den Ideen des Altertums ausreifen läßt. Aber Hyperion kommt zu früh unter die Menſchen, und er verliert ſein Ziel, da er die Unheilbarkeit ſeines Jahrhunderts erkennt. Nun ſucht er den Verluſt einer Welt in einer ſchönen Seele zu erſetzen. Alabanda wird ſein Freund, aber er enttäuſcht ihn, da er, ein Zögling der Not, mit ſeiner Schwärmerei nicht ſchritt hält. Danach begeiſtert Hyperion ſich in der Liebe zu Diotima; aber er verdirbt ſich das ſchöne Verhältnis durch ſeine Leidenſchaft. Als Ausweg weiſt ihm Diotima ſelbſt ein höheres Ziel, nach dem er ſtreben ſoll, um aus einem Träumer zum Handelnden zu reifen; Hyperion faßt auch den Entſchluß, auf Studienreiſen ſich allmählich zu einem geiſtigen Befreier Griechenlands zu erziehen. Sofort aber durchkreuzt Alabanda Diotimas Rettungswerk, indem er Hyperion zur Führung eines ausſichtsloſen Aufſtandes fortreißt. Schnell ernüchtert, ſucht Hyperion bereuend und Diotima entſagend den Tod in der Schlacht; natürlich läßt ihn das Schickſal am Leben. Durch Alabandas Pflege neu geſtärkt, knüpft er zu aller Unheil wieder mit Diotima an. Alabanda hat inzwiſchen zu Diotima Neigung gefaßt, nun opfert er

ſeine Liebe dem künftigen Glücke des Freundes und ſtellt ſich dem Gerichte eines Geheimbundes, den er Hyperions wegen verraten hat. Diotima jedoch hat ſich inzwiſchen um Hyperions Verfehlungen willen in Siechtum verzehrt; ſtatt ihrer neuen Verheißung empfängt Hyperion ihr Vermächtnis und ihre Todesnachricht. Der vereinſamte Hyperion fühlt nicht die Kraft zu freiwilligem Tod; unſtet kommt er nach Deutſchland, wo er an dem Volke verzweifelt, während der deutſche Frühling ihm die erlöſende Idee offenbart, daß alles Irrende in der Seele der Welt unſterblich vereint iſt.

Die Sprache iſt wieder die alte geworden, und die Briefform iſt erneuert. Dieſe Form, geeigneter zur Darſtellung von Empfindungen als zur Erzählung, iſt unzweifelhaft ein Mißgriff, wenn nicht etwas unmittelbar vor der Niederſchrift Erlebtes mitgeteilt, ſondern eine längſt vergangene Entwickelung überſchaut wird, zum mindeſten aber hier, wo der Schilderer den Rückblick durch eine Glut des Ausdrucks trübt, die unmittelbarer Empfindung entſpricht.

Die erſten zwei Bücher erſchienen Oſtern 1797, die letzten zwei erſt Oſtern 1799. Während die Geſtalt des Alabanda literariſchen Anregungen ihr Daſein verdankt, hat Hölderlin im zweiten Buche der ſeligen Stimmung ausgibigen Raum gewährt, die die keimende Liebe zu Suſette in ihm erweckte. Seine Fähigkeit zu motivieren und zu charakteriſieren iſt nicht gewachſen. Diotima, die ſchon als Melite als ein traumhaftes Weſen, „ganz aus Licht und Glanz gewebt“ gedacht war, behält auch jetzt das ſchemen-

haſte, überſinnliche eines platoniſchen Genius. Hölderlin will ja auch keine Menſchen ſchildern, ſondern Weſen, die als ſolche das reine Sein nur trüben, in ihrem Verhältnis zur Idee darſtellen. Zwiſchen dem erſten und zweiten Teil liegt die große Qual der Hölderliniſchen Liebe; ihre Bitterniſſe haben oft genug dem Dichter die Feder ſchärfer geſpitzt, beſonders in der mit Herzblut geſchriebenen Abſage an die Deutſchen.

Der erſte Teil findet in der Schönheit der Natur die Schönheit, die das Leben verloren; der zweite gibt, anſtatt auf dieſe Erkenntnis hinzuführen, zwei andere Heilswege, die Selbſtbefreiung durch den Tod und die Erlöſung durch die Hoffnung. An dieſem inneren Widerſpruch iſt die verſchiedene Abfaſſungszeit ſchuld. Der Unſterblichkeitsgedanke, der ſchon als Kantiſches Poſtulat Hölderlin lebhaft beſchäftigte, wurde ihm ſelbſt zum perſönlichen Bedürfnis, ſobald er ſich ſeiner Liebe und ihrer Hoffnungsloſigkeit bewußt wurde: ſo hängen das Gedicht Diotima und das Schlußkapitel des Romans zuſammen. Der jede verſöhnliche Entwickelung abſchneidende Anfang des Romanes war wohl ſchon gedruckt, ehe das Gedicht Diotima entſtand; das letzte Kapitel iſt nur unorganiſch dem Ganzen angefügt. Aber auch die Löſung des peſſimiſtiſchen Problemes durch den Tod iſt nicht konſequent durchgeführt. Obwohl Alabanda und Diotima durch Hyperion zu Grunde gehen, kommen ſie doch der Notwendigkeit des Schickſals mit freiem Willen entgegen. Alabanda ſtirbt, indem er ſich opfert, und doch verſteht Hyperion ſein

Glaubensbekenntnis nicht, nach dem „wir durch uns ſelber ſind, und nur aus freier Luſt ſo innig mit dem All verbunden". Diotimas Siechtum iſt die innerſte Konſequenz ihrer ſchönen Seele, nicht für Hyperion, für Diotima ſelbſt gilt das Wort: „Wer ſo den Tod erfuhr, wie du, erholt allein ſich unter den Göttern." Sie ſtirbt den Liebestod der metaphyſiſch zarten Frauen, ſo ſtirbt Goethes Mignon, ſo Jean Pauls Liane. Alabanda und Diotima durften nicht in Freiheit ſterben, ſondern mußten gezwungene Opfer Hyperions ſein, und Hyperion hätte wie Werther ſterben müſſen. Da das aber die durch den Eingang feſtgelegte Situation verbot, ſo kann ſich Hyperion nur für zu unvollkommen erachten, um gleich dem großen Sizilianer Empedokles, durch einen Sturz in den Ätnakrater, ungerufen der Natur ans Herz zu fliegen. — Der Plan des zweiten Teiles iſt verworren.

Eben dieſe Geſtalt des Empedokles hatte die Verwirrung in Hölderlins poetiſcher Ökonomie angerichtet. Bald nach dem Erſcheinen des erſten Hyperionbandes machte er „den ganzen detaillierten Plan eines Trauerſpieles", deſſen Stoff ihn hinriß; es ſollte „der Tod des Empedokles" heißen.

Der Charakter des Empedokles von Agrigent, des Begründers des Prinzipes vom Lieben und Haſſen der Elemente, erſcheint in der neueren Wiſſenſchaft als eine Miſchung von Fauſt und Caglioſtro. Diogenes von Laërte iſt ſein bekannteſter Biograph geweſen. Als Arzt, Lehrer und Staatsmann ſeinen Mitbürgern überlegen, erſcheint Empedokles als ein

Wundertäter, als Dichter pantheistischer Philosopheme erhebt er sich im Einklang mit der Natur zum Gefühle der Gottheit; er sagt es den Laien in folgenden merkwürdigen Versen:

O Freunde, die ihr die große Stadt
am gelben Agragas
Bewohnt, die Burg des Staats,
beflissen guter Werke,
Ich grüße euch; ich aber bin euch
ein unsterblicher Gott,
nicht mehr sterblich.
Ich wandle unter allen geehrt,
wie sichs gebührt,
mit Binden umgeben
und Blütenkränzen,
Mit denen in blühende Städte
ich kommen werde,
Geehrt von Männern und Frauen.

Sein Tod ist sagenhaft; es heißt, daß er, dem Volke den Glauben an seine Göttlichkeit zu erhalten, in den Krater des Ätna gesprungen sei, sodaß seine sterblichen Reste den Augen der Welt entrückt würden. Aber der Ätna habe seine eisernen Sandalen wieder ausgespieen.

Diese Sage, in der sich das Griechentum bis zur Karikatur menschlich zeigt, und die Person ihres Trägers waren dem XVIII. Jahrhundert interessant genug, und der Stoff lag für Hölderlin am Wege. Ohne sich um die überkommene Fabel zu kümmern, entzückt er sich an dem Motive des Feuertodes im Ätna. Was er aus eigenem nicht vermochte, gewährte ihm dieses poetische Bild; es leitet

ihn aus dem Labyrinth seines Problemes auf die Bahn Werthers: Das vom Leben stets unbefriedigte Individuum erlöst sich von der Qual der Einzelexistenz durch den freigewählten Tod.

Folgendermaßen legt Hölderlin den neuen Plan an: Empedokles, durch sein Gemüt und seine Philosophie schon längst sehr zu Kulturhaß gestimmt, zu Verachtung alles bestimmten Geschäfts, alles nach verschiedenen Gegenständen gerichteten Interesses, ein Todfeind aller einseitigen Existenz und deswegen auch in wirklich schönen Verhältnissen unbefriedigt, unstet, leidend, bloß weil sie besondere Verhältnisse sind und, nur im großen Akkord mit allem Lebendigen empfunden, ganz ihn erfüllen, bloß weil er nicht mit allgegenwärtigem Herzen innig, wie ein Gott, und frei und ausgebreitet, wie ein Gott, in ihnen leben und lieben kann, bloß weil er, sobald sein Herz und sein Gedanke das Vorhandene umfaßt, ans Gesetz der Succession gebunden ist . . .

Dieser Empedokles zieht sich auf einige äußere Veranlassung hin auf den Ätna zurück, wo eine immer entschiedenere „Devotion gegen die Natur" nach kurzem Rückfall schließlich den längst dämmernden Entschluß in ihm reift, „durch freiwilligen Tod sich mit der unendlichen Natur zu vereinen". Die zufälligen Veranlassungen zu seinem Entschlusse fallen alsbald ganz für ihn weg, „und er betrachtet ihn als eine Notwendigkeit, die aus seinem innersten Wesen folge . . . . Bald darauf stürzt sich Empedokles in den lodernden Ätna."

Hyperions und Empedokles Charaktere sind identisch; es ist verständlich, daß der einfachere Gedankengang des neuen Stoffes Hölderlin aus der ursprünglichen Anlage des Hyperion hinausstörte.

Das Lebend'ge will ich preiſen,
Das nach Flammentod ſich ſehnet...

Sterben und Werden iſt für Goethe ein wohlzubehütendes Myſterium, in deſſen Betrachtung ſich ſeine olympiſche Heiterkeit tiefer genießt; Hölderlin gibt ſich hin:

Doch heilig biſt du mir, wie der Erde Macht,
Die dich hinwegnahm, kühner Getöteter!
Und folgen möcht ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.

So verhält ſich die Weisheit der Perſer, die Goethen anregte, zur Myſtik der Inder, der Hölderlins Anſchauung verwandt iſt. Wir ſtehen in der Zeit, wo der deutſche Geiſt für die romantiſchen Bemühungen um Indien empfänglich wird. Schopenhauers Philoſophie kündigt ſich an.

Aber die Seufzer der Kreatur, die Hyperion trotz der Natur verzweifeln laſſen, und Werther die Piſtole in die Hand nötigen, klingen in dem Zuſammenhange des neuen Planes wie Seufzer der Liebe zum Unendlichen; Empedokles Tod iſt eine Tat freier Lebensluſt, „ſo ſchmelzt' im Weine Perlen der Übermut der Königin!" Auch in der folgerichtigeren Löſung der peſſimiſtiſchen Frage verleugnet ſich der Künſtler in Hölderlin nicht, der die ihm im Leben einſtürzende Welt doch immer wieder innerlich neu aufzubauen verſucht. Hatte der Dichter in behaglichen Zeiten die Unluſt am Leben verherrlicht, ſo verkündete er in den Tagen der Liebeszerriſſenheit die Luſt am Tode, dem Begründer des Lebens. Über die Reizungen der Luſt und Unluſt aber wuchs er hinaus, ſobald

ſein Gemüt durch die Trennung von Frankfurt unheilbar verwundet war. In Homburg beginnt er einen neuen „Empedokles“ auszuführen; und dieſe Dichtung iſt mit jedem ihrer ſehnenden Töne ein Ausdruck der ſich läuternden Dichterſeele.

Demgemäß wird das Ätnamotiv auf eine völlig neue tragiſche Grundlage geſtellt.

Wie angedeutet, war Hegel durch Vermittelung Hölderlins mit Beginn des Jahres 1797 als Hauslehrer nach Frankfurt gekommen. Hegel erſchien dem Freunde weniger munter, in ſich gekehrter als vormals. Er war nach ſeinem Abgang vom Stift Hofmeiſter in der Schweiz geweſen, und in dieſer Zeit hatten in ſeinem äſthetiſch angelegten Geiſte Theologie und Spekulation den Grund zu ſeinem künftigen Syſteme gelegt. Hegels nachmals ſo berüchtigte Bezeichnung des Abſoluten als „Geiſt“ hatte, ohne die Merkmale des Logiſchen, urſprünglich den gleichen Sinn, wie die alte Liebesphiloſophie der Schwaben. „Liebe“ wiederum war nur eine Weiterdeutung der abſoluten Idee, die er in der Schweiz aus der εἱμαρμένη der griechiſchen Tragödie gewonnen zu haben ſcheint. An der Hand des Begriffes Schickſal macht er den Sprung vom kritiſchen zum abſoluten Standpunkt. Aus Kants praktiſcher Philoſophie, ſeiner Ethik und Theologie, gewinnt er ſo die Vorſtellung von Chriſtus, der das Schickſal ſeines Volkes durch ſeinen Tod verſöhnt, und von der Tragik des Genies, das durch ſeine Sündenloſigkeit das Schickſal ſelbſt verletzt. Auf dieſe Weiſe iſt der Vorſtellung des Schickſals das Zufällige genommen, und Bewußtſein untergelegt, wäh-

rend Kants aus reiner Vernunft geſchöpfte Begriffe objektiv geeinigt ſind. Der Tiefſinn dieſer Spekulationen konnte Hölderlin in freundſchaftlichem Symphiloſophieren nicht verborgen bleiben, und ſo entfernt ſich die Grundanſchauung des neuen „Empedokles“ gleichſehr von der griechiſchen Tragödie wie von der Tendenz Hyperions. Das Ende des Empedokles erfüllt ſich nach den Geſetzen der „reifenden Zeit“, die den Sterblichen nicht mehr wahllos belaſten, ſondern ſich im Wunder des erlöſenden Genies offenbaren. Der knabenhaft haltloſe Weltſchmerz Hölderlins iſt abgeſtreift, der Geläuterte hat in der Äſthetik Hegels jetzt einen Ruhepunkt gefunden.

Der Stoff iſt völlig undramatiſch. Weil die Quellen zu Hegels Jugendphiloſophie ſpärlich fließen, genüge es, den Gedankengang des Dichters mit dem Heilswege zu vergleichen, den Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ zur Selbſterlöſung vorſchreibt. Kant unterſcheidet eine innerliche Wiedergeburt des Sünders und ein damit parallel gehendes äußeres „ſtellvertretendes“ Leiden. Empedokles hat eine Schuld auf ſich geladen, ihre notwendige Sühnung muß alſo ebenſoſehr aus innerer Erkenntnis des Empedokles, wie durch die äußeren Umſtände begründet werden; man darf daher auch in dieſer Dichtung keine tragiſchen Konflikte oder kunſtvolle Linienführung erwarten, ſondern nur eine Folge einfacher Stimmungen, die ſich nach einem metaphyſiſchen Geſetze auf einem Hintergrunde zufälliger Ereigniſſe abwandeln. Empedokles hat ſich in der Seligkeit unendlicher Hingabe an die Natur

einen Gott genannt. Mit dem geſprochenen Wort hat er frevelhaft die Wonnen des reinen Seins zerſtört. Der Anlaß zu der Prägnanz des Wortes Gott ruht in dem genannten Worte des Empedokles, das Diogenes von Laërte überliefert hat. Der perſönliche Hintergrund dieſes ſchwierigen Myſteriums umfaßt den ganzen Weg, den Hölderlins Spekulation bislang überhaupt gegangen iſt. Nach dieſer überſinnlichen Schuld gegen das Schickſal muß Empedokles durch freiwilliges und gleichzeitig notwendiges Leiden das Schickſal verſöhnen. So dienen ihm die ungerechte Strafe der Verbannung, die Leiden des Elends und die Verſuchungen des Jüngers und des reuigen Volkes zugleich zur Qual und zur Befriedigung. Der Tod iſt das letzte Leiden, das er auskoſtet, damit ſein Geiſt der Gnade, ſich wieder mit der Seele der Welt zu vereinigen, teilhaftig wird.

Das Drama „Empedokles“ iſt alſo eine „tragiſche Analyſis“ in antikem Sinne, in der die Schuld des Helden vor dem Anfange liegt. Die Bahn, die Empedokles zurückzulegen hat, iſt dieſelbe, die „Ajas der Geißelſchwinger“ von der Erkenntnis ſeines Wahnwitzes bis zum ſühnenden Ende zurücklegt. Weiter aber als die individuelle Schuld des Ajas führt die Faſſung der Schuld des Empedokles. Wie Kant die Wiedergeburt des einzelnen neben die Wiedergeburt der Welt im Leiden des Welterlöſers ſetzt, ſo ſteht bei Sophokles neben Ajas Läuterung diejenige des Ödipus auf Kolonos, mit deſſen Tod das Schickſal eines ganzen Volkes beſiegelt wird. Genau ſo hat Empedokles Tod im Ätna univerſellen Hinter-

grund, der leidende Held wird zum Erlöser. Sokrates ſtirbt als Märtyrer, Werther aus Verzweiflung, Marquis Poſa aus Schwärmerei, Alabanda aus freundſchaftlicher Rückſicht, — Empedokles aber übernimmt den Tod als letztes Ziel ſeines Schickſals und befreit ſo ſein erlöſungsbedürftiges Volk. Während der Arbeit am Empedokles ſchreibt Hölderlin das Gedicht „Meiner verehrungswürdigen Großmutter zum zweiundſiebzigſten Geburtstag“, in dem er ſich ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder ausdrücklich auf Chriſtus bezieht; die Worte, mit denen er Chriſtus preiſt, ſtimmen ausnahmslos auf Empedokles zu. Noch immer aber iſt das Symbol dieſes umfaſſenden Myſteriums die Natur, und die große Bergpredigt, in der der ſcheidende Empedokles dem aufmerkenden Volk ſein „Heiligtum“ zum Vermächtnis gibt, kündet den „lebendigen Olymp“. Mit dem Kultus der alten vier Elemente, die der hiſtoriſche Empedokles zuerſt unterſchieden hat, begründet ſich in dem verjüngten Idealſtaate Agrigent das „Reich Gottes“.

Daß Hölderlin den Peſſimismus überwunden hat, verkündet ſein Held ſelbſt:

O darum ward das Leben dir ſo leicht,
Daß du des Überwinders Freuden all
In einer vollen Tat am Ende fändeſt?

Aber auch dieſes Überwindertum iſt paſſiv, jämmerlich und erhaben zugleich. Dieſe Dichtung iſt das Hohelied des Leidens. Chriſtus, Ödipus, nicht minder auch das Tübinger Idealbild Rouſſeaus vereinigen ſich im Empedokles zum Typus des dennoch ſiegreichen

Dulders. Hölderlin triumphiert, indem er die eigene Tragik zur allgemeinen und die Unvollkommenheit des Menſchen zum Ethos des Genies erhebt.

Empedokles iſt alſo kein dramatiſcher Held; er iſt ein Symbol des Allen, und des einen Hölderlins ſelbſt, auch in ſeinen energiſchen Zügen, in aller Seligkeit ſeiner Liebe, aller Zerriſſenheit und Reſignation, in der wachſenden Erkenntnis ſeines dichteriſchen Zieles und der leidenſchaftlichen Sorge für die Forderungen ſeiner Seele. Empedokles umfaßt alles Prophetentum, das Poſa und die franzöſiſche Revolution erregen konnten, er iſt der titaniſche Geiſt Fichtes und Schillers. Neben Empedokles ſteht der Jünger Pauſanias, in deſſen Worten Hölderlin all ſeine Pietät vor geiſtiger Übermacht, vor allem ſeine Anhänglichkeit an Schiller niedergelegt hat. Unter dem Namen Panthea iſt Diotima in einer Nebenrolle wieder auferſtanden; ſie bildet mit ihrer Partnerin, dem liebenswürdigen Weltkind Rhea, einen lyriſch betrachtenden Chor, in dem ſich Antigone und Ismene ſpiegeln. Allen Haß gegen Pfaffenherrſchaft, alle politiſche Verſtimmung und perſönliche Verbitterung ballt Hölderlin zur Geſtalt des heuchleriſchen Oberprieſters Hermokrates, der das Volk zur undankbaren Verbannung des Empedokles aufhetzt. Es tut dem inneren Werte dieſes dramatiſchen Verſuches keinen Abbruch, daß Sophokles hier faſt alle Situationen beſtreiten mußte. — Von den zwei Akten ſtellt der erſte das Schuldbewußtſein des Empedokles und ſeine Strafe, der zweite ſiegreich überwundene Verſuchungen und die Befreiung dar.

Alsbald ſtößt Hölderlin die Arbeit um.

Von der neuen Faſſung iſt nicht viel erhalten. Der dramatiſche Aufbau hätte nach allem ſtraffer werden ſollen; der Dialog iſt abgetönter, das Versmaß geändert. War Hölderlin ſchon an lyriſchen Stellen der erſten Arbeit vom fünffüßigen Jambus zu freien Verſen übergegangen, ſo läßt er jetzt auch im Dialog dem Spiele der im Rhythmus liegenden Mächte willkürlichen Lauf. Die Figur des prieſterlichen Gegners iſt klarer und weniger gehäſſig herausgearbeitet. Das iſt kein Heuchler mehr, ſondern ein von der Würde des Prieſtertums durchdrungener Eſoteriker, der die Schrankenloſigkeit des Genius und ihre Tragik wohl begreift, eine menſchenverachtende Herrſchernatur, die das Volk nach ſeiner Torheit bewertet, und die ſich im Außerordentlichen der Anlage mit Empedokles verwandt fühlt. Auch die Motivierung iſt vertieft. Empedokles ſoll ſeiner Selbſtvergötterung wegen beim Volke als Läſterer verklagt werden, ſo daß der Zuſammenhang zwiſchen Schuldbewußtſein und äußerer Strafe innerlicher wird. Er prüft den erſten Kodex mit überlegenden Anmerkungen nach, Empedokles ſoll dem Fluche des Prieſters keinen Gegenfluch mehr entgegenſetzen, die Wucht des Leidens ſoll an manchen Stellen ſtärker hervorgehoben werden. Er wendet ſich vom Individuellen und Charakteriſtiſchen zum Typiſchen; alle kleinen Züge, die Hölderlin aus des Diogenes von Laërte Lebensbeſchreibung übernommen hatte, werden ausgemerzt. Dieſer Weltmythus mußte ohne irgend einen Schmuck faſt in lauter großen Tönen harmoniſch

wechſelnd fortſchreiten, es gab eben für Hölderlin nur noch die eine Arbeit:

. . . . Einmal
Lebt' ich wie Götter, und mehr bedarfs nicht.

Bei jedem Stocken des dichteriſchen Fluſſes verfällt er in theoretiſche Erwägungen. Unter der Hand entſteht dem ſtets mit der Feder denkenden und alle Gedanken in nervöſer Haſt hinwühlenden Dichter eine Philoſophie der Kunſt; allerdings nur eine Poetik, denn über die Schweſterkünſte findet ſich in ſeinen Papieren nichts; trotzdem iſt er auf dem beſten Wege zu einer umfaſſenden Allkunſt. Wie er Plato und Sophokles, Kant, Schiller und Hegel zu übereinſtimmenden Zielen vereinigte, ſo fallen die Schranken der poetiſchen Gattungen für ihn nicht nur in der Praxis zuſammen: „Der tragiſche Dichter", heißt es einmal, „tut wohl, den lyriſchen, der lyriſche den epiſchen, der epiſche den tragiſchen zu ſtudieren. Denn im tragiſchen liegt die Vollendung des epiſchen, im epiſchen die Vollendung des lyriſchen; denn wenn ſchon die Vollendung von allen ein vermiſchter Ausdruck von allen iſt, ſo iſt doch eine der drei Seiten in jedem die hervorſtechendſte."

Daneben beſchäftigt ihn das Geheimnis der Sprache. Hier zeigt ſich eine kühne Konſequenz des Denkens, die Hegel nie ſo weit getrieben hat. Wie die Logik der Grammatik ihm das unmittelbare Abbild des logiſchen Weltgeiſtes iſt, ſo gilt es, den Mechanismus des logiſchen Prozeſſes auch auf die vollendeten Werke der Kunſt zu übertragen. Die von Schelling

entwickelte Theorie des Kunſtwerkes, das als eine individuelle Organiſation ſich aus dem Organismus des Alls loslöſt, erſcheint hier in hegeliſchem Gewande. Seine Kunſtphiloſophie beſchäftigt ihn noch bis in die Jahre der Zerrüttung hinein. Briefe, Konzepte und die Dokumente der ſpäteren Zeit ergänzen ſich. Dieſe ſind neben den Vorreden zu den Sophokles-Überſetzungen unſchätzbare Aufzeichnungen Bettinas in der „Günderode"; und wer Bettinens Glaubwürdigkeit nicht ſonderlich traut, erfreue ſich an dem Zuſammenhang des Denkens, der ſich hier von Hölderlin und den anderen ſchwäbiſchen Denkern zu der „ſchwebenden Religion" dieſer Sibylle und den philoſophiſchen Phantaſien der jüngeren Romantiker fortlaufend beweiſt. Er will das Kunſtwerk nicht nach dem Eindruck, den es hervorruft, beurteilt wiſſen, ſondern nach ſeinem inneren Geſetz, in dem die Schönheit beſteht. Die Logik des Unendlichen offenbart ſich nicht in faßbaren Geſetzen, das Weſen des Weltgeiſtes iſt Rhythmus, im Dichter offenbart ſich der dichtende Gott. Nur ein Geſetz gilt für die unendlichen Möglichkeiten der Kunſt, das iſt das Geſetz der harmoniſchen Kompoſition. Ihr Geheimnis liegt in der polariſchen Entgegenſetzung des dichteriſchen Wahnſinns und des bildenden Triebes, des aorgiſchen und des organiſchen, und in der Vereinigung beider in „einem Momente des Beſinnens im Geiſt", der Cäſur. Mit dieſem „poetiſchen Kalkul" ſtudiert er Schillers Räuber und den Fiesco als Vorbilder der Empedoklesdichtung, und auf die Wirkung der Cäſur im Rhythmus des tragiſchen Ablaufs

hin unterſucht noch der Wahnſinnige die Dramen des Sophokles. Die Erkenntnis, daß den Dichter der Gott gebrauche, als Pfeil, ſeinen Rhythmus vom Bogen zu ſchnellen, zeigt ſich von nun ab auch in äußerlichen Zügen ſeiner Dichtung; er häuft die adjektiviſchen Neutra in ſeinem Zuge zum Abſoluten, und wie ſchon Lichtenberg für den Zuſtand der poetiſchen Empfängnis ſtatt eines „ich denke" die Wendung „es denkt" vorſchlägt, ſo heißt es bei Hölderlin ſpäter:

„Noch denket das mir wohl . ."

Von den Anfängen dieſer Philoſophie über künſtleriſche Probleme breitet er ſich allmählich zu einer Erkenntnis des hiſtoriſchen Prozeſſes auf abſoluter Grundlage aus; alles Geſchehen iſt ihm polariſches Spiel der Extreme des aorgiſchen und organiſchen. Und ſo entſteht dem Freunde Hegels und Schellings jetzt eine neue abſolute Philoſophie, die in den ſchematiſchen Konſtruktionen Hegels die intellektuelle Anſchauung Schellings bindet. Hölderlin nennt ſeine neue Weltanſchauung „Humanismus", ſie enthält „Vereinigung und Verſöhnung der Wiſſenſchaft mit dem Leben, der Kunſt und des Geſchmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verſtande, des Wirklichen mit dem Idealiſchen, des Gebildeten (im weiteſten Sinne des Worts) mit der Natur."

Anderes wollte auch die Äſthetik der romantiſchen Schule nicht, die ſich zur Zeit, als Hölderlin in Homburg grübelte, mit dem „Athenäum" unabweisbar kundtat. Hölderlin fühlte das gemeinſame

Ziel, ſo ſehr er ſich auch zunächſt von den perſönlichen Eigenſchaften dieſer Modernen abgeſtoßen fühlen mußte. Er wirft den neuen Verſuchen Senſationsluſt, Parteilichkeit und Übertreibung vor. Das Schickſal brachte Hölderlin nicht mit Novalis zuſammen, der ihm vielfach verwandt war, Schelling, deſſen Stern damals in Jena aufging, war ihm fremder geworden, ſonſt aber iſt wirklich kein größerer Unterſchied denkbar, als der zwiſchen Hölderlin, dem begeiſterten Jünger der Tragödie, und Friedrich Schlegel, dem ironiſchen Geſetzgeber des Romans. Hölderlin findet in ſich die „reinere Überzeugung". — In eben dieſem Kreiſe aber war man kürzlich auf ihn aufmerkſam geworden. A. W. Schlegel hatte in einer abfälligen Rezenſion des letzten Neuffer'ſchen Almanachs nur Hölderlins Gedichte mit warmem Lobe ausgenommen und ihm zur Fortſetzung des Empedokles Glück gewünſcht, deſſen Beendigung er in der Ode „an die Parzen" erſehnt hatte. Dieſe Erwähnung ſollte Hölderlins einzige öffentliche Anerkennung bleiben.

Hölderlin peinigte die Ausſicht auf ſeine materiell unſichere Zukunft. Gehoben durch dieſe äußere Anregung und das Selbſtgefühl über ſeine künſtleriſchen und theoretiſchen Ideen, beſchließt er im Juni 1799 zur Sicherung ſeiner Exiſtenz ein Journal zu gründen, worin er ſeine Homburger Arbeiten zu verwerten gedachte. Durch Neuffer knüpft er mit dem aufſtrebenden Verleger Steinkopf in Stuttgart geſchäftliche Verhandlungen an, die ihn mit den hochgeſpannteſten Hoffnungen erfüllen. Er fühlt ſich als Protektor des überſchwenglichen Siegfried Schmidt,

der ihm mit anderen jungen Dichtern damals nahe getreten war, und ſetzt ſich mit Heinſe, Bouterwek, dem alten Freunde Conz, vor allem mit dem langvernachläſſigten Schelling von neuem in Verbindung; dann bittet er, nicht ohne innere Zweifel, auf Steinkopfs Antrieb, die Großen — Herder, Schiller und Goethe, — um Beiträge. Steinkopf ſelbſt war kühler und ſuchte vor allem Hölderlins Muſe einem großen Publikum dienſtbar zu machen. Seine Forderung einer populären Stilprobe erfüllte Hölderlin mit der Abfaſſung der Verserzählung „Emilie vor ihrem Brauttag". Hölderlin ſelbſt glaubte hier trotz flüchtiger Arbeit den inneren Geſetzen ſeiner Poeſie genügt zu haben. Allmählich erfüllt ſich das Schickſal des journaliſtiſchen Planes. A. W. Schlegel geſtattet die Nennung ſeines Namens, Schelling iſt gern erbötig, hat aber nur Vorleſungsmanuſkripte verfügbar, und wenn auch die ſchwäbiſchen Freunde willfährig ſind, ſo bleiben doch die Namen von Klang aus; Schiller antwortet freundſchaftlichſt ablehnend, warnt ſogar aus eigener Erfahrung vor ſolchem Unternehmen, und die übrigen antworten überhaupt nicht. Nun zieht ſich Steinkopf verbindlich zurück. Hölderlin bricht unter dem neuen Mißerfolge zuſammen. Ein flüchtiges Projekt, mit Schillers Unterſtützung nach Jena zurückzukehren und dort Vorleſungen zu halten, ſcheitert. Neuerdings drängen ihn die Seinigen zu anderweitiger endlicher Sicherung ſeiner bürgerlichen Exiſtenz. Das Geſpenſt, vielleicht doch noch ein geiſtliches Amt übernehmen zu müſſen, lähmt ſeine Tatkraft. Fieberhaft muten uns ſeine Be-

mühungen an, die Entſcheidung hinauszuſchieben, er ſchützt die Vollendung der früheren Arbeiten vor.

Und doch wurde Empedokles nicht beendigt; er verlor die Sammlung, den Sieg des Welterlöſers abſchließend darzuſtellen. Aber die Meiſterſchaft, die der Dramatiker nicht erringen konnte, offenbart ſich jetzt in ſeiner Lyrik. Die Natur iſt nicht mehr überliefertes Ideal; Blumen und ſäuſelnde Haine, das Rauſchen der Quellen und der Liebesatem des Äthers, die Elemente, in denen Hyperion und Empedokles webten, verbinden ſich in den Oden der Homburger Zeit zu feſten Bildern. In Schilderungen der Neckarlandſchaft, und Heidelbergs und in ſeinen Abendſtimmungen iſt alle Sehnſucht in löſendem Anſchaun entſchlummert. Der waſſerhelle Kriſtall, gleich dem ſeine Seele in den Frankfurter Oden leuchtete, reflektiert ſeine Umgebung. Hier iſt der Höhepunkt der deutſchen Odendichtung. Wie er in der Emilie die Stimmung ungetrübten Glückes objektiv geſtaltete und mit dem Glanze der reifen Mittagsſtrahlen, die er liebte, übergießen konnte, ſo widerruft er ſeine Abſage an die Deutſchen und preiſt im feiernden Liede den Tod fürs Vaterland. Wenn die alten Wunden von neuem aufbrechen wollen, beſpricht er ſie mit der Größe ſeiner Künſtlerſeele.

Die über alles ſchöne Elegie „Menons Klage um Diotima" zeigt anfangs zwar wieder die Unraſt des gehetzten Hyperion:

. . . ſo flieht das getroffene Wild in die Wälder,
Wo es um Mittag ſonſt ſicher im Dunkel geruht,

Aber nimmer erquickt ſein grünes Lager das Herz ihm,
Jammernd und ſchlummerlos treibt es der Stachel umher.

Aber dieſe Verzweiflung iſt doch gemildert. Menon iſt der Künſtler, dem ein Gott ſeine Leiden zu ſagen gab, und ſo trägt ihn Ergebung, im Glauben auf den künftigen Triumph, und die Hoffnung der Wiederbegegnung „auf tauender Inſel“:

Wo die Geſänge wahr, und länger die Frühlinge ſchön ſind,
Und von neuem ein Jahr unſerer Seele beginnt.

Aber den Anforderungen ſeiner Kunſt waren ſeine Kräfte nicht gewachſen. — Der Friede der ſchwäbiſchen Heimat lockt allmählich mächtiger, als ihn der ungewiſſe Kampf um ſeine Selbſtändigkeit als freier Schriftſteller aufrecht halten kann. Nach dem Tode des Schwagers entſchließt er ſich im Frühjahr 1800 zu einem Beſuch der Seinen, um ſich dann endgültig als Privatlehrer in Stuttgart niederzulaſſen. Seine Angehörigen empfangen ihn mit unveränderter Liebe, doch verhehlen ſie ſich nicht, einen gebrochenen Mann vor ſich zu ſehen. Im Hauſe des Kaufmanns Landauer zu Stuttgart und im Kreiſe alter Freunde findet er zeitweiſe Ruhe und Zufriedenheit; trotz allem bleibt er reizbar und ohne rechte Arbeitskraft. Seine Briefe beängſtigen durch eine müde Feierlichkeit, mit der er einen kindlichen Familienſinn beteuert. Dann fühlt er ſich veranlaßt, mit Beginn des Jahres 1801 nach aufregenden Er-

wägungen eine neue Stelle als Hofmeiſter im Hauſe Gonzenbach zu Hauptwyl an der Thur zu übernehmen. Der Geiſt nüchterner Beſtrebtheit, der in dieſem Hauſe herrſchte, kümmerte ſich weniger um ſein liebebedürftiges Herz. Ein Unbehagen darüber ſcheint ihn wieder mehr gefeſtigt zu haben, vor allem ſtärkt ihn der Verkehr mit der Natur, der prachtvolle Ausblick auf die winterlichen Appenzeller und Glarner Alpen, und die Milde des frühzeitigen Frühlings, des erſten, den er ſeit drei Jahren mit „freier Seele und mit friſchen Sinnen" genießt. Trotz allem ſieht es bunt in ſeinem Kopfe aus, und in einem Brief an ſeinen Bruder philoſophiert er mit einer Eindringlichkeit des Tones, die hohe Nervoſität verrät. Er ſucht jetzt unmittelbaren Anſchluß an den Kreis der Romantiker, in deren Gemeinſchaft er in Vermehrens Muſenalmanach für 1802 erſcheint. Andere literariſche Beziehungen, und der Plan einer Sammlung ſeiner Gedichte machten es ihm vielleicht willkommen, daß Gonzenbach, ohne daß mehr als ein äußerer Grund erſichtlich wäre, freundſchaftlich ſelbſt ſeine Beziehungen zu Hölderlin löſte. Im Sommer 1801 iſt er wieder in Nürtingen; vom Erfolg der erhofften Verbindungen verlautet nichts. Wieder zur Suche nach einer Erwerbsquelle gezwungen, greift er noch einmal auf Schiller zurück, deſſen Überſiedelung nach Weimar ihm auf ſeinen Irrfahrten ganz entgangen war; er bittet mit rührendem Vertrauen den alten Gönner um ſeinen Rat zu dem Plane, etwa in Jena doch noch beſcheiden Vorleſungen zu halten. Dieſer Brief iſt das letzte verzögernde Moment im

Trauerſpiele von Hölderlins Leben. Schiller antwortet nicht; der Grund ſeines Schweigens fehlt uns. Hölderlin mußte ſich von ihm aufgegeben ſehn, und die Unruhe darüber mußte ihn vollends aufreiben. Nun wird er noch einmal verſchlagen. Freunde vermitteln ihm eine Hofmeiſterſtelle beim Hamburgiſchen Konſul Mayer in Bordeaux. Ende des Jahres 1801 reiſt er über Straßburg und Lyon, über die „gefürchteten überſchneiten" Höhen der Auvergne dorthin. Er wird freundlich empfangen; der ſüdliche Himmel und das fremde Volk, Erinnerungen an die Antike und die politiſchen Wirren des Landes ſcheinen ihn noch verſchiedentlich angeregt zu haben. Über die Einzelheiten dieſer Zeit ſind wir ſchlecht unterrichtet; nach wenigen Monaten ſollte ihn ſein Schickſal ereilen.

Hölderlin war dreißig Jahr alt, als er den Aufenthalt in Homburg aufgab. Als Menſch hat er zu wollen aufgehört, nur ſelten ſtören bittere Töne der Selbſtbeſinnung ſeine Dichtung. Dann ſchaut er, verwundert, daß ſich die Sehnſucht ſeiner Jugend erfüllt hat, nach den Menſchen aus, damit ſie ihm den Traum von der Stirne nehmen, und lichtſuchend, ein blinder Sänger, nimmt er die Zeit nur noch in ihrem Rauſchen war. Meiſt aber dichtet er in Feierſtunden reiner Anſchauung; neben der Ode entſtehen Elegien von wundervoller Bilderpracht. Die Teile des Gedankenganges ſind meiſt abgeſetzt, jede der Diſtichengruppen iſt auf einen beſonderen Ton geſtimmt, der zu den umgebenden in deutlichem Intervalle ſteht. So entſtehen Takte, in denen nach alter

Weiſe der Grundton in einer Doppelnote ausgehalten wird, während das gleitende elegiſche Versmaß leiſe dazu moduliert. „Im Rhythmus der Alten lächelt milde der Geiſt, freut ſich der ſüdlichen Luft," ſagt Friedrich Schlegel von Goethes Elegien; ſo ruht auch in dieſem Geſang, ſelbſt wenn er etwa im „Archipelagus" die „ſchreckhafte Herrlichkeit des Altertums" feiert, eine andächtige Freudigkeit. Anders die Oden dieſer Zeit! Man fühlt, daß der Geiſt des Dichters nach einem Heime von minder kunſtvoller Architektur ſtrebte. Die alten Metra brauchten keine Stürme mehr zu glätten, die Wallungen des Dichtergemütes ſind abgeebbt. Neben Oden, wie „der gefeſſelte Strom", deren gedrungener Bau von alter Kraft zeugt, ſtehen Erweiterungen und Umarbeitungen älterer Ideen, in denen Betrachtung oft zu Umſchweifen verführt, und die gehobene Sprache des Philoſophen die Sehnſucht nach den Schwingungen der Jünglingsſeele weckt, die in dieſen Rhythmen zu Hauſe waren. Nicht immer paßt die Wortſtellung zwanglos in das Metrum. Die Ode an Eduard und die ſpätere Faſſung von „Stimme des Volkes" zeigen ſinkende Kraft. Der Geſang iſt ihm nun ein freundliches Aſyl geworden.

Sein Ich dient ihm nur noch zum Spiegel der Welt. Er fühlt ſich mit dem All nicht mehr durch Liebesträume verbunden, ſondern beſcheidener ihm verwandt durch ein „vorzüglich Einiges und Einigendes", und dies, ſo ſchreibt er dem Bruder, „ſei unter uns Gott". A deo principium lautet auch ſein künſtleriſches Glaubensbekenntnis. „Die Welt als gött-

liches Kunſtwerk" iſt die Summe ſeiner Homburger Spekulationen, ſie wird jetzt das Thema ſeiner Odendichtung. Wiederum findet er dieſe Offenbarung noch nicht in der Gegenwart erfüllt. Aber in der Hoffnung, daß glückliches Leben nahe ſei, preiſt er den kommenden Frieden von Luneville und fleht er noch einmal auf ſeine Deutſchen die Vollendung der Menſchheit nieder. Und als Vorfreude deſſen ergötzt er ſich noch einmal im „Archipelagus" an der vollen Größe des griechiſchen Urbildes. Das zwar hat er doch gelernt, daß auch das gegenwärtige Leben gelebt werden muß, und daß auch des Volkes Stimme Gottes Stimme ſei, ſelbſt wo ſie ſich nicht in des Dichters Weiſe äußert. Wie das Beiſpiel der Xanthusſtadt zeigt, ergreift ja auch Völker das wunderbare Sehnen ins All zurückzukehren, denn Leben und Bleiben iſt ein Hemmnis. Aber die Götter hemmen ſelber die Sehnſucht der Sterblichen, und ſo gilt es lebensfreudig zu ſein; und ſo ſchreibt er einmal: „der hat viel gewonnen, der das Leben verſtehen kann, ohne zu trauern". Die Götterſprache des Wechſelns und Werdens zu verſtehen, und die Not und das Irrſal und die reißende Zeit, iſt der Starken friſches Glück. So hat alſo Hölderlin jetzt vollbracht. Aber dieſe Erhabenheit ſchafft der Menſch nicht als Titane aus ſich: „nicht iſt es gut zu weiſe zu ſein!" ſondern der Dichter führt ihn zur Vollendung. Er iſt der Prieſter des göttlichen Weltgeiſtes, er geſellt ſich den Menſchen, ihnen verſtehen zu helfen, und deutet die Sagen, er ſpricht mit der Gottheit und verkündet das große Myſterium.

Er verzweifelt, die Himmliſchen gebührend zu nennen, aber er kündet ihre Erſcheinungsformen. Die Stimmungsbilder am Anfange von „Heimkunft“ oder von „Brot und Wein“, die die Natur in ihren Zuſtänden und ihrem lebendigen Weben begreifen, ſind ſchlechtweg Religion. Aber das Schickſal des Dichters iſt tragiſch, wie Hölderlins eigenes. Er ſteht über dem Leben, aber er erträgt es nicht und läßt ſich von ihm zerbrechen; der Dichter opfert ſich — wenn er „ſich ſelbſt zu ſchön Liebend unterzugehen In die Fluten der Zeit ſich wirft“ — die Kunſt erlöſt das Leben.

Das allgemeine Prophetentum, in dem der Empedokles der Homburger Zeit zum Heiland emporwuchs, iſt in dieſen Oden abgeſtuft in der welterlöſenden Rolle des religiöſen Künſtlers. Wenn nun Hölderlin noch einmal zum Empedoklesſtoffe zurückkehrte, mußte das Drama dementſprechend umgeſtaltet werden. Der Größe der neuen Konzeption hält die künſtleriſche Geſtaltungskraft nicht mehr Stand. Der Torſo dieſes letzten Verſuches zeigt noch die alte lyriſche Kraft, aber einen weitſchweifigen Dialog. Ein Blick in die verworrenen Handſchriften zeigt Hölderlins verzweifelte Mühe, mit ſich überbietenden ſzeniſchen Skizzen die Anlage zu meiſtern, und das Beſtreben, durch philoſophiſche Erwägungen des tragiſchen Kernes ſich zu verſichern. Ein, durch den Schematismus des logiſchen Einſchlags ungenießbarer Aufſatz „Grund zum Empedokles“, entwickelt den inneren Rhythmus des Dramas aus den Extremen des Organiſchen und Aorgiſchen, ihrer urſprünglichen Spannung,

Trennung und innigeren Vereinigung. Die ausgeführten Szenen und die Szenare gestatten den Überblick über den Plan: Empedokles ist ein Dichter und wohnt in einem durch Himmelsglut und üppige Natur zum Maßlosen neigenden, durch Anarchie verwilderten, und durch „freigeisterischen Negationsgeist" vermessenen Volke. Seine organisierende Anlage macht ihn zum Führer des aorgischen Volkes, in dem er segensreich wirkt, solange er künstlerisch unbefangen bleibt; aber er wird zu unkünstlerischen Extremen verleitet, und versündigt sich so an der Idee seines Daseins. Nun unterliegt er den Ränken seiner Gegner. Als er sich anschickt, sich durch den Tod im Ätnakrater von den Leiden dieser Welt zu lösen, verweist ihm ein geheimnisvoller Greis Manes das Übereilte seines Tuns; Empedokles besinnt sich auf die Pflichten des Genius und kehrt noch einmal zum Volke zurück, wo er den Gegner stürzt, und in versöhnlicher Gesinnung des Volkes die Gewähr für das Kommende sieht; er opfert sich zur Besiegelung des neuen Bundes; und Manes wird zum Apostel dieses „Berufenen, der töte und belebe, in dem und durch den eine Welt sich in sich auflöse und erneue".

Die Gedankenschuld des Empedokles, die die ältere Tragödie in eine übermäßige Hingabe an das Göttliche setzte, ist jetzt so gewendet, daß er sein Priestertum als Künstler und sein Selbst an die Menschen verloren hat; er hat

> geliebt die Menschen ohne Maß, gedient,
> Wie Wasser oder Feuer ihnen dient —

er hat sich „Menschenhaß aus der Fülle der Liebe

getrunken". Das Motiv des jugendlichen Hyperion klingt noch einmal an. Indem Hölderlin das Thema ſeiner älteren Tragödie, Empedokles Läuterung und ſeine Weihe zum Welterlöſer, auf dieſe veränderte Grundlage ſetzt, zieht er die Summe ſeiner geſamten früheren Entwickelung. Das Volk, in der älteren Tragödie eine charakterloſe Maſſe unter der Führung des Hermokrates, wird jetzt die notwendige Folie für künſtleriſches Wirken überhaupt; der Gegner, der dem Propheten Empedokles in Geſtalt eines Prieſters gegenübertrat, wird vor dem Künſtler Empedokles ein Held: „Seine Tugend iſt der Verſtand, ſeine Göttin die Notwendigkeit". Er iſt zum Bruder des Empedokles ſelbſt geworden, und hat nach deſſen Vertreibung zur Tyrannis gegriffen. Auch hier zeigt ſich Hölderlins wachſende Achtung vor der Wirklichkeit.

Der Tiefe der Spekulation entſpricht die weitausſchauende Symbolik. Nie war der deutſche Geiſt fähiger, das Auseinanderliegende zuſammen zu ſchauen, als in dieſer Zeit, nie kühner, wiſſenſchaftlich ungenau zu verfahren, ſofern nur die Eingebung Beziehungen entdeckte. Hatte Hölderlins Kunſt die letzten Zuſammenhänge des Erkennens in Myſterien aufgelöſt, ſo verſuchte die Altertumswiſſenſchaft ſeiner Zeit, alle myſtiſchen Erſcheinungen auf eſoteriſche Formen einer Urreligion zurückzuführen. Und ſo deuten die ausgeführten Szenen des neuen „Empedokles" auf eine weitere Verſchmelzung der griechiſchen Sage mit dem Mythus vom Dionyſos und mit dem gnoſtiſchen Tiefſinn vom Paraklet. Der Name des

geheimnisvollen Greiſes weiſt auf den großen Perſer Mani hin, den Begründer des Manichäismus, in deſſen Lehre man ſeit alters Gedanken des Empedokles wiederzufinden glaubte. Allerdings war Empedokles Grundſatz vom Lieben und Haſſen ebenſo dualiſtiſch, wie Manis Widerſtreit des Körperhaften und des Lichten, und ſo verkündet Manes hier in gnoſtiſchem Sinne einen Erlöſer, der Licht und Finſternis verſöhne; Empedokles ebenſo fühlt ſich berufen, die himmliſchen Mächte, die ſein Volk verlaſſen haben, wieder mit ihm zu vereinen. Hölderlins philoſophiſche Prinzipien des aorgiſchen und des organiſchen werden in der Dichtung zu Licht und Finſternis, zu Tag und Nacht. Nun aber ſtammt Manes bei Hölderlin nicht aus Perſien, ſondern aus Ägypten, dem Heimatlande der Myſterien, und wie Hölderlins Zeit Iſis und Oſiris, gleich Ceres und Bacchus ſetzte, ſo wird ſofort Empedokles zum leidenden und überwindenden Dionyſos.

Seit der Rückkehr von Homburg treten bei Hölderlin, vielleicht geweckt von der Freude an den heimatlichen Reben, die Anſchauungen des Dionyſosmythos in den Vordergrund. Die herbſtlichen Winzerfeſte der Schwaben werden zu Dionyſien, der Genius des Künſtlers nur „hat der Eroberung Recht, wie Bacchus", die Künſtler ſind, „wie des Weingotts heilige Prieſter, welche von Land zu Land zogen in heiliger Nacht." Und ſo ſteigt die Elegie „Brot und Wein", mit dem ſanftſchwingenden Glockenklange des Eingangs, der die dem Dionyſos heilige Nacht preiſt, in unerſchöpfliche Tiefen. In Schillers Gedicht „die

Gunſt des Augenblicks" ſind Ceres und Bacchus nichts ohne den göttlichen Funken, für Hölderlin ſind der Gott und ſeine Gabe eines!

Ja! ſie ſagen mit Recht, er ſöhne den Tag mit der Nacht aus,
Führe des Himmels Geſtirn ewig hinunter, hinauf,
Allzeit froh, wie das Laub der immergrünenden Fichte,
Das er liebt und der Kranz, den er von Epheu gewählt,
Weil er bleibet und ſelbſt die Spur der entflohenen Götter
Götterloſen hinab unter das Finſtere bringt . . .

So laufen Hölderlins Anſchauungen vom Dionyſos und vom Erlöſer in einem großen Pandämonium zuſammen.

Den Ätna vor Augen, auf der Heimatinſel des Empedokles, träumte Goethe, angeregt von der Klarheit des Himmels, dem Hauche des Meeres, und den Düften, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichſam in ein Element aufgelöſt wurden, den ſeligen Traum von Nauſikaa; es war in dieſer Kompoſition nichts, was er nicht aus eigenen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. Hölderlin wußte nichts von der Fülle des Südens. Der Gipfel des Ätna dünkte ihm gerade hoch genug, von ſeinem Denken erflogen zu werden, und der Krater tief genug, um ſeine Sehnſucht darin zu begraben. Seine Phantaſie bemächtigte ſich dieſer Motive, um dem ſprödeſten Stoffe Geſtalt zu verleihen, aber auch der iſt wohl Künſtler, der aus der Urformel der idealen Identität bildgewaltige Mythen abzuleiten vermag, von Fauſtiſchem Streben des Individuums und der Götterdämmerung des Weltalls.

Im Jahre 1870, als Hölderlins hundertjährigen Geburtstag einigen Anſtoß zur Erinnerung an ihn gab, begann der junge Nietzſche, der oft genug den Genius Hölderlins gerühmt hat, mit ſeinen Unterſuchungen über die „Geburt der Tragödie". Das gleiche Schönheitsbedürfnis führte die beiden, die ſich auch äußerlich in ihrem traurigen Ausgange ähneln, zur „erhabenen Miſanthropie". Es iſt im eigentlichen Geiſte Hölderlins, wenn Nietzſche die Gelehrſamkeit der alexandriniſchen Heiterkeitsmenſchen verdammt, und die am Leben Leidenden durch den luſtvollen Schein ſtetig erlöſt werden läßt. Auch Nietzſche ſucht in der griechiſchen Tragödie ein myſtiſches Symbol und ſetzt Ödipus und Dionyſos gleich. Auch er entwickelt den pſychologiſchen Prozeß der künſtleriſchen Geneſis aus einer Spiegelung kosmiſcher Prinzipien in der Seele des Dichters. Wie ſein Geiſt, um eines Stoffes Herr zu werden, nur den Weg des Hervorbringens kannte, ſo enthält der Nachlaß vollends einen Verſuch, ſeine Myſtik der Tragödie zu verwirklichen, das ſind die Skizzen zu einem Empedoklesdrama. Wußte der Kenner des Diogenes von Laërte ſich die Motive zu der dort angedeuteten Handlung gewiß aus urſprünglicherer Quelle zu holen, ſo dürfte der eigentliche Weg in dieſes wildwüchſige Geſtrüpp Nietzſcheſchen Tiefſinns doch wohl von Hölderlin herführen.

Am 22. Juni 1802 ſtarb Diotima an den Röteln, die ihre Kinder gleichzeitig überſtanden. Sinclair

ſchrieb es Hölderlin damals nach Bordeaux: „Du glaubteſt an Unſterblichkeit, da ſie noch lebte, du wirſt gewiß jetzt mehr dran glauben, da das Leben deiner Liebe ſich vom Vergänglichen geſchieden hat.“ Sinclairs Brief erreichte den Freund nicht, denn dieſer hatte aus unbekannten Gründen am 10. Mai Bordeaux verlaſſen; bei glühender Sonnenhitze war er auf angeſtrengten Fußmärſchen der Heimat zugewandert. Aller Wahrſcheinlichkeit nach unterlag damals ſein müde gerungener Geiſt den körperlichen Forderungen ſeiner zerrütteten Nerven. Die näheren und weiteren Urſachen dieſes Wahnſinns zu erörtern, überläßt der Äſthetiker billigerweiſe dem Arzte. C. C. Th. Litzmann, ein Arzt, der die Muße ſeines Lebensabends erfolgreicher Hölderlinforſchung widmete, hat hier ein non liquet gefällt. Sicher leuchtet die Vorausſetzung, daß hinter Hölderlins zarter Seele immer der Wahnſinn gelauert habe, dem Laien eher ein als dem Fachmann; begreiflich iſt auch, daß ein Sonnenſtich, der den Ausbruch der Krankheit wohl veranlaßt hat, das jahrzehntelange Leiden nicht hinreichend erklärt. Genug, der Liebling der Götter ſollte den Weg zur Klarheit nicht wieder zurückfinden, ſo raſch ſich der Körper auch wohl erholte. Hölderlin zeigte ſich damals flüchtig den Freunden in Stuttgart, und Matthiſon, heißt es, ſchilderte noch manchmal in ſpätern Jahren den ſchaurigen Eindruck, den die zerſtörte Geſtalt des Fremdlings auf ihn machte, der mit hohlem Tone einſilbig ſich als „Hölderlin“ ihm ankündigte. In ſorgfältiger Pflege und unter der freundlichen Behandlung im mütterlichen Hauſe wurde

er trotz vorübergehender Anfälle etwas ruhiger. Sein Zustand erschien zunächst nicht hoffnungslos, er selbst wandte sich wieder literarischen Beschäftigungen zu. Die geistigen Zusammenhänge sind noch keineswegs unterbrochen, wie die Entwickelung seiner Philosophie schon zeigte. Er vollendet noch umfangreiche philosophische Gedichte; ja die Kühnheit in der Verkettung der Motive schreitet noch fort, die Durchführung eines Gedankens scheint energischer.

„Germanien" und „die Wanderung" sind eine letzte Verherrlichung der Heimat, die trotz allem berufen ist, das Erbe der hellenischen Vorwelt zu übernehmen:

Du bist es, auserwählt,
Alliebend und ein schweres Glück
Bist du zu tragen stark geworden.

Unheimlich erklingt durch diese Verse eine Sehnsucht nach Osten, wo nach alter Sage Germanen schon früh mit Hellenen gepaart waren. Laut singt er noch einmal den Fluch des alliebenden Genius, seine Gefahr sich zu vergeuden, und seine Erziehung zum Menschendienst in wohlbeschiedenem Schicksal. Der Rhein, bei dessen erstem Anblick dem Maulbronner Klosterschüler der Kopf schwindelte, wird ihm jetzt zum mysteriösen Symbol des eigenen Lebens, und Halbgötter tauchen vor ihm auf, Rousseau und Sokrates, die die Fülle des Lebens zu ertragen vermochten. Über das Priestertum des Künstlers hinaus geht er einen Schritt weiter in der Huldigung der aktiven „Heroen, Ritter und Fürsten, wie sie dem Schicksal dienen". Der Strom der französischen Re-

volution, der die Tübinger Freunde bis ins neue Jahrhundert hinein auf Wogen der Begeisterung trug, mündete damals in einer Person: „Ich habe die Weltseele reiten sehen" schrieb Hegel noch 1806; und Napoleon ist für Hölderlin die Offenbarung des Geistes der Natur. Zwei weniger bekannte Gedichtfragmente, die wohl in bessere Augenblicke der Geistesdämmerung gehören, seien hier noch eingefügt:

Dem Allgenannten.

Fragen möcht' ich, woher er ist.
Lodi. Arcole.
Ha, umsonst nicht hatt' er geweissagt,
Da er über den Alpen stand,
Hinschauend über Italien und Griechenland,
Mit dem Heer um ihn,
Wie die Gewitterwolke,
Wenn sie fernher
Dem Orient entgegenzieht
Und von den Strahlen des
Morgenlichts die Wolke schauert und
Todesverkündende Blitze schon glüht. . .

Buonaparte.

Heilige Gefäße sind die Dichter,
Worin der Wein des Lebens, der Geist
  Der Helden sich aufbewahrt.
Aber der Geist dieses Jünglings,
  Müßte der nicht zerstampfen das Gefäß,
  Der Schnelle, wo es ihn fassen wollte?
  Der Dichter laß ihn unberührt,
  Wie den Geist der Natur.
An solchem Stoffe
                wird zum Knaben der Meister.

Er ſoll im Gedicht leben und bleiben?
Er lebt und bleibt in der Welt!

Betrachtungen über das Schickſal verknüpft er im Gedichte „Andenken" mit paſtellartig hingewiſchten Bildern aus Frankreich.

Gegen das Göttliche gilt es eine ſchwere Schuld zu ſühnen, und ſo tritt der bibliſche Chriſtus Dionyſos zur Seite in den Olymp:

Denn zu ſehr,
O Chriſtus, häng' ich an dir,
Wiewohl Herakles Bruder.
Und kühn bekenn' ich, du
Biſt Bruder auch des Eriers, der
An den Wagen ſpannte
Die Tiger und hinab
Bis an den Indus
Gebietend freudigen Dienſt
Den Weinberg ſtiftet' und
Den Grimm bezähmte der Völker.

Schließlich feiert er im Gedichte „Patmos" den unſterblichen Jünger, und verkündet die neue Johanneskirche, von der der jugendliche Hyperion zu Alabanda ſchwärmte, und mit deren Verkündigung Schelling den Schlußſtein in das mythologiſche Pantheon ſeiner Altersphiloſophie ſetzte.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte macht den Eindruck eines Hellſehers oder eines Schlafwandlers. Dieſe Dichtungen verſtören durch den Gegenſatz des Gedankens, der überall noch zum Lichte ringt, zu der Form. Hölderlin iſt der Sprache nicht mehr mächtig. Die freien Rhythmen, in denen die zweite Bearbeitung des Homburger Empedoklesdramas leben-

digen Ausdruck ſuchte, können den Schwall der Worte nicht mehr feſſeln, der die Wirkung mancher wundervoll klaren Bilder erſtickt. Der Gedanke kommt nur mühſelig über verſchüttete Wege hinweg, eine ungelenke Syntax gibt dem Tonfall etwas ſtammelndes und hohles.

Nie treff' ich, wie ich wünſche,
Das Maß. Ein Gott weiß aber,
Wann kommt, was ich wünſche, das Beſte.

So erſchüttert Hölderlins Kunſt durch die unheimliche Deutung, die ſie in dem Geſchick des Dichters erhält. Wie weit dieſer ſelbſt ſich ſeiner Verfaſſung bewußt war, wiſſen wir nicht, auch darf man in ahnungsſchwere Worte des Dichters keine Beziehungen zu ſeinem eigenen Ausgang hineindeuten, und keiner vermag zu beurteilen, wie viel Tragweite er ſelbſt ſeinem Worte beimaß: „und wie man Helden nachſpricht, kann ich wohl ſagen, daß mich Apollo geſchlagen."

Neben dieſen umfangreicheren Dichtungen bleibt die altgewohnte Odenform zu Recht. Oden aus dieſer Zeit der Geiſtesdämmerung hat er ſogar ſelbſt noch in einem Taſchenbuch auf das Jahr 1805 veröffentlicht. Es ſind oft Umarbeitungen von Anſätzen aus beſſeren Zeiten, die Gedanken erſcheinen zuweilen bewußt verändert, oft verlieren ſich klare Anfänge im Dunkel. Das ſchwierige Metrum aber bleibt, oft auch auf Koſten der Sprache, mit ſeltenen Ausnahmen innerlich feſt.

„Nachtgeſänge" nennt er ſelbſt ſeine damalige Pro-

duktion in einem ſeiner Briefe, in denen er die einfachſten Gedanken durch hölzerne Abſtraktionen hochſchraubt. Daneben aber ſucht ſein Geiſt an den Werken der Alten Halt. Er überſetzt Pindars pythiſche und olympiſche Siegesgeſänge, und ſeines Lieblings Sophokles Antigone und Ödipus rex. Die beiden Tragödien erſchienen 1804, mit einer Widmung an die Prinzeſſin Auguſte von Homburg. Beiden Dramen ſind Einleitungen und Anmerkungen beigefügt, deren philoſophiſcher Urſprung die Tragik der geiſtigen Zerſtörung nur ſteigert. Deutlich erkennt man hier noch den Grundriß ſeines ganzen Syſtemes der Kunſt, man ſieht, wie ihn der Blick in die Abgründe des Seins ſtetig gefeſſelt hielt, und wie unauslöſchlich ſich ihm die Metaphyſik des Rhythmus offenbart hat; raſch aber ſchreitet ſein Geiſt zum Grotesken fort, etwa wenn er den „poetiſchen Kalkul" in Handwerkerweiſe lehren will, um durch deſſen Kenntnis dem Künſtler eine bürgerliche Exiſtenz zu ſichern. Die Proſa dieſer Stücke iſt ſeherhaft raunend und verſchwommen; das gleiche gilt von der Sprache der Überſetzungen ſelbſt. Man darf keine Treue gegen das Original verlangen, oft genug aber bleibt man im Zweifel, ob hier der Wahnſinn oder nur philologiſche Ungenauigkeit ſpricht. Es bleibt wunderbar, daß die Formen der Antike ſich dem Werben des müden Romantikers noch immer mild zeigen, und ihm die Durchführung gelingt. So verworren und gemißhandelt die deutſchen Sätze und die Zuſammenhänge der Gedanken zumeiſt erſcheinen, ſo reich ſind Rhyth-

mus und Wortbildung an Überraſchungen. Freilich die bildende Seele iſt aus dieſen Formen geſchwunden. Daher eilt der Gedanke lieber zu dem unglücklichen Dichter ſelbſt zurück und den Leſer ergreift die elegiſche Sehnſucht Hyperions beim Anblicke geliebter Ruinen:

„Wie ein ungeheurer Schiffbruch, wenn die Orkane verſtummt ſind, und die Schiffer entflohen, und der Leichnam der zerſchmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, ſo lag vor uns Athen, und die verwaiſten Säulen ſtanden vor uns, wie die nackten Stämme eines Waldes, der am Abend noch grünte und des Nachts drauf in Feuer aufging.“

Von ſeinen Freunden wird Hölderlin damals aufs treulichſte unterſtützt. Sinclair nimmt ihn mit zum Regensburger Kongreß, und berichtet günſtig über ihn. Der Unermüdliche wirkt ihm bei ſeinem Landgrafen ſogar eine Stelle als Bibliothekarius aus, die er 1804 auch wirklich antritt. Zuerſt ſcheint es, als ob er nur zeitweilig die Maske des Wahnſinns vornehme, und dieſe „eine aus wohl überdachten Gründen angenommene Äußerungsart“ ſei. Bettina macht aus Mitteilungen Sinclairs, mit dem ſie damals in Verbindung ſtand, folgendes Bild von Hölderlin: „ihm zuzuhören, ſei grade, als wenn man es dem Toſen des Windes vergleiche, denn er brauſe immer in Hymnen daher, die abbrechen, wie wenn der Wind ſich dreht — und dann ergreife ihn wie ein tieferes Wiſſen, wobei einem die Idee, daß er wahnſinnig ſei, ganz verſchwinde, und daß ſich anhöre, was er über

die Verse und über die Sprache sage, wie wenn er nah dran sei das göttliche Geheimnis der Sprache zu erleuchten, und dann verschwinde wieder alles im Dunkel und er ermatte in der Verwirrung, und meine, es werde ihm nicht gelingen, sich begreiflich zu machen." Zeitweilig aber scheint sich seine Aufregung zur Angst gesteigert zu haben, so daß er die Saiten seines Klaviers in tobsüchtigem Spiele zerriß. Im Frühling 1806 verschlimmerte sich sein Zustand wieder so, daß es geboten schien, ihn von Homburg fortzunehmen, wo er schließlich seiner Irrungen wegen geradezu durch den Pöbel gefährdet war. Einen letzten erfolglosen Heilungsversuch wagte man mit ihm, indem ihn Sinclair, unter dem Vorwande in Tübingen Bücher einzukaufen, dorthin in die Klinik Autenrieths brachte. Im Sommer 1807 gab ihn seine Familie in Tübingen dauernd bei dem überaus biederen Tischlermeister Zimmer in Kost und Pflege. In einem Erkerzimmer des Zimmerischen Hauses, unter dem der oft von ihm besungene Neckar rauscht, und von dem aus man auf die sich in lieblichen Tälern öffnende Alb blickt, fand er unter teilsnahmsvollen Menschen die Heimat für sein ferneres Schattenleben.

Darüber berichten, die ihm nahestanden, manche Einzelheiten. Die Fülle der Anekdoten vermag nicht, den Nebel zu lüften, in dem ein mitleidiger Gott seinen ermatteten Schützling den Kämpfen des Lebens entrückt hat. Die Bedingung seiner Existenz, sich poetisch zu äußern, forderte ihm beständig Zeugnisse ab. Wir sinnen dem Geheimnisvollen

liebend nach, ohne die lächerliche Wahrheit begreifen zu wollen, daß es hier nichts zu verstehen gibt. Sein Geist war nie ganz stumpf, und suchte in beständigen verworrenen Selbstgesprächen nach Form. Auch nichtssagende Korrespondenzen an die Seinigen sind erhalten, die gewöhnlich mit Formeln wie „ich fühle, daß ich schließen muß", unvermittelt abbrechen. Er hielt noch lange den Gedanken, seine gesammelten Gedichte zu veröffentlichen, eifersüchtig fest, freute sich aber doch, als Uhland und Gustav Schwab, im Verein mit Kerner und anderen Verehrern, 1826 eine erste Ausgabe seiner Gedichte veranstaltet hatten.

Hölderlins Zustand war von unberechenbaren Anfällen abgesehen gutartig. Bis ins hohe Alter behielt sein Äußeres etwas verehrungswürdiges. Er fand viel Teilnahme, doch lockte auch das Kuriosum, einen wahnsinnigen Dichter bestaunen zu dürfen, manchen Besucher an. Man fand meist einen übermäßig höflichen, zerstreuten Menschen, der sich gern „Herr Bibliothekar" titulieren hörte, andere mit „Ew. Majestät" oder „Ew. Heiligkeit" anredete, und auf Wunsch bereitwillig Verse niederschrieb, die er mit „Scardanelli" und törichten Daten zeichnete. Die Erinnerungen an das Leben waren nicht verloschen; „der Herr von Goethe" schien ein Gegenstand seiner stillen Abneigung zu sein, Schellings gedachte er oft, die Erinnerung an das unerreichte Vorbild seiner Jugend begeisterte ihn wohl zu dem Ausruf „Mein herrlicher Schiller". Fragen nach Diotima schnitt er kurz ab. Das Symbolum Ἓν καὶ πᾶν, das ihm über einem Studiertisch in die Augen fiel, bannte

ihn; einmal ſagte er davor: „Ich bin nun orthodox geworden, Ew. Heiligkeit. Nein! Nein! ich ſtudiere gegenwärtig den dritten Band von Herrn Kant und beſchäftige mich viel mit der neueren Philoſophie.“ Die Nachricht vom Freiheitskampf der Griechen ſteigerte die Tätigkeit ſeiner Lebensgeiſter vorübergehend. Durch Aufmerkſamkeiten wurde er erfreut; konnte er die mittelbare Liebe der Seinigen nicht mehr würdigen, ſo war er den Pflegeeltern und der Tochter Lotte, von ihm „heiligſte Jungfer Lotte“ genannt, ſo ſehr zugetan, als ſein Gemüt deſſen noch fähig war. Uhland pflegte Hölderlin zum Geburtstage Hyazinthenſträuße zu ſchenken, die ihn „raſend“ freuten. Wenn man Stellen ſeines Hyperion und ſeiner Gedichte lobte, war er ſichtlich geſchmeichelt. Unſicherheitsgefühle äußerten ſich oft in dem Worte „es geſchieht mir nichts“. Beruhigung fand er in einer Vorleſung aus dem Homer oder in der Muſik; ſtundenlang konnte er am Klavier ein kindliches Thema variieren. In früheren Jahren ſang er auch wohl. „Man erkannte an ſeiner Stimme einen ehemals guten Tenor, die Worte waren nicht zu verſtehen, der Geiſt des Geſanges Schwermut und Trauer, aber das überſchwengliche Pathos ſtörte die Wirkung und machte eher einen beängſtigenden Eindruck.“

Die Studenten nahmen ſich ſeiner an. Der ſich genialiſch verbrauſende Waiblinger fand den Weg zu Hölderlins ſprödem Inneren, als er von 1822 bis 1826 dort ſtudierte. In den letzten Lebensjahren trat ihm Guſtav Schwabs Sohn Chriſtoph nahe. Man ſah ihn oft friedlich rauchend mit hinaus vors

Tor, in die Gärten und Weinberge ziehen. „In den Jahren, da Waiblinger mit ihm verkehrte, nahm dieser ihn jede Woche einmal in sein Gartenhaus, unterhalb der Stadt auf dem Österberge, mit, von wo man die Aussicht über grüne freundliche Täler hatte, über die am Schloßberge emporgelagerte Stadt, die Krümmung des Neckars, viele lachende Dörfer und die Kette der Alb. Beim Eintritt verneigte Hölderlin sich jedesmal aufs Verbindlichste und empfahl sich in Waiblingers Gunst und Gewogenheit. Dann öffnete er das Fenster, setzte sich in die Nähe desselben und lobte die Aussicht in ganz verständiger Weise. Wenn er so da saß, die ihm von Waiblinger gebotene Pfeife rauchend, und in die Ferne hinausblickte, verstummte das laute Denken, und sicher waren es friedliche Bilder, die jetzt an seinem inneren Auge still vorüberglitten." Auch seine Dichtungen zeigen, daß ihm die alliebende Natur nicht fremd geworden war. Idyllische Bilder aus dem täglichen Leben tauchen auf, und huschen flüchtig vorüber.

Hölderlins Leibliches wurde 73 Jahr alt. Seine Kräfte hatten allmählich abgenommen, doch kündigte sich sein Ende nicht in außergewöhnlicher Weise an. Am 7. Juni 1843 fühlte er sich plötzlich des Abends sehr unwohl, ging, um sich zu erleichtern, zum offenen Fenster und sah lange in die schöne Mondnacht hinaus, was ihn etwas zu beruhigen schien; indessen nahm seine Mattigkeit zu und er legte sich ins Bett. Hier fühlte er bald den Tod herannahen, faltete die Hände und betete; man hörte

ihn nur wenige Worte ſprechen und darunter nichts, was auf ein Erwachen des Geiſtes ſchließen ließ; dann ſtarb er. Am 10. Juni, 10 Uhr Morgens, ward er beſtattet. Chr. Schwab, der am Grabe einige Worte ſprach, erzählt weiter: „Ein voller Lorbeerkranz ſchmückte das Haupt des Toten. Seiner Leiche folgten trotz eingetretenen Unwetters außer Verwandten viele Studierende und mehrere Profeſſoren . . . Als der Sarg niedergelaſſen wurde, erhellte ſich der trübe Himmel, und die Sonne goß ihre freundlichen Strahlen über das offene Grab.“

Auf dem Grabmal, das ihm ſein treu liebender Stiefbruder errichtete, ſteht der Schluß eines der Jugendgedichte:

Im heiligſten der Stürme falle
Zuſammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geiſt ins unbekannte Land.

Eine von Emmerich Andreſen geſchaffene Jünglingsgeſtalt „Der Genius des Ruhmes“ im Tübinger Botaniſchen Garten hat die Sockelinſchrift: Hölderlin. Auch Homburg hat ihm einen Denkſtein geſetzt.

Hölderlins Weg führte von den Pappeln von Ermenonville an den Oliven von Kolonos vorbei zu den Uferweiden des Neckars. Er iſt der Jünger Schillers im Streben, auch das Leben bewußt künſtleriſch zu geſtalten, doch iſt er minder hart und deshalb erfolgloſer, doch rührender, wie dieſer. Die Fülle des künſtleriſchen Daſeins machte ihm das Leben zur Einöde, und ſo tritt er als ein wirklicher Taſſo

neben Goethes dramatiſchen Helden. Für die gemeine Not des Lebens zu kämpfen, war er zu zart, und die große hoffnungsloſe Liebe, die den Genius reifen ließ, ward dem Menſchen verhängnisvoll. Er iſt der Dichter des zur Stille der Schönheit verklärten Leidens, das in den großen Motiven ſeiner Zeit, Natur, Griechentum und ewiger Friede, nur zufälligen Ausdruck findet. Die Schönheit ſoll dem bildenden Verſtande leuchten, „wie der Maitag in des Künſtlers Werkſtatt", doch geht ſie nur auf, wenn, „wie Nachtigallgeſang im Dunkeln, göttlich erſt in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt." Ihn erzog der Wohllaut des ſäuſelnden Haines. Er war kein Bildner; er ſchuf mit den eigentlichen Kunſtmitteln des Dichters. Was er ſchuf, iſt ſo organiſch entſtanden, daß Form und Stoff ſeiner Dichtungen nicht getrennt betrachtet werden können. Vor den Wundergebilden ſeiner Sprache und ſeines Rhythmus verbleichen die Stilkünſtler, denen die Seele fehlt, und erſcheinen die großen Herzenskünder zu menſchlich. Das Experiment wäre ſeiner Seele als ein Frevel gegen das All erſchienen, er iſt der ſpekulativſte Dichter der deutſchen Literatur, aber auch der ſubjektivſte. Leben, Denken und Dichten ward ihm zu ein und derſelben Religion; fromm zu ſein wie der Grieche iſt ſeine Loſung, und es iſt Platos Eros, der ihn unaufhörlich treibt, das Unſagbare annäherungsweiſe dichteriſch zu erfaſſen. Den Wunſch, eine „reife" Dichtung zu vollenden, verſagte ihm die Parze; er iſt nie über Anſätze hinausgekommen, die im Zuſammenhange des beſtändigen Fluſſes

ſtehen; immer eilte ihm das ſchnelle Wort voraus und ließ „die Stunde des Gelingens nicht unbetaſtet reifen". Sein Streben nach dem reinen Sein des Künſtlers, in den Entwickelungen des Hyperion und des Empedokles, iſt ein Dornenpfad, auf dem ihm ſeine Elegien und Oden gleich köſtlichen Roſen verſtreut erblühen.

Wenn einer, ſo iſt Hölderlin Euphorion, der Sohn des romantiſchen Triebes und der klaſſiſchen Schönheit; das beweiſt auch ſein frühes Erlöſchen. Ihn führte der Muſen keuſcheſte; ihr Anblick adelt uns; ſeine Kunſt mahnt anzubeten, wie in einem Tempel. Man hat ihn zu Lebzeiten zu wenig gekannt; doch auch die Nachwelt iſt ihm nicht immer gerecht geworden. Aber wenn nun ſeine Stimme aus der Tiefe fleht, ihn nicht allein zu laſſen, ſo ſei die Antwort ſeiner Deutſchen:

Nicht allein, wo du auch weileſt!
Denn wir glauben dich zu kennen.

Der erſte Plan zu dieſer Erneuerung Hölderlins und die Auswahl der Werke, außer den Briefen, ſtammt von Herrn Dr. Paul Ernſt in Düſſeldorf. Der Abdruck des Textes folgt zumeiſt den bekannten Ausgaben. Ich habe die Ausführung dieſer Veröffentlichung übernommen, weil ich dem Text des „Empedokles“ und dem biographiſchen Abriß Quellenſtudien zu Grunde legen konnte, die ich an anderer Stelle auszuführen gedenke. Die Briefe Hölderlins an Diotima erſcheinen hier zum erſtenmal im Zuſammenhang ſeiner Werke. Sie ſind nur in den Abſchriften Guſtav Schleſiers erhalten, die ich beſitze. S. hatte um 1845 in die Schwab'ſchen Sammlungen über Hölderlin Einblick, die damals reichhaltiger waren, als jetzt.

Berlin, zu Schillers hundertſtem Todestag

Wilhelm Böhm

Diotima

Briefe

An Louiſe Naſt

[Aus Tübingen, Anfang 1790]

Dank! tauſend Dank, liebe Louiſe, für Deinen zärtlichen tröſtenden Brief! Er hat mich wieder froh gemacht. Ich glaube wieder an Menſchenglück. Die Blumen machten mir unbeſchreibliche Freude. Ich ſchicke Dir den Ring, und die Briefe hier wieder zurück. Behalt' ſie, Louiſe! wenigſtens als Andenken jener ſeligen Tage, wo wir ſo ganz für uns lebten, daß uns kein Gedanke an die Zukunft trübte, keine Beſorgnis unſere Liebe ſtörte. Und weiß Gott! Louiſe! ich muß offenherzig ſein — es iſt und bleibt mein unerſchütterlicher Vorſatz, Dich nicht um Deine Hand zu bitten, bis ich einen Deiner würdigen Stand erlangt habe. Unterdeſſen bitt' ich Dich, ſo hoch ich kann, gute, teure Louiſe! Dich nicht durch Dein gegebnes Wort, blos durch die Wahl Deines Herzens binden zu laſſen. Du wirſt es für unmöglich halten, gute Seele, einen andern zu lieben, wie Du mir ſchon ſo oft bezeugt haſt — aber ſo mancher liebenswerte Jüngling wird indeſſen Dein Herz zu gewinnen ſuchen, ſo mancher achtungswürdige Mann um Deine Hand Dich bitten, ich will heiter Dir Glück wünſchen, wann Du einen würdigen wählſt, und Du wirſt dann erſt einſehen, daß Du mit Deinem mürriſchen, mißmutigen, kränkelnden Freunde nie hätteſt glücklich werden können. Sieh! Louiſe! ich will Dir meine Schwachheit geſtehen. Der unüberwindliche Trübſinn in mir — aber lache mich nicht aus — iſt wohl nicht *ganz*, doch *meiſt* — unbe-

friedigter Ehrgeiz. Hat dieſer einmal, was er will, dann und bälder nicht, werd' ich ganz heiter, ganz froh, und geſund ſein. Du ſiehſt jetzt den eigentlichen Grund, warum ich den freilich zu raſchen Vorſatz faßte, unſer Verhältnis äußerlich anders ſtimmen zu wollen. Ich wollte Dich nicht binden, weil es ungewiß iſt, ob jener mein ewiger Wunſch jemals erfüllt, ob jemals dieſer — eben menſchliche — Ehrgeiz befriedigt wird, ob ich alſo jemals ganz heiter, ganz froh und geſund werden kann. Und ohne dies würdeſt Du nie ganz glücklich mit mir ſein. Unſre Liebe könnte die nämliche bleiben, aber deſto mehr müßten Dich meine böſe Launen, meine Klagen über die Welt, und was der Torheiten mehr ſind, die mir zur andern Natur worden ſind, dieſe würden Dich deſto mehr ſchmerzen, je ſtärker Du mich liebteſt, und je ſtärker ſonſt in guten Stunden meine Liebe zu Dir wäre. Aber treulos kann ich nie werden. Und wirſt auch Du nie. Denn das iſt nicht treulos, wann Du auf Bitten Deines Geliebten, der aus Überzeugung, daß er Dich nie ſo glücklich hätte machen können, als der Würdigere — Dich bittet! wann Du alsdann den würdigern wählſt! Das iſt nicht treulos! Du würdeſt immer noch, als beglückende Gattin eines andern, an den Freund Deiner Jugend denken, und Deine vorherige Liebe zu ihm würde blos durch den Gedanken eingeſchränkt werden, wegen ſeiner unbezwinglichen drückenden Schwachheiten würdeſt Du nie ganz glücklich mit ihm haben ſein können. Und ſo würdeſt Du gewiß nie treulos! Und ich würde denken, meine Liebe iſt nicht für dieſe

Welt! und mich Deines Glückes freuen, wollte mir sogar getrauen, Dich an der Seite Deines Gatten zu sehen — und Euer beider Freund zu sein.

Ich weiß schon, Liebe, was Du mir darauf antworten wirst. Ich hätte vielleicht auch gar nichts davon geschrieben, wann ich Dir gern nur einen einzigen Zug in meinem Charakter verbergen möchte. Lebe wohl, teures einziggeliebtes Mädchen! Ewig

Dein

Hölderlin

An Neuffer

[Aus Tübingen, Sommer 1793]

Du hast Recht, Herzensbruder! Dein Genius war mir sehr nahe diese Tage her. In der Tat, ich fühlte das Ewige Deiner Liebe zu mir selten mit solcher Gewißheit und stillen Freude. Sogar Dein Wesen hat mir Dein Genius seit einiger Zeit mitgeteilt, wie ich glaube. Ich schrieb unsrem Stäudlin von manchem seligen Stündchen, das ich jetzt habe. Sieh! das wars, daß Deine Seele in mir lebte. Deine Ruhe, Deine schöne Zufriedenheit, mit der Du auf Gegenwart und Zukunft, auf Natur und Menschen blickst, diese fühlt' ich. Auch Deine kühnen Hoffnungen, womit Du auf unser herrliches Ziel blickst, leben in mir. Zwar schrieb ich an Stäudlin: Neuffers stille Flamme wird immer herrlicher leuchten, wenn vielleicht mein Strohfeuer längst verraucht ist; aber dieses vielleicht schreckt mich eben nicht immer, am wenigsten in den Götterstunden, wo ich aus dem Schoße der beseligenden Natur, oder

aus dem Platanenhaine am Iliſſus zurückkehre, wo ich, unter Schülern Platons hingelagert, dem Fluge des Herrlichen nachſah, wie er die dunkeln Fernen der Urwelt durchſtreift, oder ſchwindelnd ihm folgte in die Tiefe der Tiefen, in die entlegendſten Enden des Geiſterlands, wo die Seele der Welt ihr Leben verſendet in die tauſend Pulſe der Natur, wohin die ausgeſtrömten Kräfte zurückkehren nach ihrem unermeßlichen Kreislauf, oder wenn ich trunken vom Sokratiſchen Becher, und ſokratiſcher geſelliger Freundſchaft am Gaſtmahle den begeiſterten Jünglingen lauſchte, wie ſie der heiligen Liebe huldigen mit ſüßer feuriger Rede, und der Schäker Ariſtophanes drunter hineinwitzelt, und endlich der Meiſter, der göttliche Sokrates ſelbſt mit ſeiner himmliſchen Weisheit ſie alle lehrt, was Liebe ſei — da, Freund meines Herzens, bin ich dann freilich nicht ſo verzagt, und meine manchmal, ich müßte doch einen Funken der ſüßen Flamme, die in ſolchen Augenblicken mich wärmt und erleuchtet, meinem Werkchen, in dem ich wirklich lebe und webe, meinem Hyperion mitteilen können, und ſonſt auch noch, zur Freude der Menſchen zuweilen etwas ans Licht bringen.

Ich fand bald, daß meine Hymnen mir doch ſelten in dem Geſchlechte, wo doch die Herzen ſchöner ſind, ein Herz gewinnen werden, und dies beſtärkte mich in meinem Entwurfe eines griechiſchen Romans. Laß Deine edlen Freundinnen urteilen, aus dem Fragmente, das ich unſrem Stäudlin heute ſchicke, ob mein Hyperion nicht vielleicht einmal ein Plätzchen ausfüllen dürfte, unter den Helden, die uns doch ein wenig

beſſer unterhalten, als die wort- und abenteuerreichen Ritter. Beſonders iſt mir an dem Urteil der Perſon gelegen, die Du nicht nennſt. Ich hoffe, das Folgende ſoll ſie und andere mit einer harten Stelle über ihr Geſchlecht, die aus der Seele Hyperions heraus geſagt werden mußte, verſöhnen. Urteile ſelbſt auch, lieber Bruder! Den Geſichtspunkt, aus dem ich dieſes Fragment eines Fragments angeſehen wünſchte, hab' ich in dem Briefe an Stäudlin ſogar mit langweiliger Weitläufigkeit ausgeführt. Ich wünſchte Dir das Weſentlichſte davon diesmal noch ſchreiben zu können. Aber die Zeit wird wohl nicht hinreichen. Nur ſo viel — dieſes Fragment ſcheint mehr ein Gemengſel zufälliger Launen, als die überdachte Entwicklung eines feſtgefaßten Charakters, weil ich die Motive zu den Ideen und Empfindungen noch im Dunkeln laſſe, und dies darum, weil ich mehr das Geſchmacksvermögen durch ein Gemälde von Ideen und Empfindungen (zu äſthetiſchem Genuſſe), als den Verſtand durch regelmäßige pſychologiſche Entwicklung beſchäftigen wollte. Natürlich muß ſich aber doch am Ende alles genau auf den Charakter, und die Umſtände, die auf ihn wirken, zurückführen laſſen. Ob dies bei meinem Roman der Fall iſt, mag die Folge zeigen.

Vielleicht hab' ich gerade das unintereſſanteſte Fragment gewählt. Übrigens mußten die notwendigen Vorausſetzungen, ohne die das Folgende noch weniger genoſſen werden kann, als das ganze zweite Buch ohne das erſte noch unvollendete, dieſe notwendigen Vorausſetzungen mußten eben auch daſtehen. — Was

Du ſo ſchön von der terra incognita im Reiche der Poeſie ſagſt, trifft ganz genau beſonders bei einem Romane zu. Vorgänger genug, wenige, die auf neues ſchönes Land gerieten, und noch eine Unermeßheit zur Entdeckung und Bearbeitung! Das verſprech' ich Dir heilig, wenn das Ganze meines Hyperions nicht dreimal beſſer wird als dieſes Fragment, ſo muß er ohne Gnade ins Feuer. Überhaupt wenn nicht die Nachwelt meine Richterin wird, wenn ich das mir nicht bald mit prophetiſcher Gewißheit ſagen kann, ſo reiß' ich, wie Du, jede Saite von meiner Leier, und begrabe ſie in den Schutt der Zeit. Dein Lied hat mir ſehr, ſehr wohl getan, beſonders die letzte Strophe. Nicht wahr, lieber Bruder! dieſe letzte Strophe gehört zu denen, wo man den verhüllten Gottheiten der Philoſophie den Schleier lüpft? Um was ich Dich am meiſten beneide, iſt, wie ich Dir, glaub' ich, ſchon oft ſagte, Deine lichtvolle Darſtellung. Ich ringe darnach mit allen Kräften. Aber noch ein freundlicher Geſicht hätte der liebe Gaſt, Dein Lied, bekommen, wär' es in Geſellſchaft Deines Hymnus gekommen. Ich möchte faſt glauben, Du macheſt es mit dieſem Hymnus, wie mancher Schalk in den Kampfſpielen getan haben mag. Er ließ ſich nicht ſehen, bis der Gegner recht ſicher in die Bahn trat, und demütigte den armen Buben mit ſeinem unerwarteten Siege dann um ſo mehr. Komme nur! Ich bin auf alles gefaßt. Ich ſchickte meinen Hymnus unſrem Stäudlin. Das zauberiſche Licht, in dem ich ihn anſah, da ich mit ihm zu Ende war, und noch mehr, da ich

ihn euch mitgeteilt hatte an dem unvergeßlichen Nachmittage, iſt nun ſo ganz verſchwunden, daß ich mich nur mit der Hoffnung eines baldigen beſſern Geſangs über ſeine Mängel tröſten kann. — Wie ſtehts denn eigentlich mit dem Journale? — Haſt Du ſchon an Matthiſſon geſchrieben? — Ich noch nicht. Hier mein Heſiod.

Ach! Du haſt freilich recht, daß es eine köſtliche fruchtbare Zeit ſein müßte, wenn wir wieder zuſammenleben könnten, wie ehmals. Ich werde mein möglichſtes tun, um bald bei Dir zu ſein. Und nun lebe wohl!

Dein

Hölderlin

An den Bruder

Von Tübingen, in der letzten Zeit von Hölderlins Univerſitätsaufenthalt

Das war brav, lieber Karl, daß Du mir auch einmal wieder ſchriebſt. Daß Du Teil nehmen würdeſt an meiner Freude über die neue Bekanntſchaft, konnt' ich vermuten. Ich werds auch nie vergeſſen, wie lieb wir uns hatten, als Buben, und als Jünglinge. Sieh! lieber Karl, das dacht' ich auch, als Du über Mangel eines Freundes klagteſt. Ich kenn' es wohl, dieſes Erwachen des jugendlichen Herzens, ich habe ſie auch gelebt, die goldnen Tage, wo man ſich ſo warm und brüderlich an alles anſchließt, und wo einem doch die Teilnahme an Allem nicht genügt, wo man Eines will, Einen

Freund, in dem ſich unſere Seele wiederfinde und freue. Soll ich Dirs geſtehen, ich bin bald über dieſe ſchöne Periode hinaus. Ich hange nicht mehr ſo warm an einzelnen Menſchen. Meine Liebe iſt das Menſchengeſchlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtiſche, träge, wie wir es nur zu oft finden auch in der eingeſchränkteſten Erfahrung. Aber ich liebe die große ſchöne Anlage auch in verdorbenen Menſchen. Ich liebe das Geſchlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies iſt meine ſeligſte Hoffnung, der Glaube, der mich ſtark erhält und tätig, unſere Enkel werden beſſer ſein als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird beſſer gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Lichte, als unter der eiskalten Zone des Deſpotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf beſſere Tage. Dieſe Keime von Aufklärung, dieſe ſtillen Wünſche und Beſtrebungen Einzelner zur Bildung des Menſchengeſchlechts werden ſich ausbreiten und verſtärken, und herrliche Früchte tragen. Sieh! lieber Karl! Dies iſts, woran nun mein Herz hängt. Dies iſt das heilige Ziel meiner Wünſche, und meiner Tätigkeit — dies, daß ich in unſerm Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden. Und ſo, glaub' ich, geſchieht es, daß ich mit etwas weniger Wärme an einzelne Menſchen mich anſchließe. Ich möchte ins Allgemeine wirken, das Allgemeine läßt uns das Einzelne nicht gerade hintanſetzen, aber doch leben wir nicht ſo mit ganzer Seele für das Einzelne, wenn das Allgemeine einmal ein Gegenſtand unſerer Wünſche und Be-

ſtrebungen geworden iſt. Aber dennoch kann ich noch Freund eines Freundes ſein. Vielleicht kein ſo zärtlicher Freund wie ehemals, aber ein treuer, tätiger Freund. O! und wenn ich eine Seele finde, die, wie ich, nach jenem Ziele hinſtrebt, die iſt mir teuer, über alles teuer. Und nun, Herzensbruder! jenes Ziel, Bildung, Beſſerung des Menſchengeſchlechts, jenes Ziel, das wir in unſerm Erdenleben vielleicht nur unvollkommen erreichen, das aber doch um ſo leichter erreicht werden wird von der beſſern Nachwelt, je mehr auch wir in unſerem Wirkungskreiſe vorbereitet haben — jenes Ziel, mein Karl! lebt, ich weiß es, vielleicht nur nicht klar auch in Deiner Seele. Willſt Du mich zum Freunde, ſo ſoll jenes Ziel das Band ſein, das von nun an unſere Herzen feſter, unzertrennlicher, inniger vereinigt. O! es gibt viele Brüder, aber Brüder, die ſolche Freunde ſind, gibts wenige. Lebe wohl. Der lieben Mama tauſend herzliche Grüße.

Dein

Fritz

An Neuffer

Waltershauſen d. 25. Aug. 94

Könnt' ich Dir helfen, Freund meiner Seele! Gott weiß es! ich gäbe mein Leben gerne darum. Meine Freude iſt hin, ich werde mitten unter dem, was mich umgibt, von Deinem Grame gemahnt, und ich weiß nicht, wie ichs ertragen könnte, wenn nicht Du Dich wenigſtens retteteſt.

Lieber! Du mußt, Du wirſt Deinen Geiſt emporhalten, es komme, was da will. Du gehörſt der Menſchheit, du darfſt ſie nicht verlaſſen. Durch große Freude, und großen Schmerz reift der Menſch zum Manne. Eine Zukunft, wie der Held im Kampfe ſie erwarten kann, wartet Deiner. Du wirſt nicht gefühllos durchs Leben gehn, das königliche Bewußtſein, namenloſen Schmerz bezwungen zu haben, wird Dich geleiten, Du wirſt Dich emporringen in die Region des Unvergänglichen, Du wirſt unter den Menſchen bleiben, und Menſch ſein, aber ein göttlicher Menſch.

Lieber! Unvergeßlicher! Du gehörſt auch mir. Unter allem woran mein Herz hing mit Hoffnung einer Dauer, dauerte mir bisher einzig der Bund mit Dir. Ich weiß keine Seele, an die ich glaubte, wie an Dich. Ich war noch nie ſo reich wie Du. Ich war nie glücklich durch Liebe, weiß nicht, ob ich es je werden werde, aber ich war oft unausſprechlich glücklich durch Dich, und hoff' es immer mehr zu werden auf dieſem Wege. Kennſt Du mich nimmer, bin ich Dir nichts mehr, mein Bruder? Laß uns zuſammen aushalten in dieſer finſtern Zone, zuſammen wirken, und nur vom Siege unſer Herz nähren. Ich ſchwöre Dirs, zunächſt der Menſchheit, ſoll nichts auf Erden ein Recht auf mich haben wie Du, ich werde Dein ſein, wie Deine Seele, und wenn ich vor keinem Sterblichen mich beuge, ſo will ichs und werd' ichs ewig vor Dir. Welten erobern, Staaten einreißen und aufbauen wird mir nie ſo groß dünken, als ſolchen Schmerz zu überwinden.

Gönne mir den Troſt meines Lebens, und Dir den Triumph aller Triumphe! Ich laſſe Dich nicht. Ich werd' es ohne Ende Dir zurufen, und ich würd' es ſagen, wenn ich von Deiner und ihrer Leiche käme: der Schmerz kann mich zu Boden werfen, aber überwältigen kann er mich nicht, ſo bald ich will.

Laß ſie vorangehn, wenn es ſo ſein ſoll, auf dem unendlichen Wege zur Vollendung! Du eilſt ihr nach, wenn Du auch noch Jahre hier verweilſt. Der Schmerz wird Deinen Geiſt beflügeln, Du wirſt mit ihr gleichen Schritt halten, ihr werdet verwandt bleiben, wie ihr es ſeid, und was ſich verwandt iſt, findet ſich doch wohl wieder.

Und wirſt Du mich anhören? Ich hoffe noch. Es wird mir durch den Tod ihres Vaters, durch euer Verhältnis, das bei tauſend Seligkeiten doch gewiß auch manchen ſtillen Kummer herbeiführt, wahrſcheinlich, daß vielleicht dieſe ſcheinbare Schwindſucht die Wirkung eines tief leidenden Gemüts ſein könnte. Iſt es das, ſo kann ich ruhiger ſein.

Ich beſchwöre Dich, ſchreibe mir mit nächſtem Poſttage wieder, ſo wenig es auch ſein mag, nur wie es ſteht mit ihr und Dir. Wird es nicht anders: ſo hält mich ſchlechterdings nichts, ich eile und komme, und bitte Dich auf den Knien, Dein zu ſchonen. Gelingt mir gar nichts, ſo hoff' ich doch durch ein paar herzliche Tage Deinen Gram in etwas zu unterbrechen, und auch das iſt mir ſchon Grundes genug, zu kommen.

O mein Neuffer! wär' ich ſchon bei Dir! ich habe keine Ruhe. Könnt' ich doch mit nächſtem

Briefe von Dir etwas heitrer werden. Vergiß nicht, daß Du es biſt, der leidet, und daß ich es bin, der mit Dir trägt. Des Himmels Segen über die duldende Heilige!

Ewig

Dein

Hölderlin

An Schiller

Nürtingen bei Stuttgart,
den 4. Sept. 1795

Sie verzeihen, verehrungswürdiger Herr Hofrat! daß ich den Beitrag, wozu Sie mir die Erlaubnis gaben, ſo ſpät und ſo ärmlich gebe.

Maladie und Verdruß hinderten mich, das, was ich wünſchte, auszuführen.

Vielleicht zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen dies in einiger Zeit zuſchicke.

Ich gehöre ja — wenigſtens als res nullius — Ihnen an; alſo auch die herben Früchte, die ich bringe.

Das Mißfallen an mir ſelbſt und dem, was mich umgibt, hat mich in die Abſtraktion hineingetrieben; ich ſuche mir die Idee eines unendlichen Progreſſes der Philoſophie zu entwickeln, ich ſuche zu zeigen, daß die unnachläſſige Forderung, die an jedes Syſtem gemacht werden muß, die Vereinigung des Subjekts und Objekts in einem abſoluten — Ich oder wie man es nennen will — zwar äſthetiſch, in der intellektualen Anſchauung, theoretiſch aber nur durch eine unendliche Annäherung möglich iſt, wie die An-

näherung des Quadrats zum Zirkel, und daß, um ein Syſtem des Denkens zu realiſieren, eine Unſterblichkeit eben ſo notwendig iſt, als ſie es iſt für ein Syſtem des Handelns. Ich glaube dadurch beweiſen zu können, in wie fern die Skeptiker recht haben, und inwiefern nicht.

Es iſt mir oft wie einem Exulanten, wenn ich mich der Stunden erinnere, da Sie ſich mir mitteilten, ohne über den trüben oder ungeſchliffenen Spiegel zu zürnen, worin Sie Ihre Äußerung oft nimmer erkennen konnten.

Ich glaube, daß dies das Eigentum der ſeltenen Menſchen iſt, daß ſie geben können, ohne zu empfangen, daß ſie ſich auch „am Eiſe wärmen“ können.

Ich fühle nur zu oft, daß ich eben kein ſeltener Menſch bin. Ich friere und ſtarre in dem Winter, der mich umgibt.

So eiſern mein Himmel iſt, ſo ſteinern bin ich.

Auf den Oktober werd' ich wahrſcheinlich eine Hofmeiſterſtelle in Frankfurt beziehen.

Ich würde mich über mein Geſchwätz vielleicht damit vor Ihnen entſchuldigen, daß ich es einigermaßen für Pflicht hielte, Ihnen von mir Rechenſchaft zu geben; aber ſo würd' ich mein Herz verläugnen. Es iſt beinahe mein einziger Stolz, mein einziger Troſt, daß ich Ihnen irgend etwas und daß ich Ihnen von mir etwas ſagen darf. Ewig

Ihr Verehrer

Hölderlin

An Neuffer

Frankfurt am Main
d. 15. Jan. 96

Lieber Bruder!

Ich hätte Dir nicht wohl ohne Zerſtreuung ſchreiben können, wenn ich nicht bis jetzt gewartet hätte, auch jetzt noch wirſt Du die Folgen des Umherirrens, des unſteten geteilten Intereſſes, das einem ſo eine Lage unwillkürlich gibt, an mir finden. Ich weiß wohl, daß es einmal Zeit wäre, mich weniger durch Neuheit beunruhigen zu laſſen; aber ich mußte wieder finden, daß, bei aller Vorſicht, das Unbekannte für mich ſehr leicht mehr wird, als es wirklich für mich ſein kann, daß ich bei jeder neuen Bekanntſchaft von irgend einer Täuſchung ausgehe, daß ich die Menſchen nie verſtehen lerne, ohne einige goldne kindiſche Ahndungen aufzuopfern.

Ich weiß, daß ich in Deinen Augen nichts verliere durch dies demütigende Geſtändnis.

Glaube übrigens deswegen nicht, als wäre meine neue Lage nicht ſo, daß man nicht gewiſſermaßen damit zufrieden ſein könnte.

Ich lebe, wie es ſcheint, unter ſehr guten und wirklich, nach Verhältnis, ſeltnen Menſchen; ſie könnten wohl noch mehr ſein, ohne daß ich das obige zurücknehmen müßte.

Du verſtehſt mich gewiß, wenn ich Dir ſage, daß unſer Herz auf einen gewiſſen Grad immer arm bleiben muß. Ich werde mich auch wohl noch mehr daran gewöhnen, mit Wenigem fürlieb zu nehmen, und mein Herz mehr darauf zu richten, daß ich der

ewigen Schönheit mehr durch eignes Streben und Wirken mich zu nähern ſuche, als daß ich etwas, was ihr gliche, vom Schickſal erwartete. Du haſt wohl recht, mit Deiner treuen Lehre, die Du mir manchmal gabſt, daß man deswegen die fröhlichen Stunden des Lebens nicht von ſich weiſen ſoll, daß auch das Lachen, was doch ſicher kein hohes Glück iſt, gut ſei für den Menſchen; aber Du fühlſt wohl auch, daß ſich das nicht leicht lernt; es iſt Naturgabe, die ich gewiß nicht verwerfen würde, wenn ich ſie hätte. — Es war für mich Bedürfnis, Lieber! Dir das mitzuteilen, was gerade mein Gemüt beſchäftigte, und ſo wirſt Du nicht zürnen, daß ich nicht von was anderem ſprach.

Die Bedingungen unter denen ich mein Verhältnis einging, ſind vorteilhaft genug. Ich kann mit durchgängiger Ungebundenheit leben, brauche meinem Zögling, der ſchon mein ganzes Herz gewonnen hat, durch ſeine reine freie Unbefangenheit, nur den Vormittag zu widmen, und bekomme jährlich 400 fl, bei dem, daß ich alles frei habe.

.... Lebe wohl.

Dein

Hölderlin

An Neuffer

Frankfurt [im Juni 1796]

Hätt' ich Dich doch bei mir, lieber Bruder! daß wir uns einmal wieder Freude machen könnten mit unſern Herzen. Die Buchſtaben ſind für die Freund-

ſchaft, wie trübe Gefäße für goldnen Wein. Zur Not ſchimmert etwas durch, um ihn vom Waſſer zu unterſcheiden, aber lieber ſieht man ihn doch im kriſtallnen Glaſe.

Ich möchte wiſſen, wie Dirs jetzt gerade geht. Ich wollt', es ginge Dir, wie mir. Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl ſonſt glauben, ich wiſſe, was ſchön und gut ſei, aber ſeit ichs ſehe, möcht' ich lachen über all mein Wiſſen. Lieber Freund! es gibt ein Weſen auf der Welt, woran mein Geiſt Jahrtauſende verweilen kann und wird, und dann noch ſehn, wie ſchülerhaft all unſer Denken und Verſtehn vor der Natur ſich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geiſt und Gemüt und Geſtalt iſt ein ſeliges Eins in dieſem Weſen. Du kannſt mir glauben, auf mein Wort, daß ſelten ſo etwas geahndet, und ſchwerlich wieder gefunden wird in dieſer Welt, Du weißt ja, wie ich war, wie mir gewöhnliches entleidet war, weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich ſo karg geworden war mit meinem Herzen, und darum ſo elend; konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh, wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies Eine erſchienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr wert war, verjüngt, geſtärkt, erheitert, verherrlicht hätte, mit ſeinem Frühlingslichte? Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir ſo durchaus töricht ſcheinen, ſo unbegreiflich, wie den Kindern.

Es iſt auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken und eben deswegen läßt ſo wenig ſich von ihr ſagen.

Vielleicht gelingt mirs hie und da, einen Teil ihres Weſens in einem glücklichen Zuge zu bezeichnen, und da ſoll Dir keiner unbekannt bleiben. Aber es muß eine feſtliche durchaus ungeſtörte Stunde ſein, wenn ich von ihr ſchreiben ſoll.

Daß ich jetzt lieber dichte als je, kannſt Du Dir denken. Du ſollſt auch bald wieder etwas von mir ſehen.

Was Du mir mitteilteſt, hat Dir herrlichen Lohn gewonnen. Sie hat es geleſen, hat ſich gefreut, hat geweint über Deinen Klagen.

O ſei glücklich, lieber Bruder! Ohne Freude kann die ewige Schönheit nicht recht in uns gedeihen. Großer Schmerz und große Luſt bildet den Menſchen am beſten. Aber das Schuſtersleben, wo man Tag für Tag auf ſeinem Stuhle ſitzt, und treibt, was ſich im Schlafe treiben läßt, das bringt den Geiſt vor der Zeit ins Grab.

Ich kann jetzt nicht ſchreiben! Ich muß warten, bis ich weniger mich glücklich und jugendlich fühle. Leb wohl, treuer, geprüfter, ewiglieber Freund! Könnt' ich ans Herz Dich drücken! Das wäre jetzt die wahre Sprache für Dich und mich!

Dein

Hölderlin

An Neuffer

Frankfurt d. 16. Febr. 97

Ich habe eine Welt von Freude umſchifft, ſeit wir uns nicht mehr ſchrieben. Ich hätte Dir gerne in-

des von mir erzählt, wenn ich jemals ſtille geſtanden wäre und zurückgeſehen hätte. Die Woge trug mich fort; mein ganzes Weſen war immer zu ſehr im Leben, um über ſich nachzudenken.

Und noch iſt es ſo! noch bin ich immer glücklich, wie im erſten Moment. Es iſt eine ewige fröhliche heilige Freundſchaft mit einem Weſen, das ſich recht in dies arme geiſt- und ordnungsloſe Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitſinn iſt nun vor Störung ſicher. Er orientiert ſich ewig an dieſem Madonnenkopfe. Mein Verſtand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüt beſänftiget, erheitert ſich täglich in ihrem genügſamen Frieden. Ich ſage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. Und was mich ſonſt betrifft, ſo bin ich auch ein wenig mit mir zufrieden. Ich dichte wenig und philoſophiere beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantaſie iſt williger, die Geſtalten der Welt in ſich aufzunehmen, mein Herz iſt voll von Luſt; und wenn das heilige Schickſal mir mein glücklich Leben erhält, ſo hoff' ich künftig mehr zu tun, als bisher.

Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig ſein wirſt, umſtändlicher von meinem Glücke mich ſprechen zu hören. Aber ich darf nicht! Ich habe ſchon oft genug geweint und gezürnt über unſere Welt, wo das Beſte nicht einmal in einem Papiere, das man einem Freunde ſchickt, ſich nennen darf. Ich lege Dir ein Gedicht an Sie bei, das ich zu Ende des vorigen Winters machte.

Den Sommer über hab' ich in Kaſſel und in einem Weſtfäliſchen Bade, in der Gegend der alten Hermannsſchlacht, gelebt, größtenteils in Geſellſchaft von Heinze, den Du als Verfaſſer des Ardinghello kennſt. Er iſt ein herrlicher alter Mann. Ich habe noch nie ſo eine grenzenloſe Geiſtesbildung bei ſo viel Kindereinfalt gefunden.

Von meinem Hyperion wird der erſte Band bis nächſte Oſtern erſcheinen. Zufällige Umſtände verzögerten die Herausgabe ſo lange.

Meine Auswanderung aus Frankfurt und die Zerſtreuungen der Reiſe waren Schuld, daß ich nicht zu rechter Zeit in den Schillerſchen Almanach etwas ſchicken konnte. Nächſtes Jahr hoff' ich auch wieder an Deiner Seite zu erſcheinen, Lieber! Das Lied, das ich von Dir darin fand, iſt ſehr ausgearbeitet. Schreibe mir recht viel von Deinen Arbeiten, Deinem Geſchmack, Deiner Stimmung! Wir wollen wieder ſchneller die Briefe wechſeln. Hegels Umgang iſt ſehr wohltätig für mich. Ich liebe die ruhigen Verſtandesmenſchen, weil man ſich ſo gut bei ihnen orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit ſich und der Welt begriffen iſt.

Ich wollte Dir ſo viel ſchreiben, beſter Neuffer! aber die armen Momente, die ich habe dazu, ſind ſo ſehr wenig, um das Dir mitzuteilen, was in mir waltet und lebt! Es iſt auch immer ein Tod für unſre ſtille Seligkeit, wenn ſie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber ſo hin in fröhlichem, ſchönem Frieden, wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein

Gedanke nicht ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen und so brauchte es keiner Worte mehr! Sie ist schön, wie Engel. Ein zartes geistiges himmlisch reizendes Gesicht! Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung mich und alles vergessen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchslose stille Seele in diesem Bilde!

Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist, alles ist in und an ihr zu einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Teurer! „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu Teil."

Auf dem Bache zu schiffen ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz und unser Schicksal in den Meersgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann.

Dein

Hölderlin

An den Bruder

Frankfurt a. M., d. 12. Febr.,
abgegangen d. 14. März 1798

Liebster Bruder!

Es beweist mir Deine gute Natur, daß Du unter allen Deinen Geschäften an echtem, innerem Leben doch immer gewinnst, wie ich sehe; von der andern Seite bestätiget Dein Beispiel mich in der Meinung, die ich schon oft zugunsten der mechanischen Arbeit wagte; daß sie weniger tötend sei, als eine Wirksamkeit, wo im Objekt und in der Behandlung die

Willkür möglicher iſt; daß ſie den Menſchen weniger zerreiße, als ein moraliſch Geſchäft; daß ſie uns leidenſchaftloſer laſſe, inſofern die Leidenſchaft doch wohl vornehmlich durch die Ungewißheit kommt, in der wir uns befinden, wenn ein unbeſtimmter Gegenſtand uns keine beſtimmte Richtung nehmen läßt. Weiß ich nur, was eigentlich zu tun iſt, ſo werd' ichs auch mit Ruhe tun, hab' ich aber von dem Gegenſtand keinen ſichern und genauen Begriff, ſo weiß ich auch nicht, welche Kraft und welches Maß von Kraft ihm anpaßt, und muß ich denn aus Furcht, zu wenig zu tun, zu viel tun, oder aus Furcht, zu viel zu tun, zu wenig tun, d. i. leidenſchaftlich handeln. Lieber Karl! es iſt oft wünſchenswert, bloß mit der Oberfläche unſeres Weſens beſchäftigt zu ſein, als immer ſeine ganze Seele, ſei es in Liebe oder in Arbeit, der zerſtörenden Wirklichkeit auszuſetzen. Aber davon überzeugt man ſich nicht gerne in den Stunden des jugendlichen Erwachens, wo alle Kräfte hinausſtreben nach Taten und Freuden, und es iſt auch wohl natürlich, daß wir gerne uns opfern, daß wir unſern erſten Frieden hingeben für das Glück der Welt und für den ungewiſſen Ruhm der Nachwelt. Aber zu eilig müſſen wir nicht ſein, wir müſſen zu früh nicht unſere ſchöne, lebendige Natur, die heimatliche Wonne unſeres Herzens gegen Kampf und Eifer und Sorge vertauſchen, denn der Apfel fällt, wenn er nicht krank iſt, erſt vom Stamme, wenn er reif iſt.

Lieber Karl! ich ſpreche wie einer, der Schiffbruch gelitten hat. So einer rät' nur gar zu gerne, daß

man im Hafen bleiben ſoll, bis die beſte Jahrszeit zu der Fahrt vorhanden ſei. Ich habe offenbar zu früh hinausgeſtrebt, zu früh nach etwas Großem getrachtet, und muß es wohl, ſolang ich lebe, büßen; ſchwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anſpruchsloſer Sorgenloſigkeit ausreifen ließ.

Ich ſchreibe das Alles mehr um meinetwillen, weil das Herz mir voll davon iſt. Du brauchſt dieſe Predigt nicht ſehr.

Shakſpeare ergreift Dich ſo ganz; das glaub' ich. Du möchteſt auch von der Art etwas ſchreiben, lieber Karl! ich möcht' es auch. Es iſt kein kleiner Wunſch. Du möchteſt es, weil Du auf Deine Nation mitwirken möchteſt; ich möchte es darum auch, doch mehr noch, um in der Erzeugung eines ſo großen Kunſtwerks meine nach Vollendung dürſtende Seele zu ſättigen.

Iſt es Dein Ernſt, als Schriftſteller auf den deutſchen Charakter zu wirken und dies ungeheure Brachfeld umzuackern und anzuſäen, ſo wollt' ich Dir raten, es lieber in oratoriſchen, als in poetiſchen Verſuchen zu tun. Du würdeſt ſchneller und ſicherer zum Zweck gelangen. Ich wunderte mich ſchon oft, daß unſere guten Köpfe nicht häufiger darauf geraten, eine kraftvolle Rede zu ſchreiben, z. B. über den Mangel an Naturſinn bei den Gelehrten und Geſchäftsleuten, über religiöſe Sklaverei ꝛc. Dir liegen politiſche und moraliſche Gegenſtände im Vaterlande beſonders nah, z. B. Zünfte, Stadtrechte, Communrechte ꝛc. Zu geringfügig ſind derlei Ob-

jekte gewiß nicht, und Du biſt durch Deine Lokalkenntnis dazu berufen, wenigſtens für den Anfang. Doch will ich mit dem Allem nichts Dir ein- und ausreden.

Ich hoffe Dich bald zu ſehen und zu ſprechen. Wenn es ſich nur irgend tun läßt, komm' ich auf den März zu Euch Lieben. Ich ſuche Ruhe, mein Bruder! Die werd' ich finden an Deinem Herzen und im Umgang mit unſerer teueren Familie. Beſter Karl! ich ſuche nur Ruhe. Halte mich nicht für feig und ſchlaff. Meine ſeit Jahren ſo mannigfach, ſo oft erſchütterte Natur will nur ſich ſammeln, um dann einmal wieder friſch an eine Arbeit zu gehn.

Weißt Du die Wurzel alles meines Übels? Ich möchte der Kunſt leben, an der mein Herz hängt, und muß mich herumarbeiten unter den Menſchen, daß ich oft ſo herzlich lebensmüde bin. Und warum das? Weil die Kunſt wohl ihre Meiſter, aber den Schüler nicht nährt. Aber ſo etwas ſag' ich nur Dir. Nicht wahr, ich bin ein ſchwacher Held, daß ich die Freiheit, die mir nötig iſt, mir nicht ertrotze. Aber ſieh', Lieber, dann leb' ich wieder im Krieg, und das iſt auch der Kunſt nicht günſtig. Laß es gut ſein! Iſt doch ſchon mancher untergegangen, der zum Dichter gemacht war. Wir leben in dem Dichterklima nicht. Darum gedeiht auch unter zehn ſolcher Pflanzen kaum *eine*.

Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich ſtörte. Sagſt Du, ich ſoll nicht achten, was mich leiden macht, ſo ſag' ich Dir, ich müßte

einen Leichtſinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menſchen brächte, unter denen ich lebe. —

Wie geht es denn in Eurer politiſchen Welt? Die Landtagsſchriften hab' ich noch nicht wieder finden können. Ich hab' ſie Jemand geliehn und weiß nicht mehr, wem. Verzeih' es mir, mein Lieber! Ich halte Dich gern auf jede Art dafür ſchadlos.

Die Briefe, die ich Dir ſchicken ſollte nach dem Auftrag, den Du hatteſt, müſſen wohl in Nürtingen in Verwahrung liegen. Hier hab' ich keine. Ich kenne mein Herz und weiß, daß es ſo kommen mußte, wie es kam. Ich hab' in meiner ſchönſten Lebenszeit ſo manchen lieben Tag vertrauert, weil ich Leichtſinn und Geringſchätzung dulden mußte, ſo lange ich nicht der einzige war, der ſich bewarb. Nachher fand ich Gefälligkeit und gab Gefälligkeit, aber es war nicht ſchwer zu merken, daß mein erſter tieferer Anteil in dem unverdienten Leiden, das ich duldete, erloſchen war. Mit dem dritten Jahr meines Aufenthalts in Tübingen war es aus. Das Übrige war aber flüchtig, und ich hab' es genug gebüßt, daß ich noch die zwei letzten Jahre in Tübingen in einem ſolchen intereſſeloſen Intereſſe lebte. Ich hab' es genug gebüßt durch eine Frivolität, die ſich dadurch in meinen Charakter einſchlich, und aus der ich nur durch unausſprechlich ſchmerzliche Erfahrungen mich wieder loswand. Das iſt die reine Wahrheit, lieber Karl! Mußt Du von mir ſprechen, ſo ſieh'! wie Du Dir hilfſt. Betrüben möcht' ich um Alles das gute Herz nicht.

Von Deinen Angelegenheiten will ich, wie ich hoffe, bald mündlich mit Dir das Nähere beſprechen. In jedem Fall iſts mir ein groß' Vergnügen, daß Du ſo früh Dich zum gründlichen Geſchäftsmann bildeſt.

Die Cisrhenaner werden nächſtens, wie man hofft, lebendiger und reeller republikaniſch ſein. Beſonders ſoll in Mainz dem militäriſchen Despotismus, der daſelbſt jeden Freiheitskeim zu erſticken drohte, nun bald geſteuert werden.

Nun, leb wohl, mein Lieber! Wie immer

Dein

Fritz

An Neuffer

Homburg vor der Höhe,
d. 12. Nov. 1798

Liebſter Neuffer!

Ich habe meine Lage verändert, ſeit ich Dir das letztemal ſchrieb und habe im Sinne, einige Zeit hier in Homburg zu privatiſieren. Es iſt etwas über einen Monat, daß ich hier bin, und ich habe indeſſen ruhig, bei meinem Trauerſpiel, im Umgang mit Sinklair, und im Genuß der ſchönen Herbſttage gelebt. Ich war durch mancherlei Leiden ſo zerriſſen, daß ich das Glück der Ruhe wohl den guten Göttern danken darf.

Ich bin ſehr begierig auf Nachrichten von Dir und auf Deinen Almanach; ich werde aber wohl noch warten müſſen, wenn ich ihn nicht ſelbſt bei Dir hole, nicht weil ich Dich für nachläſſig halte,

ſondern weil Deine Briefe erſt in 4 Wochen mich hier wieder treffen werden.

Mein Freund Sinklair reiſt nämlich in Angelegenheiten ſeines Hofes nach Raſtatt und macht mir, unter ſehr vorteilhaften Anerbietungen, den Vorſchlag, ihm dahin Geſellſchaft zu leiſten. Ich kann dies, durch Sinklairs Generoſität, beinahe ganz ohne einen Verluſt in meiner kleinen Ökonomie, auch ohne meine Beſchäftigungen ſehr zu unterbrechen, ins Werk ſtellen und es wäre demnach ſonderbar geweſen, wenn ich nicht darein gewilliget hätte. Heute noch oder morgen reiſen wir ab.

Vielleicht, daß ich von Raſtatt aus einen Gang ins Württembergiſche mache. Sollte dies nicht möglich werden, ſo würd' ich Dich in einem Briefe von Raſtatt aus bitten, wenn Dich die Umſtände nicht hindern, auf einen beſtimmten Tag in Neuenburg einzutreffen, wo ich dann hinkäme, um Dich einmal wieder von Angeſicht zu Angeſicht zu haben. Es ſollte mir unendlich lieb ſein über alles, was uns gemeinſchaftlich intereſſiert, einmal wieder mit Dir ſprechen zu können. — Das Lebendige in der Poeſie iſt jetzt dasjenige, was am meiſten meine Gedanken und Sinne beſchäftiget. Ich fühle ſo tief, wie weit ich noch davon bin, es zu treffen, und dennoch ringt meine ganze Seele danach und es ergreift mich oft, daß ich weinen muß, wie ein Kind, wenn ich um und um fühle, wie es meinen Darſtellungen an einem und dem andern fehlt, und ich doch aus den poetiſchen Irren, in denen ich herumwandele, mich nicht herauswinden kann. Ach! die Welt hat meinen Geiſt von

früher Jugend an in ſich zurückgeſcheucht, und daran leid' ich noch immer. Es gibt zwar einen Hospital, wohin ſich jeder auf meine Art verunglückte Poet mit Ehren flüchten kann — die Philoſophie. Aber ich kann von meiner erſten Liebe, von den Hoffnungen meiner Jugend nicht laſſen, und ich will lieber verdienſtlos untergehen, als mich trennen von der ſüßen Heimat der Muſen, aus der mich bloß der Zufall verſchlagen hat. Weißt Du mir einen guten Rat, der mich ſo ſchnell wie möglich auf das Wahre bringt, ſo gib mir ihn. Es fehlt mir weniger an Kraft, als an Leichtigkeit, weniger an Ideen, als an Nuancen, weniger an einem Hauptton, als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht, wie an Schatten, und das alles aus einem Grunde; ich ſcheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu ſehr. Ich bin ein rechter Pedant, wenn Du willſt. Und doch ſind, wenn ich nicht irre, die Pedanten ſonſt ſo kalt und lieblos, und mein Herz iſt doch ſo voreilig, mit den Menſchen und den Dingen unter dem Monde ſich zu verſchwiſtern. Ich glaube faſt, ich bin aus lauter Liebe pedantiſch, ich bin nicht ſcheu, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in meiner Eigenſucht geſtört zu werden, aber ich bin es, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in der innigen Teilnahme geſtört zu werden, mit der ich mich gern an etwas anderes ſchließe; ich fürchte das warme Leben in mir zu erkälten in der eiskalten Geſchichte des Tags und dieſe Furcht kommt daher, weil ich alles, was von Jugend auf zerſtörendes mich traf, empfindlicher als andre aufnahm, und dieſe

Empfindlichkeit ſcheint darin ihren Grund zu haben, daß ich im Verhältnis mit den Erfahrungen, die ich machen mußte, nicht feſt und unzerſtörbar genug organiſiert war. Das ſehe ich. Kann es mir helfen, daß ich es ſehe? Ich glaube ſo viel. Weil ich zerſtörbarer bin, als mancher andre, ſo muß ich um ſo mehr den Dingen, die auf mich zerſtörend wirken, einen Vorteil abzugewinnen ſuchen, ich muß ſie nicht an ſich, ich muß ſie nur inſofern nehmen, als ſie meinem wahrſten Leben dienlich ſind. Ich muß ſie, wo ich ſie finde, ſchon zum voraus als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigſtes ſich niemals völlig darſtellen wird. Ich muß ſie in mich aufnehmen, um ſie gelegentlich (als Künſtler, wenn ich einmal Künſtler ſein will und ſein ſoll) als Schatten zu meinem Lichte aufzuſtellen, um ſie als untergeordnete Töne wiederzugeben, unter denen der Ton meiner Seele um ſo lebendiger hervorſpringt. Das Reine kann ſich nur darſtellen im Unreinen, und verſuchſt Du, das Edle zu geben ohne Gemeines, ſo wird es als das Allerunnatürlichſte, Ungereimteſte daſtehn, und zwar darum, weil das Edle ſelber, ſo wie es zur Äußerung kommt, die Farbe des Schickſals trägt, unter dem es entſtand, weil das Schöne, ſo wie es ſich in der Wirklichkeit darſtellt, von den Umſtänden, unter denen es hervorgeht, notwendig eine Form annimmt, die ihm nicht natürlich iſt, und die nur dadurch zur natürlichen Form wird, daß man eben die Umſtände, die ihm notwendig dieſe Form gaben, hinzunimmt. So iſt z. B. der Charakter des Brutus ein höchſt unnatürlicher, widerſinniger

Charakter, wenn man ihn nicht mitten unter den Umſtänden ſieht, die ſeinem ſanften Geiſte dieſe ſtrenge Form aufnötigten. Alſo ohne Gemeines kann nichts Edles dargeſtellt werden, und ſo will ich mir immer ſagen, wenn mir Gemeines in der Welt aufſtößt: Du brauchſt es ja ſo notwendig, wie der Töpfer den Leimen, und darum nimm es immer auf und ſtoß es nicht von Dir und ſcheue nicht dran. Das wäre das Reſultat. Indem ich mir von Dir einen Rat erbitten und deswegen meine Fehler, die Dir freilich in gewiſſem Grade ſchon bekannt ſind, recht beſtimmt darſtellen, auch mir ſelber zum Bewußtſein bringen wollte, bin ich weiter hineingeraten, als ich dachte, und daß Du meine Grübeleien ganz begreifſt, ſo will ich Dir geſtehen, daß ich ſeit einigen Tagen mit meiner Arbeit in Stocken geraten bin, wo ich dann immer aufs Räſonnieren verfalle. Vielleicht veranlaſſen Dich meine flüchtigen Gedanken, zu weiterem Nachdenken über Künſtler und Kunſt, beſonders auch über meine poetiſchen Hauptmängel und wie ihnen abzuhelfen iſt, und Du biſt ſo gut und teilſt es mir bei Gelegenheit mit. —

Lebe wohl, liebſter Neuffer! ich ſchreibe Dir ſogleich von Raſtatt aus wieder.

Dein

Hölderlin

An den Bruder

Homburg vor der Höhe,
den 24. Dezember 1798

Mein Teurer!

Ich habe Dir so lange nicht geschrieben, weil ich nur mit halbem Sinn dabei gewesen wäre, denn bisher hatten mich Beschäftigungen, die mir durch die Unterbrechung lieber geworden waren, mehr als gewöhnlich okkupiert. Es ist mir, wie Du oft gesehen hast, sehr leicht, alles liegen zu lassen, wenn Du selber vor mir bist, aber da geht es schon langsamer, wenn die allmächtige Gegenwart ihren wohltätigen Zwang nicht ausübt.

Für Deine Briefe danke ich Dir recht sehr. Pommereschens Besuch hat mich äußerst gefreut, weil es mir wirklich ein Gewinn war, diesen in seiner Art so reinen Menschen noch einmal vor Augen zu haben und sein Bild und Wesen noch dauernder in mich aufzunehmen. Dann war es mir auch sehr darum zu tun, daß ich wieder von Euch hören konnte. Ich habe sehr an Glauben und Mut gewonnen, seit ich von Rastatt zurück bin. Ich sehe Dich selbst klarer und fester, seit ich Dich mit meinen neuen Freunden zusammen denke, und Du weißt, wie sehr das solche Verhältnisse, wie unseres ist, sichert, daß man sich begreift und recht bestimmt im Auge hat. Wo einmal der Grund gelegt ist, wie bei uns, und Einer den Andern voll und tief gefühlt hat, in dem, was er seiner Natur nach bleiben muß, unter allen möglichen Verwandlungen, da darf die Liebe das Erkenntnis nicht scheuen, und man kann

wohl ſagen, daß in dieſem Falle mit dem Verſtande der Glaube wachſe. Und dann iſts freilich wahr, daß meine Seele bei ſich ſelbſt darüber frohlockt, daß es, allen Apoſteln der Notdurft zum Trotz, noch mehr, als einen gibt, wo ſich in ihrem edeln Überfluß die Natur noch geäußert, und daß ich, außer Deinem Geiſt, jetzt auch noch andere rufen kann, zum Zeugnis gegen mein eigen zweifelnd Herz, das manchmal auf die Seite des ungläubigen Pöbels treten will und den Gott leugnen, der in den Menſchen iſt. Sag' es ihnen nur, den Deinen und Meinen, daß ich manchmal an ſie denke, wenn mirs ſei, als gäb' es außer mir und ein paar Einſamen, die ich im Herzen trage, nichts, als meine vier Wände, und daß ſie mir ſeien, wie eine Melodie, zu der man ſeine Zuflucht nimmt, wenn einen der böſe Dämon überwältigen will. Es iſt die volle Wahrheit, was ich ſage, aber es will mir nicht gefallen, wenn ich über ein paar treffliche Menſchen ſo überhaupt ſpreche und ich fühle wohl, ich müßte jedem beſonders ſchreiben, wenn ich mir genug tun wollte.

Ich habe dieſe Tage in Deinem Diogenes Laertius geleſen. Ich habe auch hier erfahren, was mir ſchon manchmal begegnet iſt, daß mir nämlich das Vorübergehende und Abwechſelnde der menſchlichen Gedanken und Syſteme faſt tragiſcher aufgefallen iſt, als die Schickſale, die man gewöhnlich allein die wirklichen nennt, und ich glaube, es iſt natürlich, denn, wenn der Menſch in ſeiner eigenſten, freieſten Tätigkeit, im unabhängigen Gedanken ſelbſt von fremdem Einfluß abhängt, und wenn er auch da noch immer

modifiziert ist von den Umständen und vom Klima, wie es sich unwidersprechlich zeigt, wo hat er dann noch eine Herrschaft? Es ist auch gut, und sogar die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden. Die absolute Monarchie hebt sich überall selbst auf, denn sie ist objektlos; es hat auch im strengen Sinne niemals eine gegeben. Alles greift ineinander und leidet, so wie es tätig ist, so auch der reinste Gedanke des Menschen, und in aller Schärfe genommen ist eine aprioriſche, von aller Erfahrung durchaus unabhängige Philosophie, wie Du selbst weißt, so gut ein Unding, als eine positive Offenbarung, wo der Offenbarende nur alles dabei tut, und der, dem die Offenbarung gegeben wird, nicht einmal sich regen darf, um sie zu nehmen, denn sonst hätt' er schon von dem Seinen etwas dazu gebracht.

Resultat des Subjektiven und Objektiven, des Einzelnen und Ganzen ist jedes Erzeugnis und Produkt, und eben weil im Produkt der Anteil, den das Einzelne am Produkt hat, niemals völlig unterschieden werden kann vom Anteil, den das Ganze daran hat, so ist auch daraus klar, wie innig jedes Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt und wie die Beide nur ein lebendiges Ganze ausmachen, das zwar durch und durch individualisiert ist und aus lauter selbständigen, aber ebenso innig und ewig verbundenen Teilen besteht. Freilich muß aus jedem endlichen Gesichtspunkt irgend eine der selbständigen Kräfte des Ganzen die herrschende sein, aber sie kann auch

nur als temporär und gradweiſe herrſchend betrachtet werden. . . . Sollte Dein Schickſal nicht über kurz oder lange eine günſtige Wendung nehmen, ſo geb' ich Dir mein heiligſtes Bruderwort, daß ich mit allem, was ich bin und habe, Dir zu Dienſten ſein werde. Indeſſen bitt' ich Dich, Liebſter! ſo heiter, wie möglich, Deine Lage anzuſehen. Gönne mir die Freude, manche bittre Erfahrung auch in Deinem Namen gemacht zu haben, und faſſe mir dies Wort, das ich Dir ſagen will, mit Deinem hellſten Geiſte auf, und glaub' es meiner Liebe: die Welt zerſtört uns bis auf den Grund, wenn wir jede Beleidigung geradezu ins Herz gehen laſſen, und die Beſten müſſen ſchlechterdings auf irgend eine Art zugrunde gehen, wenn ſie nicht noch zu rechter Zeit dahin kommen, daß ſie alles, was die Menſchen ihnen aus Notdurft und Geiſtes- und Herzensſchwäche antun, in den ruhigen Verſtand aufnehmen, ſtatt ins gute Gemüt, das auch, wenn es gekränkt iſt, von ſeiner Großmut nicht laſſen kann, und den armen Beleidigungen der Menſchen die Ehre widerfahren läßt, ſie hoch zu nehmen. Glaube mir, der hierin gewiß nicht aus Eigendünkel, ſondern aus dem tiefen Gefühle ſeines Mangels und aus manchen trüben Erinnerungen ſpricht, glaube mir, der ruhige Verſtand iſt die heilige Ägide, die im Kriege der Welt das Herz vor giftigen Pfeilen bewahrt. Und ich glaube, zu meinem eigenen Troſte, daß dieſer ruhige Verſtand, mehr als irgend eine Tugend der Seele, durch die Einſicht ſeines Werts und gutwillige beharrliche Übung kann erworben werden. Wie manches möcht' ich Dir

oft mit Blut hinſchreiben, wenn ich zurückſehe auf die Jahre, die ich wohl zur Hälfte in Gram und Irren verlor, und die für Dich noch unverbraucht ſind, beſter Karl! Es ergreift einen wunderbar, wenn man ſich mit ſaurer Mühe und genauer Not hindurchgerungen hat, und denkt, daß es dem andern, den man liebt, nun auch nicht leichter werden ſoll. Wir fürchten überhaupt das Schickſal viel weniger für uns, als für die, die unſerm Herzen teuer ſind. —

Eben ſchlägt die Glocke zwölf, und das Jahr 99 fängt an. Ein glückliches Jahr für Dich, Liebſter, und alle die Unſrigen! Und dann ein neues großes glückliches Jahrhundert für Deutſchland und die Welt!

So will ich mich ſchlafen legen.

Den 1. Januar 1799

Ich hatte heute meine gewöhnlichen Beſchäftigungen bei Seite gelegt und bin in meinem Müßiggange in allerlei Gedanken hineingeraten über das Intereſſe, das jetzt die Deutſchen für ſpekulative Philoſophie, und wieder für politiſche Lektüre, dann auch, nur in geringerem Grade, für die Poeſie haben. Vielleicht haſt Du einen kleinen luſtigen Aufſatz in der allgemeinen Zeitung über das deutſche Dichterkorps geleſen. Dieſer war es, was mich zunächſt dazu veranlaßte, und weil Du und ich jetzt ſelten philoſophieren, ſo wirſt Du es nicht undienlich finden, wenn ich dieſe meine Gedanken Dir niederſchreibe.

Der günſtige Einfluß, den die philoſophiſche und politiſche Lektüre auf die Bildung unſerer Nation haben, iſt unſtreitig, und vielleicht war der deutſche

Volkscharakter, wenn ich ihn anders aus meiner sehr unvollständigen Erfahrung richtig abstrahiert habe, gerade jenes beiderseitigen Einflusses vorerst bedürftiger, als irgend eines andern. Ich glaube nämlich, daß sich die gewöhnlichsten Tugenden und Mängel der Deutschen auf eine ziemlich bornierte Häuslichkeit reduzieren. Sie sind überall glebae addicti und die Meisten sind auf irgendeine Art, wörtlich oder metaphorisch, an ihre Erdscholle gefesselt und wenn es so fort ginge, müßten sie sich am Ende an ihren lieben (moralischen und physischen) Erwerbnissen und Ererbnissen, wie jener gutherzige niederländische Maler, zu Tode schleppen. Jeder ist nur in dem zu Hause, worin er geboren ist, und kann und mag mit seinem Interesse und seinen Begriffen nur selten darüber hinaus. Daher jener Mangel an Elastizität, an Trieb, an mannigfaltiger Entwicklung der Kräfte, daher die finstere, wegwerfende Scheue oder auch die furchtsame unterwürfig blinde Andacht, womit sie alles aufnehmen, was außer ihrer ängstlich engen Sphäre liegt; daher auch diese Gefühllosigkeit für gemeinschaftliche Ehre und gemeinschaftliches Eigentum, die freilich bei den modernen Völkern sehr allgemein, aber meines Erachtens unter den Deutschen in eminentem Grade vorhanden ist. Und wie nur der in seiner Stube sich gefällt, der auch im freien Felde lebt, so kann ohne Allgemeinsinn und offnen Blick in die Welt auch das individuelle, jedem eigene Leben nicht bestehen, und wirklich ist unter den Deutschen eines mit dem andern untergegangen, wie es scheint, und es spricht eben nicht für die Apostel

der Beſchränktheit, daß unter den Alten, wo jeder mit Sinn und Seele der Welt angehörte, die ihn umgab, weit mehr Innigkeit in einzelnen Charakteren und Verhältniſſen zu finden iſt, als zum Beiſpiel unter uns Deutſchen, und das affektierte Geſchrei von herzloſem Kosmopolitismus und überſpannender Metaphyſik kann wohl nicht wahrer widerlegt werden, als durch ein edles Paar, wie Thales und Solon, die miteinander Griechenland und Ägypten und Aſien durchwanderten, um Bekanntſchaft zu machen mit den Staatsverfaſſungen und Philoſophen der Welt, die alſo in mehr als einer Rückſicht verallgemeinert waren, aber dabei recht gute Freunde, und menſchlicher und ſogar naiver, als alle die miteinander, die uns bereden möchten, man dürfe die Augen nicht auftun, und der Welt, die es immer wert iſt, das Herz nicht öffnen, um ſeine Natürlichkeit beiſammen zu behalten.

Da nun größtenteils die Deutſchen in dieſem ängſtlich bornierten Zuſtande ſich befanden, ſo konnten ſie keinen heilſameren Einfluß erfahren, als den der neuen Philoſophie, die bis zum Extrem auf Allgemeinheit des Intereſſes dringt, und das unendliche Streben in der Bruſt des Menſchen aufdeckt, und wenn ſie ſchon ſich zu einſeitig an die große Selbſttätigkeit der Menſchennatur hält, ſo iſt ſie doch, als Philoſophie der Zeit, die einzig mögliche.

Kant iſt der Moſes unſerer Nation, der ſie aus der ägyptiſchen Erſchlaffung in die freie einſame Wüſte ſeiner Spekulation führt, und der das energiſche Geſetz vom heiligen Berge bringt. Freilich

tanzen ſie noch immer um ihre güldenen Kälber und hungern nach ihren Fleiſchtöpfen und er müßte wohl im eigentlichen Sinne in irgend eine Einſame mit ihnen auswandern, wenn ſie vom Bauchdienſt und den toten, herz- und ſinnlos gewordenen Gebräuchen und Meinungen laſſen ſollten, unter denen ihre beſſere, lebendige Natur unhörbar, wie eine tief eingekerkerte, ſeufzt. Von der andern Seite muß die politiſche Lektüre ebenſo günſtig wirken, beſonders, wenn die Phänomene unſerer Zeit in einer kräftigen und ſachkundigen Darſtellung vor das Auge gebracht werden. Der Horizont der Menſchen erweitert ſich, und mit dem täglichen Blick in die Welt entſteht und wächſt auch das Intereſſe für die Welt, und der Allgemeinſinn und die Erhebung über den eigenen engen Lebenskreis wird gewiß durch die Anſicht der weitverbreiteten Menſchengeſellſchaft und ihrer großen Schickſale ſo ſehr befördert, wie durch das philoſophiſche Gebot, das Intereſſe und die Geſichtspunkte zu verallgemeinern, und wie der Krieger, wenn er mit dem Heere zuſammenwirkt, mutiger und mächtiger ſich fühlt, und es in der Tat iſt, ſo wächſt überhaupt die Kraft und Regſamkeit der Menſchen in eben dem Grade, in welchem ſich der Kreis des Lebens erweitert, worin ſie mitwirkend und mitleidend ſich fühlen (wenn anders die Sphäre ſich nicht ſo weit ausdehnt, daß ſich der einzelne zu ſehr im Ganzen verliert). Übrigens iſt das Intereſſe für Philoſophie und Politik, wenn es auch noch allgemeiner und ernſter wäre, als es iſt, nichts weniger als hinreichend für die Bildung unſerer Nation, und

es wäre zu wünſchen, daß der grenzenloſe Mißverſtand einmal aufhörte, womit die Kunſt, und beſonders die Poeſie, bei denen, die ſie treiben und denen, die ſie genießen wollen, herabgewürdigt wird. Man hat ſchon ſo viel geſagt über den Einfluß der ſchönen Künſte auf die Bildung der Menſchen, aber es kam immer heraus, als wär' es keinem Ernſt damit, und das war natürlich, denn ſie dachten nicht, was die Kunſt, und beſonders die Poeſie, ihrer Natur nach iſt. Man hielt ſich bloß an ihre anſpruchsloſe Außenſeite, die freilich von ihrem Weſen unzertrennlich iſt, aber nichts weniger, als den ganzen Charakter derſelben ausmacht; man nahm ſie für Spiel, weil ſie in der beſcheidenen Geſtalt des Spiels erſcheint, und ſo konnte ſich auch vernünftiger Weiſe keine andere Wirkung von ihr ergeben, als die des Spiels, nämlich Zerſtreuung, beinahe gerade das Gegenteil von dem, was ſie wirket, wo ſie in ihrer wahren Natur vorhanden iſt. Denn alsdann ſammelt ſich der Menſch bei ihr und ſie gibt ihm Ruhe, nicht die leere, ſondern die lebendige Ruhe, wo alle Kräfte regſam ſind, und nur wegen ihrer innigen Harmonie nicht als tätig erkannt werden. Sie nähert die Menſchen und bringt ſie zuſammen, nicht wie das Spiel, wo ſie nur dadurch vereiniget ſind, daß jeder ſich vergißt und die lebendige Eigentümlichkeit von keinem zum Vorſchein kommt.

Du wirſt verzeihen, liebſter Bruder! daß ich ſo langſam und fragmentariſch mit meinem Briefe bin. Es wird vielleicht Wenigen der Übergang von einer Stimmung zur andern ſo ſchwer, wie mir; beſonders

kann ich mich nicht leicht aus dem Räſonnement in die Poeſie heraus finden, und umgekehrt. Auch hat mich dieſe Tage ein Brief von unſerer lieben Mutter, wo ſie ihre Freude über meine Religioſität äußerte, und mich unter anderm bat, unſerer teuren 72 jährigen Großmutter ein Gedicht zu ihrem Geburtstage zu machen, und noch manches Andere, in dem unausſprechlich rührenden Briefe ſo ergriffen, daß ich die Zeit, wo ich vielleicht an Dich geſchrieben hätte, meiſt mit Gedanken an Sie und Euch Lieben überhaupt zubrachte. Ich habe auch noch denſelben Abend, da ich den Brief bekommen, ein Gedicht für die liebe Großmutter angefangen, und bin in der Nacht beinahe damit fertig geworden. Ich dachte, es müßte die guten Mütter freuen, wenn ich gleich den Tag darauf einen Brief und das Gedicht abſchickte. Aber die Töne, die ich da berührte, klangen ſo mächtig in mir wieder, die Verwandlungen meines Gemüts und Geiſtes, die ich ſeit meiner Jugend erfuhr, die Vergangenheit und Gegenwart meines Lebens wurde mir dabei ſo fühlbar, daß ich den Schlaf nachher nicht finden konnte, und den andern Tag Mühe hatte, mich wieder zu ſammeln. So bin ich. Du wirſt Dich wundern, wenn Du die poetiſch ſo unbedeutenden Verſe zu Geſicht bekommſt, wie mir dabei ſo wunderbar zu Mute ſein konnte. Aber ich habe gar wenig von dem geſagt, was ich dabei empfunden habe. Es gehet mir überhaupt manchmal ſo, daß ich meine lebendigſte Seele in ſehr flachen Worten hingebe, daß kein Menſch weiß, was ſie eigentlich ſagen wollen, als ich.

Ich will nun ſehen, ob ich noch etwas von dem, was ich Dir neulich über Poeſie ſagen wollte, herausbringen kann. Nicht wie das Spiel, vereinige die Poeſie die Menſchen, ſagt' ich; ſie vereinigt ſie nämlich, wenn ſie echt iſt und echt wirkt, mit all dem mannigfachen Leid und Glück und Streben und Hoffen und Fürchten, mit all ihren Meinungen und Fehlern, all ihren Tugenden und Ideen, mit allem Großen und Kleinen, das unter ihnen iſt, immer mehr, zu einem lebendigen tauſendfach gegliederten innigen Ganzen, denn eben dies ſoll die Poeſie ſelber ſein, und wie die Urſache, ſo die Wirkung. Nicht wahr, Lieber, ſo eine Panacee könnten die Deutſchen wohl brauchen, auch nach der politiſchen philoſophiſchen Kur; denn alles andre abgerechnet, ſo hat die philoſophiſch-politiſche Bildung ſchon in ſich ſelbſt die Inkonvenienz, daß ſie zwar die Menſchen zu den weſentlichen, unumgänglich notwendigen Verhältniſſen, zu Pflicht und Recht, zuſammenknüpft, aber wie viel iſt dann zur Menſchenharmonie noch übrig? Der nach optiſchen Regeln gezeichnete Vor- und Hintergrund iſt noch lange nicht die Landſchaft, die ſich neben das lebendige Werk der Natur allenfalls ſtellen möchte. Aber die Beſten unter den Deutſchen meinen meiſt noch immer, wenn nur erſt die Welt hübſch ſymmetriſch wäre, ſo wäre alles geſchehen. O Griechenland, mit deiner Genialität und deiner Frömmigkeit, wo biſt du hingekommen? Auch ich mit allem guten Willen, tappe mit meinem Tun und Denken dieſen einzigen Menſchen in der Welt nur nach, und bin in dem, was ich treibe und ſage,

oft nur um ſo ungeſchickter und ungereimter, weil ich, wie die Gänſe mit platten Füßen im modernen Waſſer ſtehe, und unmächtig zum griechiſchen Himmel emporflügle. Nimm mir das Gleichnis nicht übel. Es iſt unſchicklich, aber wahr, und unter uns gehet ſo was noch wohl an, ſoll auch nur mir geſagt ſein.

Für Deine aufmunternden Äußerungen über meine Gedichtchen, und manches andre freundliche kräftige Wort in Deinem Briefe, dank' ich Dir tauſendmal. Wir müſſen feſt zuſammenhalten in aller unſerer Not und unſerem Geiſte. Vor allen Dingen wollen wir das große Wort, homo sum, nihil humani a me alienum puto, mit aller Liebe und allem Ernſte aufnehmen; es ſoll uns nicht leichtſinnig, es ſoll uns nur wahr gegen uns ſelbſt, und hellſehend und duldſam gegen die Welt machen, aber dann wollen wir uns auch durch kein Geſchwätz von Affektation, Übertreibung, Ehrgeiz, Sonderbarkeit ꝛc. hindern laſſen, um mit allen Kräften zu ringen, und mit aller Schärfe und Zartheit zuzuſehn, wie wir alles Menſchliche an uns und andern in immer freieren und innigern Zuſammenhang bringen, es ſei in bildlicher Darſtellung oder in wirklicher Welt, und wenn das Reich der Finſternis mit Gewalt einbrechen will, ſo werfen wir die Feder unter den Tiſch und gehen in Gottes Namen dahin, wo die Not am größten iſt, und wir am nötigſten ſind. Lebe wohl!

Dein

Fritz

An die Mutter

Homburg, im Januar 1799

Liebſte Mutter!

Ich muß mich ſchämen, daß ich Ihren lieben Brief, der mir indeſſen ſo viele innigglückliche Stunden und Augenblicke gemacht hat, ſo lange nicht beantwortet habe. Noch denſelben Abend, da ich ihn erhalten hatte, ſchrieb ich größtenteils das nieder, was ich Ihnen für meine teure ehrwürdige Großmutter beilege, und ich habe es Ihnen recht von Herzen bei mir ſelber gedankt, daß Sie mich von dieſem mir heiligen Geburtstage benachrichtiget haben. Der Brief an Sie ſollte Tags darauf geſchrieben werden, und es wäre mir ſelber eine Freude geweſen, wenn ich das, was ich beim Empfang des Ihrigen fühlte, Ihnen ſo bald wie möglich hätte ſagen können. Ich wurde aber indeſſen auf mancherlei Art verhindert. Zeit hätte ich wohl gehabt, aber ich mag Ihnen gerne mit ungeſtörter Seele ſchreiben. Es war von keiner Bedeutung, was mich beunruhigte, und mir meine reinere Stimmung nicht ließ. Ich ſage Ihnen das, damit Sie ſich keine Sorge machen. Harte Behauptungen, die ich zu leſen bekam, die freilich ſehr gegen mein Gemüt angingen, weil ſie gegen meine unentbehrlichſten Überzeugungen waren, das war es größtenteils, was mich in meinem friedlichen Leben unterbrach. Es iſt freilich nicht gut, daß ich ſo zerſtörbar bin, und ein feſter, getreuer Sinn iſt auch mein täglichſter Wunſch, und nichts erhält mich mehr in Demut, als die Kenntnis meiner Schwäche

von dieſer Seite, und daß ich bei aller meiner ehrlichen Bemühung und Einſicht des Beſſern und Glücklichern, doch noch immer der alte Empfindliche bin. Ich habe die Hälfte meiner Jugend in Leiden und Irren verloren, die nur aus dieſer Quelle entſprangen. Jetzt bin ich wohl geduldiger und laſſ' es niemand entgelten und bin, wenn ich mich nicht irre, gegen andere weniger launiſch, denn ſonſt, aber um die innere Reinheit und ruhige Wirkſamkeit können mich immer noch Eindrücke bringen, die einen feſter Gebildeten vielleicht nicht einen Augenblick ſtörten. Freilich iſt es jetzt auch natürlich, daß mich jeder augenblickliche Mißklang ſtärker trifft, wo ich kaum aus tauſendfältiger Unruhe mich herausgerettet habe, und nun am Wohllaut des Guten und Wahren und Schönen mich ſammeln und ſtillen mag. Ich verſpreche Ihnen und mir, mich immer zu üben, daß ich das, was ich bei ruhigem Sinne ſo leicht reimen kann, auch beim erſten Eindrucke ſo aufnehmen lerne. Ich kenne kein größer Glück, als beſcheidenes Wirken und Hoffen. Das kann aber bei einem leicht gekränkten Sinne nicht beſtehen. — Ich ſuche auch durch mäßige Bewegung und durch Ordnung meinen Körper zu befeſtigen, weil ich einſehe, daß mitunter auch die Urſache in ihm liegt. Ich bin zwar geſund und jetzt geſunder als ſonſt, und leide am Kopf und in den Eingeweiden nimmer, wie gewöhnlich, aber ich finde doch, daß meine Nerven zu reizbar ſind. Ich ſage das beſonders auch, weil Sie ſich mit dieſer zärtlichſten Teilnahme nach meiner Geſundheit erkundigen. — Daß Sie meine Äußerungen über Re-

ligion mit dieſer ſchönſten aller Freuden aufgenommen haben, zeugt mir ſo ganz von dem Gemüt, das nur im Höchſten ſeine Beruhigung findet. Ich glaub' es Ihnen wohl, teuerſte Mutter! wie es Ihnen das Andenken an mich erleichtern und erheitern muß, wenn Sie die beſten Gefühle einer Menſchenſeele in mir wiſſen und ſich daran halten können in den Zweifeln und Sorgen, mit denen ſich auch die Beſten einander betrachten müſſen, und je lieber ſie ſich ſind, je mehr, denn wir kennen ja kaum uns ſelbſt, und ſo bekannt, als wir uns ſelber ſind, wird uns doch niemals ein anderes. Ich behalte mirs vor, Ihnen bei mehrerer Muße ein vollſtändiges Glaubensbekenntnis abzulegen, und ich wollte, ich dürfte überall meines Herzens Meinung ſo offen und rein herausſagen, als ich bei Ihnen kann. Aber die Schriftgelehrten und Phariſäer unſerer Zeit, die aus der heiligen lieben Bibel ein kaltes, geiſt- und herztötendes Geſchwätz machen, die mag ich freilich nicht zu Zeugen meines innigen, lebendigen Glaubens haben. Ich weiß wohl, wie jene dazu gekommen ſind, und weil es Ihnen Gott vergibt, daß ſie Chriſtum ärger töten, als die Juden, weil ſie ſein Wort zum Buchſtaben, und ihn, den Lebendigen, zum leeren Götzenbilde machen, weil Ihnen das Gott vergibt, vergeb' ichs ihnen auch. Nur mag ich mich und mein Herz nicht da bloß geben, wo es mißverſtanden wird, und ſchweige deswegen vor den Theologen von Profeſſion (d. h. vor denen, die nicht frei und von Herzen, ſondern aus Gewiſſenszwang und von Amtswegen es ſind) eben ſo gerne, wie vor denen, die gar nichts von

all dem wiſſen wollen, weil man ihnen von Jugend auf durch den toten Buchſtaben, und durch das ſchreckende Gebot, zu glauben, alle Religion, die doch das erſte und letzte Bedürfnis der Menſchen iſt, verleidet hat. Liebſte Mutter! wenn unter dieſen Zeilen ein hartes Wort iſt, ſo iſts gewiß nicht aus Stolz und Haß geſchrieben, ſondern nur, weil ich keinen andern Ausdruck fand, wodurch ich mich ſo kurz wie möglich hätte verſtändlich machen können. Es mußte alles ſo kommen, wie es jetzt überhaupt, und in der Religion beſonders iſt, und es war mit der Religion faſt ſo wie jetzt, da Chriſtus in der Welt auftrat. Aber gerade wie nach dem Winter der Frühling kommt, ſo kam auch immer nach dem Geiſtestode der Menſchen neues Leben, und das Heilige bleibt immer heilig, wenn es auch die Menſchen nicht achten. Und es gibt wohl manchen, der im Herzen religiöſer iſt, als er ſagen mag und kann, und vielleicht ſagt auch mancher unſrer Prediger, der nur die Worte nicht finden kann, mit ſeiner Rede mehr, als andere dabei vermuten, weil die Worte, die er braucht, ſo gewöhnlich und ſo tauſendfältig gemißbraucht ſind. Nehmen Sie indes mit dieſen ungeheuchelten Äußerungen vorlieb, bis ich eine Stunde gewinne, wo ich mit meiner ganzen Seele ſchreiben kann. — Ich ſtimme ganz mit Ihnen darin überein, liebſte Mutter! daß es gut für mich ſein wird, wenn ich künftig das anſpruchloſeſte Amt, das es für mich geben kann, mir zu eigen zu machen ſuche, vorzüglich auch darum, weil nun einmal die vielleicht unglückliche Neigung zur Poeſie, der ich von Jugend

auf mit redlichem Bemühn durch ſogenannt gründlichere Beſchäftigungen immer entgegen ſtrebte, noch immer in mir iſt und nach allen Erfahrungen, die ich an mir ſelber gemacht habe, in mir bleiben wird, ſolange ich lebe. Ich will nicht entſcheiden, ob es Einbildung oder wahrer Naturtrieb iſt. Aber ich weiß jetzt ſo viel, daß ich tiefen Unfrieden und Mißmut unter anderm auch dadurch in mich gebracht habe, daß ich Beſchäftigungen, die meiner Natur weniger angemeſſen zu ſein ſchienen, z. B. die Philoſophie, mit überwiegender Aufmerkſamkeit und Anſtrengung betrieb und das aus gutem Willen, weil ich vor dem Namen eines leeren Poeten mich fürchtete. Ich wußte lange nicht, warum das Studium der Philoſophie, das ſonſt den hartnäckigen Fleiß, den es erfordert, mit Ruhe belohnt, warum es mich, je uneingeſchränkter ich mich ihm hingab, nur immer um ſo friedensloſer und ſelbſt leidenſchaftlich machte; und ich erkläre mir es jetzt daraus, daß ich mich in höherm Grade, als es nötig war, von meiner eigentümlichen Neigung entfernte, und mein Herz ſeufzte bei der unnatürlichen Arbeit, nach ſeinem lieben Geſchäfte, wie die Schweizerhirten im Soldatenleben nach ihrem Tal und ihrer Herde ſich ſehnen. Nennen Sie das keine Schwärmerei! Denn warum bin ich denn friedlich und gut, wie ein Kind, wenn ich ungeſtört mit ſüßer Muße dies unſchuldigſte aller Geſchäfte treibe, das man freilich, und dies mit Recht, nur dann ehrt, wenn es meiſterhaft iſt, was das meine vielleicht auch aus dem Grunde noch lange nicht iſt, weil ichs vom Knabenalter an niemals in

eben dem Grade zu treiben wagte, wie manches andre, was ich vielleicht zu gutmütig gewiſſenhaft meinen Verhältniſſen und der Meinung der Menſchen zulieb trieb. Und doch erfordert jede Kunſt ein ganzes Menſchenleben, und der Schüler muß alles, was er lernt, in Beziehung auf ſie lernen, wenn er die Anlage zu ihr entwickeln und nicht am Ende gar erſticken will. — Sie ſehen, liebſte Mutter! ich mache Sie recht zu meiner Vertrauten, und ich fürchte nicht, daß Sie mir dieſe ehrlichen Geſtändniſſe übel auslegen werden. Es gibt ſo wenige, vor denen ich mich öffnen mag. Warum ſollt' ich denn mein Sohnesrecht nicht benützen, und Ihnen zu meiner Beruhigung mein Anliegen nicht ſagen. Und glauben Sie nur nicht, daß ich Abſichten dabei habe. Ich mag Ihnen nur gerne mit voller Wahrheit ſchreiben, und da müſſen Sie mich eben haben, wie ich bin. Ich wollte eigentlich ſagen, daß ich auch aus dem Grunde wohl tun würde, ein recht einfaches Amt ins Künftige zu ſuchen, weil ſich ein anderes nicht wohl mit meinen Lieblingsbeſchäftigungen reimen ließe. Es hat es mancher, der wohl ſtärker war, als ich, verſucht, ein großer Geſchäftsmann oder Gelehrter im Amt, und dabei Dichter zu ſein. Aber immer hat er am Ende eines dem andern aufgeopfert und das war in keinem Falle gut, er mochte das Amt um ſeiner Kunſt willen, oder ſeine Kunſt um ſeines Amts willen vernachläſſigen; denn wenn er ſein Amt aufopferte, ſo handelte er unehrlich an Andern, und wenn er ſeine Kunſt aufopferte, ſo ſündigte er gegen ſeine von Gott gegebene natürliche

Gabe, und das iſt ſo gut Sünde und noch mehr, als wenn man gegen ſeinen Körper ſündigt. Der gute Gellert, von dem Sie in Ihrem lieben Briefe ſprechen, hätte ſehr wohl getan, nicht Profeſſor in Leipzig zu werden. Wenn er es nicht an ſeiner Kunſt gebüßt hat, ſo hat er es doch an ſeinem Körper gebüßt. Muß ich alſo ein Amt annehmen, wie es denn wohl nicht anders tunlich iſt, ſo glaub' ich eine Pfarrſtelle auf dem Dorfe (recht weit von der Hauptſtadt und von den hohen geiſtlichen Herren weg) wird das Beſte für mich ſein. Und warum nicht lieber in dem Lande, wo Sie ſind und die Meinigen, als unter Fremden?

Übrigens iſt es mir lieb, wenn es noch einige Jahre anſteht, und wenn ich hier mit dem Buche, an dem ich ſchreibe und mit meinem Gelde zu Ende bin, ſo will ich eben wieder Hofmeiſter werden. Der ſchwediſche Legations-Sekretär vom Pommereſchen, deſſen Bekanntſchaft ich, wie Sie wiſſen, in Raſtatt machte und der mich auf ſeiner Rückreiſe neulich hier beſuchte, machte mir beim Abſchiede das Offert, ob er mir nicht in ſeiner Gegend (in ſchwediſch Pommern, in der Gegend von Wismar) für eine Hofmeiſterſtelle ſorgen ſollte. Sein Vater, der, wenn ich nicht irre, Gouverneur in Stralſund iſt, beſorgt gewöhnlich für ſeine Bekannten derlei Stellen. Ich mochte es nicht geradezu ablehnen, um auf alle Fälle einen Ausweg zu haben, beſonders da er mir für eine ſolche Stelle ſorgen will, wo ich mit einem jungen Menſchen die Univerſität beſuche. Ein Zuwachs an Weltkenntnis (die Kenntnis des deutſchen

Volks iſt beſonders jedem, der ein deutſcher Schriftſteller werden will, ſo notwendig, wie dem Gärtner die Kenntnis des Bodens) iſt ja die einzige Entſchädigung, die mir dieſes mühſame Verhältnis gewähren kann, und die Entfernung der Gegend, die auf einer Univerſität jedoch ſo ſehr groß nicht ſein würde, ſcheint mir eher vorteilhaft als nachteilig auf die paar Jahre, wo ich noch nicht auf das ruhige Leben unter den Meinigen rechnen kann. Übrigens bin ich noch nicht entſchloſſen, und es bieten ſich vielleicht indes noch günſtigere Gelegenheiten von der Art an. Überhaupt geh' ich eine ſolche Stelle nur unter gewiſſen feſten Bedingungen ein, die mich ſo viel wie möglich vor Verdruß und Verlegenheiten ſichern ſollen. Und wenn ich eingeſehen habe, daß ein ſolcher Zuſtand für mich noch auf einige Zeit notwendig iſt, und nicht zu vermeiden, ſo werd' ich wohl auch Geduld und Vorſicht dazu bringen. Als Vikarius würde ich von meinem Pfarrer dependieren, und da ich dieſe Lage noch gar nicht gelernt habe, würde ſie mir wohl nicht leichter werden und ich müßte überdies größtenteils von Ihrer Unterſtützung leben, was ich doch nicht wünſche, da Sie ſchon ſo ſehr viel für mich getan haben und mein lieber Karl es beſſer brauchen kann.

Ich ſchreibe Ihnen das alles, liebſte Mutter! weil ich wohl weiß, wie ſehr Sie zu wiſſen wünſchen, woran Sie mit mir ſind, und Sie werden ſich es nicht *zu ſehr* zu Herzen nehmen, wenn Sie finden ſollten, daß mir das Leben nicht leicht wird, da Sie ſelbſt am beſten wiſſen, daß mit der Jugend das,

was man Glück heißt, überall ſo ziemlich weggeht. Ich wenigſtens mache jetzt nicht gerne größere Anſprüche auf die Welt, als daß es mir nicht zu ſchwer werde, meinem Herzen und meinem Sinne getreu zu bleiben in den Umſtänden, die mich noch im Leben betreffen können. Sie und die lieben Meinigen möcht' ich in jedem Falle noch gerne wiederſehn, ehe ich meinen hieſigen Aufenthalt verändere, von dem ich mich freilich mit vieler Mühe trennen werde.

Ihre lieben Geſchenke haben mich ſo ſehr gefreut, daß ich nichts beſſres wußte, als in der Freude zu meinen braven Hausleuten zu laufen und ihnen zu verkündigen, ich hätte auch ein Weihnachtsgeſchenk bekommen. Ich danke Ihnen und der lieben Großmama recht herzlich dafür. Es iſt mir nur leid, daß meine Ökonomie es mir nimmer ſo leicht macht, wie in Frankfurt, Ihnen auch auf dieſe Art meine Aufmerkſamkeit zu bezeugen. Auch bei meiner teuren Schweſter entſchuldigen Sie mich, daß ich es für jetzt ebenſo beim guten Willen bewenden laſſe. Sie kennt auch meine Anhänglichkeit an ſie, und an ihr ganzes Haus zu ſehr, als daß es irgend eines Zeichens bedürfte, um ihr dieſe zu beweiſen. Der Brief, den Sie mir von ihr geſchickt haben, war mir ein Geſchenk mehr. Ich ſollt' ihr freilich auch längſt geſchrieben haben, aber da ich nach Raſtatt reiſte, hofft' ich ſie vielleicht ſelber zu ſehen, und indeſſen hatt' ich ſo viel zu tun, um das, was ich während der Reiſe verſäumte, hereinzubringen, daß ich mich nächſtens auf ein paar Tage hinſetzen muß, um die Briefe alle zu beantworten, die ich indeſſen

ſchuldig geblieben bin, und da ſoll ſie unter den erſten ſein.

Leben Sie nun wohl, liebſte Mutter! bitten Sie die liebe Frau Großmama, das Blatt als einen kleinen Teil von den frohen und ernſten Empfindungen zu nehmen, mit denen ich im Herzen den ehrwürdigen Geburtstag gefeiert habe.

Meine herzlichen Empfehlungen an alle die Unſrigen.

Ihr

treuer Sohn

Fritz

An Diotima

[Homburg, um Oſtern 1799]

Hier unſern Hyperion, Liebe! Ein wenig Freude wird dieſe Frucht unſerer ſeelenvollen Tage Dir doch geben. Verzeih' mirs, daß Diotima ſtirbt. Du erinnerſt Dich, wir haben uns ehmals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, notwendig. Liebſte! alles, was von ihr und uns, vom Leben unſeres Lebens hie und da geſagt iſt, nimm es wie einen Dank, der öfters um ſo wahrer iſt, je ungeſchickter er ſich ausdrückt. Hätte ich mich zu Deinen Füßen nach und nach zum Künſtler bilden können, in Ruhe und Freiheit, ja ich glaube, ich wär' es ſchnell geworden, wonach in allem Leide mein Herz ſich in Tränen und am hellen Tage und oft mit ſchweigender Verzweif-

lung ſehnt. — Es iſt wohl der Tränen alle wert die wir ſeit Jahren geweint, daß wir die Freude nicht haben ſollten, die wir uns geben können, aber es iſt himmelſchreiend, wenn wir denken müſſen, daß wir beide mit unſern beſten Kräften vielleicht vergehen müſſen, weil wir uns fehlen. Und ſieh! das macht mich eben ſo ſtille manchmal, weil ich mich hüten muß vor ſolchen Gedanken. Deine Krankheit, Dein Brief — es trat mir wieder, ſo ſehr ich ſonſt verblinden möchte, ſo klar vor die Augen, daß Du immer, immer leideſt, — und ich Knabe kann nur weinen drüber! — Was iſt beſſer, ſage mirs, daß wirs verſchweigen, was in unſerm Herzen iſt, oder daß wir uns es ſagen! — Immer hab' ich die Memme geſpielt, um Dich zu ſchonen, — habe immer getan, als könnt' ich mich in alles ſchicken, als wär' ich ſo recht zum Spielball der Menſchen und der Umſtände gemacht und hätte kein feſtes Herz in mir, das treu und frei in ſeinem Rechte für ſein Beſtes ſchlüge, teuerſtes Leben! habe oft meine liebſte Liebe, ſelbſt die Gedanken an Dich mir manchmal verſagt und verleugnet; nur um ſo ſanft, wie möglich, um Deinetwillen dies Schickſal durchzuleben, — Du auch, Du haſt immer gerungen, Friedliche! um Ruhe zu haben, haſt mit Heldenkraft geduldet, und verſchwiegen, was nicht zu ändern iſt, haſt Deines Herzens ewige Wahl in Dir verborgen und begraben, und darum dämmerts oft vor uns, und wir wiſſen nicht mehr, was wir ſind und haben, kennen uns kaum noch ſelbſt; dieſer ewige Kampf und Widerſpruch im Innern, der muß Dich freilich langſam töten, nnd wenn kein Gott ihn da

beſänftigen kann, ſo hab' ich keine Wahl, als zu verkümmern über Dir und mir, oder nichts mehr zu achten als Dich und einen Weg mit Dir zu ſuchen, der den Kampf uns endet.

Ich habe ſchon gedacht, als könnten wir auch von Verleugnung leben, als machte vielleicht auch dies uns ſtark, daß wir entſchieden der Hoffnung das Lebewohl ſagten, ...

[Hier bricht das Schreiben mitten auf dem Bogen ab. Auf der Rückſeite, ſpäter geſchrieben:]

Reines Herzens zu ſein
Das iſt das Höchſte,
Was Weiſe erſannen,
Weiſere taten.

An Diotima

[Zwei Bruchſtücke aus Homburg, Ende Juni 99]

Täglich muß ich die verſchwundene Gottheit wieder rufen. Wenn ich an große Männer denke, in großen Zeiten, wie ſie, ein heilig Feuer, um ſich griffen, und alles Tote, Hölzerne, das Stroh der Welt in Flamme verwandelten, die mit ihnen aufflog zum Himmel, und dann an mich, wie ich oft, ein glimmend Lämpchen umhergehe, und betteln möchte um einen Tropfen Öl, um eine Weile noch die Nacht hindurch zu ſcheinen — ſiehe! da geht ein wunderbarer Schauer mir durch alle Glieder, und leiſe ruf' ich mir das Schreckenswort zu: lebendig Toter!

Weißt Du, woran es liegt, die Menſchen fürchten ſich voreinander, daß der Genius des einen den an-

dern verzehre, und darum gönnen sie sich wohl Speise und Trank, aber nichts, was die Seele nährt, und können es nicht leiden, wenn etwas, was sie sagen und tun, in andern einmal geistig aufgefaßt, in Flamme verwandelt wird. Die Törigen! Wie wenn irgend etwas, was die Menschen einander sagen könnten, mehr wäre, als Brennholz, das erst, wenn es vom geistigen Feuer ergriffen wird, wieder zu Feuer wird, so wie es aus Leben und Feuer hervorging. Und gönnen sie die Nahrung nur gegenseitig einander, so leben und leuchten ja beide, und keiner verzehrt den andern.

Erinnerst Du dich unserer ungestörten Stunden, wo wir und wir nur umeinander waren? — Das war Triumph! beide so frei und stolz und wach und blühend und glänzend an Seel' und Herz und Auge und Angesicht, und beide so in himmlischem Frieden nebeneinander! Und hab' es damals schon geahndet und gesagt: man könnte wohl die Welt durchwandern und fände es schwerlich wieder so. Und täglich fühl' ich das ernster.

Gestern Nachmittag kam Morbeck zu mir aufs Zimmer. „Die Franzosen sind schon wieder in Italien geschlagen," sagt' er. „Wenns nur gut mit uns steht," sagt' ich ihm, „so steht es schon gut in der Welt," und er fiel mir um den Hals und wir küßten uns die tiefbewegte, freudige Seele auf die Lippen und unsre weinenden Augen begegneten sich. Dann ging er. Solche Augenblicke hab' ich doch

noch. Aber kann das eine Welt erſetzen? Und das iſts, was meine Treue ewig macht. In dem und jenem ſind viele vortrefflich. Aber eine Natur, wie Deine, wo ſo alles in innigem, unzerſtörbarem, lebendigem Bunde vereint iſt, dieſe iſt die Perle der Zeit, und wer ſie erkannt hat, und wie ihr himmliſch angeboren eigen Glück dann auch ihr tiefes Unglück iſt, der iſt auch ewig glücklich und ewig unglücklich.

An Diotima

[Homburg, Auguſt oder September 1799]

Teuerſte!

Nur die Ungewißheit meiner Lage war die Urſache, warum ich bisher nicht ſchrieb. Das Projekt mit dem Journale, wovon ich Dir ſchon, nicht ohne Grund, mit ſo viel Zuverläſſigkeit ſchrieb, ſcheint mir ſcheitern zu wollen. Ich hatte für meine Wirkſamkeit und mein Auskommen und meinen dortigen Aufenthalt in Deiner Nähe mit ſo viel Hoffnung darauf gerechnet; jetzt hab' ich noch manche ſchlimme Erfahrungen machen müſſen zu den vergebenen Bemühungen und Hoffnungen. Ich hatte einen ſichern anſpruchsloſen Plan entworfen; mein Verleger wollte es glänzender haben; ich ſollte eine Menge berühmter Schriftſteller, die er für meine Freunde hielt, zu Mitarbeitern engagieren, und wenn mir gleich nichts Gutes bei dieſem Verſuche ahndete, ſo ließ ich Tor mich doch bereden, um nicht eigenſinnig zu ſcheinen, und das liebe allgefällige Herz hat mich in einen

Verdruß gebracht, den ich Dir leider ſchreiben muß, weil wahrſcheinlich meine zukünftige Lage, alſo gewiſſermaßen das Leben, das ich für Dich lebe, davon abhängt. Nicht nur Männer, deren Verehrer mehr als Freund ich mich nennen konnte, auch Freunde, Teure! auch ſolche, die nicht ohne wahrhaften Undank mir eine Teilnahme verſagen konnten — ließen mich bis jetzt — ohne Antwort, und ich lebe nun volle 8 Wochen in dieſem Harren und Hoffen, wovon gewiſſermaßen meine Exiſtenz abhängt. Was die Urſache dieſer Begegnung ſein mag, mag Gott wiſſen. Schämen ſich denn die Menſchen meiner ſo ganz? —

Daß dies nicht wohl der Fall vernünftigerweiſe ſein kann, zeugt mich doch Dein Urteil, Edle, und das Urteil einiger weniger, die mir auch wahrhaft treu in meiner Angelegenheit ſich zugeſellten, z. B. Jung in Mainz, deſſen Brief ich Dir beilege. Die Berühmten nur, deren Teilnahme mir armen Unberühmten zum Schilde dienen ſollte, dieſe ließen mich ſtehn, und warum ſollten ſie nicht? Jeder, der in der Welt ſich einen Namen macht, ſcheint ja dem ihrigen einen Abbruch zu tun; ſie ſind dann ſchon nicht mehr ſo einzig und allein die Götzen, kurz, es ſcheint mir bei ihnen, die ich mir ungefähr als meinesgleichen denken darf, ein wenig Handwerksneid mitunter zu walten. Aber dieſe Einſicht hilft mich nichts; ich habe faſt 2 Monate unter Zubereitungen zu dem Journale verloren, und kann nun, um mich nicht von meinem Verleger länger herumziehen zu laſſen, wohl nichts beſſeres tun, als ihm zu ſchreiben, ob er nicht lieber die Produkte, die ich für das Journal

bestimmt hatte, geradezu annehmen wollte, was dann freilich in jedem Falle meine Existenz mir nicht hinlänglich sichern würde.

Und so hab' ich denn im Sinne, alle Zeit, die mir noch bleibt, auf mein Trauerspiel zu wenden, was ungefähr noch ein Vierteljahr dauern kann und dann muß ich nach Hause oder an einen Ort, wo ich mich durch Privatvorlesungen, was hier nicht tunlich ist, oder andere Nebengeschäfte erhalten kann.

Verzeih, Teuerste! diese gerade Sprache! Es wäre mir nur schwerer geworden, dann Dir das Nötige zu sagen, wenn ich das, was mein Herz gegen Dich, Liebe, äußert, hätt' laut werden lassen, und es ist auch fast nicht möglich, in einem Schicksal, wie das meinige ist, den nötigen Mut zu behalten, ohne die zarten Töne des innersten Lebens für Augenblicke darüber zu verlieren. Eben deswegen schrieb ich bisher. . . . [Der Schluß fehlt]

An die Mutter

Homburg d. 16ten Nov. 99

Liebste Mutter!

Ich konnte mir wohl denken, daß Sie diesmal mit dem Schreiben etwas zögern müßten, und schickte mich um so lieber darein, weil ich mir Ihre lieben Gäste und Ihre Reise dabei dachte, die Ihnen gewiß zur Freude und Gesundheit dienen wird. Wie gerne nähme ich Anteil in dem glücklichen Kreise, in dem Sie leben, und trüge auch von meiner Seite etwas bei zu dem Vergnügen, das Ihnen der Um-

gang der Ihrigen gewährt. Ich glaube aber, daß ich Ihrer eigenen Einsicht gehorche, wenn ich wenigstens meinen Besuch noch so lange aufschiebe, bis es in unserem Lande und auf dem Wege wieder etwas ruhiger wird. Ich war diese Tage sehr besorgt um die guten Löchgauer, weil ich vermutete, daß das Treffen zum Teil bei dem Orte selbst oder doch nicht weit davon vorgefallen sein müßte. Nun werden die Unsrigen, wenigstens auf einige Zeit, wieder in Ruhe sein.

Bei uns hier erfährt man den Krieg nur noch durch die Zeitungen, und es ist den Homburgern recht zu gönnen, da dies nach vielen Jahren der erste Winter ist, den sie ohne fremde Tisch- und Hausgenossen und ohne Kriegsunruhe und Kriegslast zubringen. Ich wundere mich oft, wie diese Gegend, die fast der beständige Kriegsschauplatz mehr oder weniger gewesen ist, doch sich so schnell erholt, und daß die Menschen größtenteils ihr Hauswesen und ihre Lebensart fortführen können, wie sonst.

Um auf meine Angelegenheiten zu kommen, so bedaure ich, daß ich Ihnen von meinen Aussichten noch nichts näheres sagen kann, und es ist mir eigentlich um Ihretwegen unangenehmer, als wegen mir, denn wenn ich bei meiner gegenwärtigen Lebensart nicht die unvermeidliche Inkonvenienz erführe, daß sie für den Anfang zu meinem zeitlichen Auskommen nicht hinreicht, so wäre ich auf immer damit zufrieden. Ich bin mir tief bewußt, daß die Sache, der ich lebe, edel, und daß sie heilsam für die Menschen ist, sobald sie zu einer rechten Äußerung und Ausbil-

dung gebracht ist. Und in dieser Bestimmung und diesem Zwecke leb' ich mit ruhiger Tätigkeit und wenn ich oft erinnert werde (wie unvermeidlich ist), daß ich vielleicht billiger geachtet würde unter den Menschen, wenn ich durch ein honettes Amt im bürgerlichen Leben für sie erkennbar wäre, so trage ich es leicht, weil ichs verstehe, und finde meine Schadloshaltung in der Freude am Wahren und Schönen, dem ich von Jugend auf im Stillen mich geweiht habe, und zu dem ich aus den Erfahrungen und Belehrungen des Lebens nur um so entschlossener zurückgekehrt bin. Sollte auch mein Inneres nie recht zu einer klaren und ausführlichen Sprache kommen, wie man denn hierin viel vom Glück abhängt, so weiß ich, was ich gewollt habe, — und daß ich mehr gewollt habe, als der Anschein meiner geringen Versuche vermuten läßt — kann auch hoffen, aus manchem, was mir zu Ohren kommt, daß meine Sache auch in einer ungeschickten Ausführung hie und da aus einem ahndenden Gemüte gefaßt und gebilliget werden, daß also in keinem Falle mein Dasein ohne eine Spur auf Erden bleiben wird.

Ich mache Ihnen diese Geständnisse deswegen, liebste Mutter! weil mir daran liegen muß, um meiner eignen Ruhe willen mich in meinem gegenwärtigen Leben Ihnen so aufrichtig und unparteiisch hinzustellen, wie ich nur immer kann, um so mehr, da Sie durch Ihre gütige Unterstützung mir darin aushalfen bis hieher.

Ich danke Ihnen verbindlichst für das Übersandte. Neuffer wird es wohl noch bis jetzt zurückbehalten

haben wegen der unſicheren Wege. Ich werde es größtenteils zurücklegen können, um es zum Teil zu meiner künftigen Reiſe zu gebrauchen. Was mich einigermaßen beruhiget über die Unkoſten, die ich Ihnen mache, iſt, daß ich auch als Vikarius nicht ohne einige Beihülfe leben könnte, und daß ich doch eine gute Zeit in dem von dieſer Seite vorteilhafteren Hofmeiſterleben ausgehalten habe.

Wie freuet es mich, daß Sie mit unſerem Karl ſo in jeder Rückſicht zufrieden ſein können und wie weiß ich es zu ſchätzen, daß er ſeine Kräfte ſo männlich auf die Lage hin anwendet und konzentriert, in der er ſich befindet. Ich ehre von Herzen und aus Überzeugung jeden, der ſich auf dieſe Art der Welt nützlich macht, und es tut mir nur oft leid, wenn ich zuweilen ſehe, daß die Menſchen größtenteils auf der anderen Seite nicht ebenſo billig ſind, und auch einem Andern ſein Recht widerfahren laſſen, der durch die Art ſeines Geſchäfts und ſeines Treibens in einigem Grade von jedem beſondern Wirkungskreiſe entfernt wird, und nur dadurch beſtehen kann, daß er mit Mut in ſeiner Art ſich feſtſetzt, und ſein Schickſal einſiehet und trägt, wie andre das ihrige. Und dies iſt der Troſt und die Regel meines Lebens, daß kein Menſch in der Wirklichkeit alles ſein kann, daß er irgend etwas ſein muß und bei den Vorzügen ſeines Standes und ſeiner eigentümlichen Lebensart auch das notwendige Mangelhafte tragen, das ſie mit ſich führt.

Tauſendmal danke ich es Ihnen, meine Mutter! daß Sie in dieſer Rückſicht mich, der ich überall

noch nichts Gemachtes bin, so schonend behandeln, und Sie und die Meinigen alle werden es gewiß gutheißen, daß ich so wenig gleichgültig sein kann, in welchem Lichte ich vor Ihren Augen erscheine.

Ich bitte Sie auch recht sehr, daß Sie sich nicht dadurch inkommodieren lassen, wenn ich in meinen Briefen zuweilen ins Räsonnieren verfalle. So viel ich die allgemeine Stimmung und Meinung der Menschen, wie sie jetzt sind, bemerken kann, scheint mir auf die großen gewaltsamen Erschütterungen unserer Zeit eine Denkungsart folgen zu wollen, die eben nicht gemacht ist, die Kräfte der Menschen zu beleben und zu ermuntern, und die eigentlich damit endet, die lebendige Seele, ohne die doch überall keine Freude und kein rechter Wert in der Welt ist, niederzudrücken und zu lähmen. Die Übertreibungen sind nirgends gut, und so ist es auch nicht gut, wenn die Menschen sich vor allem fürchten, was nicht schon bekannt und ausgemacht ist, und deswegen jedes Streben nach einem Vollkommneren, als schon vorhanden ist, für schlimm und schädlich halten. Eben dieses scheint mir jetzt die allgemeinere Stimmung zu sein, und sie liegt mir deswegen so auf dem Herzen, weil sie im Kleinen, wie im Großen wirkt, und weil sich kein Mensch lossagen kann von dem schädlichen oder günstigen Einflusse der andern.

Wenn ich aber von einer solchen Empfindung den einen Tag mehr behaftet bin, als den andern, so muß sie sich auch in meinen Äußerungen mehr oder weniger zeigen, wenn ich mit den Vertrauten meines Herzens spreche.

Aber daß ich es Ihnen nicht zu lange mache, so will ich Ihnen nur noch ſagen, daß ich hoffe, Ihnen nach Verlauf eines Monats von dem Beſuche, den ich ſchon ſo lange hoffe, wie auch von meiner künftigen Exiſtenz etwas Genaueres ſagen zu können. Ich bin wie immer, liebſte Mutter!

Ihr

dankbarer Sohn

H.

Eben erfahre ich, daß das franzöſiſche Direktorium abgeſetzt, der Rat der Alten nach St. Cloud geſchickt, und Buonaparte eine Art von Diktator geworden iſt.

An die Schweſter

Homburg d. 19. März 1800

Meine Teure!

Ich hätte Dir ſchon eher geſchrieben, wenn ich nicht lieber eine Stunde abgewartet hätte, wo ich mit einiger Ruhe und ſtillerem Geiſte den Verluſt Deines mir unvergeßlichen Gatten denken könnte.

Ich habe ihn gekannt, und weiß, wieviel wahrhaft Erhabnes und Ewiges in ſeinem Gemüte verborgen lag, und eben darum kann ich mir wohl denken, wie er mit dieſer Heiterkeit ſterben konnte; einer ſolchen Seele, die, wie die ſeinige, gewohnt war, das menſchliche Leben mit ſeinen Leiden und Veränderungen mit einem höheren Auge anzuſehen, und überall mehr auf das bleibende, auf den Grund unſeres Weſens und Lebens zu achten, einem ſolchen

Sinne muß der Tod mehr wie ein kurzer Abſchied ſcheinen, als wie eine lange Trennung, und dies muß ihm auch die Entfernung von Dir, Du Gute! und von all den Seinigen erleichtert haben. Mich tröſtet der Gedanke, der überall mein beſter Troſt iſt, daß nämlich Gott überall iſt, und in ihm und durch ihn wir alle jetzt und immer vereiniget ſind.

Am meiſten trauert mein Herz darüber, daß ich Dich, Beſte! nicht mehr im Geleite dieſes edlen Lebensgefährten weiß, und daß Deine lieben Kinder nur noch eine Mutter haben, die zwar ſo ganz geſchaffen iſt, ihnen dieſen Verluſt zu erſetzen, und alles zu ſein, was ihre Jugend bedarf, der aber doch bei einem leidenden Gemüte dieſe teure Sorge ſchwer ſein muß. Liebſte Schweſter! erhalte Dich nur! für uns alle, denen Du ſo wahrhaft wert biſt! vertraue Deiner guten Natur, denke, daß Du ſo viele glückliche Gaben haſt, die ganz gemacht ſind, um leichter und unzerſtörter unter den Begegniſſen des Lebens auszudauern! wie oft habe ich Dich ſchon um Deine ſchöne Ruhe und Geduld beneidet, wenn mir es oft ſchwer wurde auf meinem Wege, und wie ſehr iſts immer mein Beſtreben, das ganz zu lernen, was Dir angeboren iſt! Die Geſellſchaft und Unterſtützung unſrer guten Mutter wird Dir Troſt genug gewähren. Ein ſo geprüftes Herz, wie das ihrige iſt, beruhiget ſchon durch ſeine Nähe, und es muß Dir ein ſtärkender Gedanke ſein, Deinen Kindern ebenſoviel zu ſein, als ſie uns war in unſerer Kindheit, da wir das beſte, was wir haben, ihr vorzüglich danken. Auch haſt Du ſonſt gute Menſchen

um Dich, und der Segen des Himmels, der uns allheilend umgibt, kann Dir, Du reine Seele! nicht fehlen.

Kann ich Dir etwas ſein, ſo brauchſt Du es nur zu ſagen. Sobald es nur meine Geſchäfte irgend zulaſſen, die gerade jetzt etwas dringender ſind, ſo ſoll mich nichts abhalten, einmal zu kommen, und ich denke, Liebe! daß ich zu Dir taugen werde, weil ich manches in der Welt zu ertragen gelernt habe, und nach mancherlei Erfahrungen die Anhänglichkeit an Dich und die Unſrigen nur gründlicher und ewiger geworden iſt. Einen treuen Freund haſt Du für Dich und Deine Kinder auf lebenslang an mir, das wirſt Du glauben. Sieh! Gute! teure Schweſter! dies iſt in meinen Augen ein ſchätzbar Glück, das nur zu ſelten iſt, daß eine ſolche echte Harmonie und Achtung und Freude unter Geſchwiſtern iſt, und daß wir eine ſolche Mutter haben.

Sorge nur für Deine Geſundheit, Liebe! und lebe gerne. Es iſt denen wohl zu gönnen, die von uns gehen zur Ruhe und zu neuer Jugend; aber auch dieſes Leben iſt gut, Gott iſt auch hier, und ich glaube, es wird auch hier noch immer beſſer. Ich möchte Dir noch vieles ſagen, was von Troſt in mir iſt; ich habe ſo oft erfahren, wie ein Zuruf, der aus dem Heiligtume unſerer Seele kam, in tiefer Betrübnis uns beglücken, und neues Leben, neue fromme Hoffnung ſchaffen kann. Eines denke ich beſonders oft, daß der Lebendige, der in uns und um uns iſt, von Anbeginn in alle Ewigkeiten mächtiger, als aller Tod iſt, und das Gefühl dieſer Unſterblich-

keit erfreuet mich oft in meinem Namen und im Namen aller, die da leben, und die geſtorben ſind, vor unſeren Augen. Und ſo iſts mein gewiſſer Glaube, daß am Ende alles gut iſt, und alle Trauer nur der Weg zu wahrer heiliger Freude iſt.

Laß mich ſo abbrechen, Teuerſte! Ich ſchreibe Dir bald wieder! auch unſerer lieben Mutter! und dem Bruder! Bleibt nur ihr mir, ihr Lieben! erhaltet Euch für mich und die Unſrigen!

Dein

ewigtreuer Bruder
Hölderlin

An die Seinigen

Stuttgart, vor ſeiner Abreiſe nach Hauptwyl

Kein Wort von allen Euren treuen Herzensworten, Ihr Guten! ſoll verloren ſein, ſo wie keiner der gütigen Liebesdienſte.

Ich bin wohl hieher gekommen, etwas müde, wie es immer geht, wenn das Herz voll und bewegt iſt, und die Gedanken mächtiger arbeiten, und der Menſch doch auch ſeinen irdiſchen Gang gehen ſoll. Aber könnt' ich doch ſo die Tage meines Lebens immer wandeln zwiſchen Himmel und Erde, mit Demut und Glauben geteilt, und ſo den ſüßen Schlaf, und die Ruhe, die wir hoffen, verdienen!

Ich will nun nimmer den Unmut in mir Meiſter ſein laſſen. Der Übermut ſoll aber auch ſich beugen vor dem, was um uns und über uns iſt. Gewiß,

ich kann es nicht anders glauben, wenn ich das Meinige tue, ſo werd' auch ich auf dieſer Erde meine Beſtimmung menſchenmöglich erfüllen, und nach den Prüfungstagen meiner Jugend noch zufrieden ſein.

Ich hoffe zu Ende der bevorſtehenden Reiſe ſo geſund zu ſein, wie ich jetzt bin. Die Umſtände nötigen mich noch bis Samstag zu bleiben.

Mein guter Landauer will mich mit den übrigen Freunden noch bis Tübingen auf eine Art geleiten, die mir auf das Übrige des Weges wohl tun wird. Er ſagt mir, daß Sie die Meubles, ſo bald oder ſpät Sie es gut finden, hier abholen laſſen können.

Findet er einen guten Käufer, ſo will er den Schreibtiſch weggeben.

Ich werde wohl noch einmal ſchreiben können von hier aus. Es iſt mir Bedürfnis, Euch, Ihr Teuerſten, ſo oft ich kann, ein Wort aus dem Herzen zu ſagen.

Glauben Sie mirs, meine verehrungswürdige Mutter! und Ihr, gute, teure Geſchwiſter! das Echte, das Unſchuldige, das gründliche Herz, das ich in jedem von Euch, wie eine Stimme des Himmels, von Jugend auf, noch eh' ich wußte, was es war, erfahren habe, und nun erkenne und als den Grund alles Guten und Wahren und Gottähnlichen ehre, — dies, dies iſts, was mir unvergeßlich bliebe von Euch, wenn ich auch alles andre Liebe, was eben aus dieſen Herzen mir zugut kam, je vergeſſen könnte!

Grüßen Sie mir alle Freunde.

Ihr

Hölderlin

An die Schweſter

Hauptwyl bei St. Gallen
d. 23. Febr. 1801

Teure Schweſter!

Ich ſchreibe Dir und den lieben Unſrigen an dem Tage, da unter uns hier alles voll iſt von der Nachricht des ausgemachten Friedens und, da Du mich kenneſt, brauche ich Dir nicht zu ſagen, wie mir dabei zu Mut iſt. Ich konnte auch dieſen Morgen, da der würdige Hausvater mich damit begrüßte, wenig dabei ſagen. Aber das helle Himmelblau und die reine Sonne über den nahen Alpen waren meinen Augen in dieſem Augenblicke um ſo lieber, weil ich ſonſt nicht hätte gewußt, wohin ich ſie richten ſollte in meiner Freude.

Ich glaube, es wird nun recht gut werden in der Welt. Ich mag die nahe oder die längſtvergangene Zeit betrachten, alles dünkt mir ſeltne Tage, die Tage der ſchönen Menſchlichkeit, die Tage ſicherer, furchtloſer Güte, und Geſinnungen herbeizuführen, die ebenſo heiter als heilig, und ebenſo erhaben als einfach ſind.

Dies und die große Natur in dieſen Gegenden erhebt und befriediget meine Seele wunderbar. Du würdeſt auch ſo betroffen, wie ich, vor dieſen glänzenden ewigen Gebirgen ſtehn, und wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, ſo iſt es über dieſen herrlichen Gipfeln. Ich kann nur daſtehn, wie ein Kind, und ſtaunen und ſtille mich freuen, wenn ich draußen bin, auf dem nächſten Hügel und wie vom Äther herab die Höhen alle näher und näher nieder-

ſteigen bis in dieſes freundliche Tal, das überall an ſeinen Seiten mit den immergrünen Tannenwäldchen umkränzt, und in der Tiefe mit Seen und Bächen durchſtrömt iſt, und da wohne ich in einem Garten, wo unter meinem Fenſter Weiden und Pappeln an einem klaren Waſſer ſtehen, das mir gar wohl gefällt des Nachts mit ſeinem Rauſchen, wenn alles ſtill iſt, und ich vor dem heiteren Sternenhimmel dichte und ſinne.

Du ſieheſt, Teure! ich ſehe meinen Aufenthalt wie ein Menſch an, der in der Jugend Leids genug erfahren hat, und jetzt zufrieden und ungeſtört genug iſt, um herzlich zu danken, für das, was da iſt. Und je friedlicher es in meinem Innern wird, um ſo heller und lebender gehet das Angedenken an Euch, ihr teuern Entfernten! mir auf, und ja, ich darf es ſagen, denn ich fühl' es zu lebendig, wenn mir noch glücklichere Tage vorbehalten wären, Du und alle unſre Lieben würden nur mir unvergeßlicher ſein. Indeſſen verlaſſe ich mich darauf, daß ich mit gutem Gewiſſen lebe und meine Pflicht tue; das Übrige, wie Gott will! und wenn die Zukunft mir nichts Freudiges verſpräche, als daß ich von Zeit zu Zeit Dich und die Mutter und den Bruder und Deine Kinder wiederſehen und an eurem Tiſche Gaſt ſein kann, ſo wär' es genug.

Daß unſre gütige Mutter mich von meiner Schuld auch diesmal wieder diſpenſieren will, iſt gegen das Ausgemachte. Sie muß mir. wenigſtens erlauben, daß ich auf irgend eine andere Art noch auch ihr wieder danke, als mit dieſen Worten, die ſo leicht

von Herzen gehn. Bleibe nur gesund und sei so gut und berede unsre lieben Mütter diesen Frühling manchmal auch zu einem Gange ins Grüne, bis es ihnen zur Gewohnheit wird, ich habe großen Glauben daran und meine, daß es langes Leben und Stärke dem Geiste bringt.

Entschuldige mich doch bei unserem Karl, daß ich ihm noch nicht geschrieben habe, er weiß ja auch, so gut wie ich von ihm weiß, daß wir uns immer nahe sind und immer angehören. Freilich muß alles gefeiert werden, was gut und heilig ist, und darum soll auch unser Briefwechsel ja nie zu lange unterbrochen bleiben. Indessen gelten ja die Briefe an Dich, auch ihm, wie allen den teuern Unsrigen. Leb wohl und schreibe mir bald wieder!

Dein

H.

An den Bruder

Hauptwyl [im März] 1801

Mein Karl!

Ich fühle es, wir lieben uns nicht mehr, wie sonst, seit langer Zeit, und ich bin daran schuldig. Ich war der erste, der den kalten Ton anstimmte. Weißt Du es noch, zu Anfang meines Aufenthaltes in Homburg, erinnerst Du Dich der Briefe, die Du mir damals schriebst? Aber ein Unglaube an die ewige Liebe hatte sich meiner bemächtiget. Ich sollte auch dahinein geraten, in diesen furchtbaren Aberglauben an das, was eben Zeichen der Seele und

Liebe, aber ſo mißverſtanden ihr Tod iſt. Glaub' es, Teuerſter! ich hatte gerungen bis zur tötlichen Ermattung, um das höhere Leben im Glauben und im Schauen feſt zu halten, ja! ich hatte unter Leiden gerungen, die, nach allem zu ſchließen, überwältigender ſind, als alles andre, was der Menſch mit eherner Kraft auszuhalten im Stande iſt. — Ich ſage Dir dieſes nicht umſonſt. — Endlich, da von mehr als einer Seite das Herz zerriſſen war und dennoch feſthielt, da mußt' ich veranlaßt werden, nun auch mit Gedanken mich in jene böſen Zweifel zu verwickeln, deren Frage doch ſo leicht vor klarem Auge zu löſen iſt, nämlich, was mehr gelte, das Lebendigſtewige, oder das Zeitliche. Nur ein zu großes Geringſchätzen alles deſſen, was notwendig iſt, war auch im Stande, mich in jenen größeren Irrtum zu verleiten, in welchem ich zu ſehr, und wirklich mit einem abergläubiſchen Ernſte, alles Äußerliche, das heißt, alles, was nicht im Gebiete des Herzens liegt, anſah und aufnahm. Aber ich habe ſo lang fortgemacht, bis ich es recht erfahren hatte; ich habe es auch erfahren und habe mich herausgeriſſen, um es zu ſagen, daß alles hin iſt, wenn die Einigkeit, die heilige, die allgemeine Liebe, der die Liebe des Bruders ſo leicht wird, hin iſt. Es iſt nur ein Streit in der Welt, was nämlich mehr ſei, das Ganze oder das Einzelne? Und der Streit widerlegt ſich in jedem Verſuche und Beiſpiele durch die Tat, indem der, welcher aus dem Ganzen wahrhaft handelt, von ſelber zum Frieden geweihter und alles einzelne zu achten darum aufgelegter iſt, weil

ihn ſein Menſchenſinn, gerade ſein Eigenſtes, doch immer weniger in reine Allgemeinheit, als in Egoismus oder wie Dus nennen willſt, fallen läßt.

A Deo principium. Wer dieſes verſteht und hält, ja bei dem Leben des Lebens! der iſt frei und kräftig und freudig, und alles Umgekehrte iſt Chimäre und zergehet inſoferne in Nichts.

Und ſo ſei denn auch unter uns, bei dieſer Bundeserneuerung, die gewiß nicht Ceremonie oder Laune iſt, a Deo principium.

Wie wir ſonſt zuſammendachten, denke ich noch, nur angewandter! Alles unendliche Einigkeit, aber in dieſem Allen ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an ſich, kein Ich iſt, und dies ſei unter uns Gott!

Ich ſpreche, wie einer, der beweiſen will, wie wenn der Andere nicht glaubte, und das Herz iſt mir vom Leben aller Heiligliebenden immer ſo voll. Was iſt dies? Sage mirs! Du fühlſt in meine Seele. Iſts noch Unglaube? Unglaube an ein ſchönes Verſtändnis, wo man auch ſpricht, und klar ſpricht, weil man freudig ſpricht, aber, wo man den Freund für ausgemacht anſieht, und ihn in jeder Silbe von neuem feiert, aber nicht ſo dringend iſt. Ja! es iſt Unglaube; aber nicht an das Herz des Andern, ſofern es dem Ganzen angehört und inſofern es mir gehört. Als wenn wir uns, wir beide, uns nicht lieben müßten, wie wir beide ein Höheres lieben, das doch wohl zweier Brüder und mehr als eines ſolchen Paares, das Geſchwiſter genug, das eine Welt von Menſchen bedarf, um ausgeſprochen zu

werden und ſeine Ehre zu haben. Teure Seele! die Guten laſſen ſich nicht. Sie können nicht, ſo lange ſie gut ſind, und das Ganze, worin ſie begriffen ſind, gut iſt. Es fehlt nur oft am Mittel, wodurch ein Glied dem andern ſich mitteilt, es fehlt ſehr oft noch unter uns Menſchen an Zeichen und Worten. Und ſiehe! daß wir uns erinnern müſſen, daß wir das Verſäumte nachholen und ſprechen müſſen, laut ſprechen zueinander, was wir uns ſind, für was wir es ſind. Ja! wer das Wort mißbraucht, wer Wort verfälſchet oder nicht hält, der fehlet wohl ſehr, aber gewiß der auch, der es zu wenig braucht. Ich will aber diesmal ſonſt nichts anderes ſagen, als daß wir, wie von neuem, anfangen wollen. Künftig, je mehr wir ſprechen und fühlen werden, wie kalt das Wort iſt, um ſo mehr werden wir Seele und Treue hineinzulegen ſuchen, um ſo mehr wird alles in uns lebendig werden, was gut iſt. Die Augenblicke dann, wo es uns endlich einmal gelingt, einander etwas Rechtes herausgeſagt zu haben, die Augenblicke, wo der Bruder dem Bruder, der Mann dem Mann, die menſchliche Seele der menſchlichen Seele als Zeuge eines Heiligen und Freudigen ſo gegenwärtig iſt, die ſind dann auch aller Hoffnung und alles Erfolges wert.

Hier in dieſer Unſchuld des Lebens, hier unter den ſilbernen Alpen, ſoll mir es auch endlich leichter von der Bruſt gehen. Die Religion beſchäftiget mich vorzüglich. Du, in Jugendkraft und Einſamkeit, in jenem herrlichen Gefühle, worauf ſich, wie ein Felſen, alles Himmliſche begründet, in dem Gefühle, Deine

Pflicht ins Werk zu richten, Du wirſt mir auch redlich beiſtehen. Ein Wort der unbefangenen Seele iſt ſo viel, und Du weißt, wie viel es gilt. Vor allem bitte ich Dich, Dich bitte ich darum, daß Du mir über alles, was die Sache näher oder ferner angeht, Deines Herzens Meinung ſagſt und meine Reden brüderlich aufnimmſt, um mit eines Bruders Macht mir auch zu ſagen: dies oder das war nicht für mich. Feſter Glaube, unverbrüchliche Ehrlichkeit und ſo die reine freie Offenheit ſei unter uns!

Was wäre das Leben, wenn es ſolche Blumen nicht hätte! Aber ſo wahrhaft und vom Himmel herab verbunden, ſieht man auch mit Augen eines Höhern und handelt in dem klaren Elemente, das der Geiſt empfängt und ſchaffet, auch viel leichter und kräftiger, und kommt erſt recht mit der Welt aus, und die noch ungeboren ſind, die fühlen es künftig auch!

Die goldenen Hoffnungen, mein Karl! verlaſſen mich nicht, auch Dich nicht.

Lebe wohl! Und ſchreibe nur bald! Du fühleſt ja auch die Freude zum voraus; ich traue Dir es zu und Du auch mir, daß wir uns noch ſehr viel ſein werden.

Dein Bruder

H.

An Schiller

Nürtingen bei Stuttgart
d. 2. Jun. 1801

Ich hatte mir längſt die Hoffnung gemacht, Sie einmal wieder an mich erinnern zu dürfen, Verehrteſter! und ich wollte nur zuvor noch einige Papiere ausarbeiten, um Ihnen dieſe vorzulegen. Sie mußten mich faſt aufgegeben haben, und ich dachte, es ſollte Ihnen nicht unangenehm ſein, zu ſehen, daß mich der Druck der Umſtände doch nicht ganz überwunden habe, und daß ich noch einigermaßen, Ihrer alten Großmut würdig, lebte und mich fortzubilden ſuchte. Nun muß ich aber doch bälder ſchreiben, als ich es wollte. Mein Wunſch, einmal in Jena, in Ihrer Nähe zu leben, iſt mir beinahe zur Notwendigkeit geworden, und da ich für und wider die Gründe erwägt hatte, blieb mir nichts übrig, als mich von Ihnen, ohne deſſen Billigung ich nichts tun kann, zu dieſer Wahl autoriſieren zu laſſen.

Ich habe bisher gefunden, daß es mir nicht möglich iſt, bei ganz unabhängiger Beſchäftigung eine ganz unabhängige Exiſtenz zu gewinnen.

Ich habe deswegen, nur ſelten unterbrochen, meiſt als Erzieher gelebt, und habe, indes ich doch großenteils meine Pflicht tat, die Unzufriedenheit anderer, wenn ich zu ungeſchickt, oder ihr drückend Mitleiden, wenn ich einmal geſchickt ſchien, in hohem Grade erfahren. Sehr oft, Verehrungswürdigſter! dankt' ich in ſolchen Lagen Ihnen im Innerſten, daß Sie mir eine Freude gegeben hatten in Ihrem Umgang, die noch keine böſe Stunde auslöſchen konnte in mir.

Aber doch war mir allmählich die Geduld zur Leidenschaft geworden, und ich nahm, in zweifelnden Fällen, immer lieber die Richtung dahin, wo es wahrscheinlicher war, daß ich die eigentlichen Zwecke meines Lebens einem fremden Dienste opfern mußte. Nun finde ich und sehe ziemlich klar darüber, daß man wohl eine Auskunft treffen kann, wenn es versagt ist, der nächsten Bestimmung zu leben, daß aber eine falsche Resignation so gut ein schlimmes Ende nehmen muß, wie allzu große Unklugheit. Dies fällt mir jetzt mehr als sonst auf, da ich, ohne andere Dazwischenkunft, genötiget bin, in einigen Wochen als Vikar zu einem Landprediger zu gehn. Es ist nicht, als ob ich nicht auch dieser Sphäre ihren möglichen Wert und ihre Freude gönnte. Aber ich sehe, daß die Beschäftigung und ganze Manier, die einmal zur Bedingung geworden ist in dieser Lage, doch zu sehr mit meiner Äußerungsart kontrastiert, als daß ich über diesem Widerspruche nicht am Ende alle Mitteilungsgabe verlieren müßte.

Ich habe mich seit Jahren fast ununterbrochen mit der griechischen Literatur beschäftiget. Da ich einmal daran gekommen war, so war es mir nicht möglich, dies Studium abzubrechen, bis es mir die Freiheit, die es zu Anfang so leicht nimmt, wiedergegeben hatte, und ich glaube, imstande zu sein, Jüngeren, die sich dafür interessieren, besonders damit nützlich zu werden, daß ich sie vom Dienste des griechischen Buchstabens befreie und ihnen die große Bestimmtheit dieser Schriftsteller als eine Folge ihrer Geistesfülle zu verstehen gebe.

Auch bin ich veranlaßt worden, beſonders über die notwendige Gleichheit notwendig verſchiedener höchſter Prinzipien und reiner Methoden manches zu denken, was im ganzen Zuſammenhange und mit den rechten Grenzlinien dargeſtellt, wohl auch einiges Licht über den Bildungskreis und die von ihm ausgeſchloſſenen Gebiete verbreiten könnte.

Ich bitte Sie recht ſehr, Verehrteſter! daß Sie dieſes notgedrungene Selbſtlob mit Ihrer gewohnten Güte leſen, und daß Sie nur nicht denken, wenn ich vor Ihnen ſo gerade, und ſo vieles von mir erzähle, daß ich die Beſcheidenheit vor einem Größeren, als ich bin, hätte verleugnen gelernt.

Ich wollte Ihnen nur offen die Gründe nennen, die mich überzeugen, daß es nicht unſchicklich wäre, wenn ich nach Jena ginge und da verſuchte, den größeren Teil meiner Zeit zu Vorleſungen zu verwenden, die mir, ſoviel ich weiß, zu halten erlaubt ſind.

Ich erwarte nicht gerade eine große Menge von Zuhörern, doch ſo viele, als bei derlei Vorleſungen gewöhnlich ſind. Ich hoffe auch niemanden damit gerade in den Weg zu treten.

Sollten Sie es widerraten, ſo bin ich ruhiger auf einem andern Wege, und werde ſehen, wie ich mich aufrecht erhalte.

Sie werden es nicht verſchmähen, durch Ihre Teilnahme meinem Lebensgange ein Licht zu leihen, weil ich doch ſonſt nicht, auf eine eitle Art, ihm eine Bedeutung zu geben ſuche, die er nicht hat.

Sie erfreuen ein ganzes Volk, und ſehen das wohl

ſelten. So mag es Ihnen nicht ganz unwert ſcheinen in einem, der Sie ganz ehrt, eine neue Lebensfreude, die von Ihnen kam, aufgehen zu ſehen.

Ich würde viel, ſehr vieles vergeſſen in dem Augenblicke, wo ich Sie wiederſehen und mit der Ehrfurcht grüßen könnte, mit der ich Ihnen zum erſtenmale begegnete. Wahrhaft der

Ihrige

Hölderlin

An Böhlendorf

Nürtingen den 2. Dezember 1802

Mein Teurer!

Ich habe Dir lange nicht geſchrieben, bin indes in Frankreich geweſen und habe die traurige einſame Erde geſehn; die Hütten des ſüdlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer und Frauen, die in der Angſt des patriotiſchen Zweifels und des Hungers erwachſen ſind.

Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menſchen, ihr Leben in der Natur, und ihre Eingeſchränktheit und Zufriedenheit, hat mich beſtändig ergriffen, und wie man Helden nachſpricht, kann ich wohl ſagen, daß mich Apollo geſchlagen.

In den Gegenden, die an die Vendee grenzen, hat mich das Wilde, Kriegeriſche intereſſiert, das rein Männliche, dem das Lebenslicht unmittelbar wird in den Augen und Gliedern und das im Todesgefühle ſich wie in einer Virtuoſität fühlt, und ſeinen Durſt zu wiſſen, erfüllt. Das Athletiſche der ſüdlichen

Menſchen, in den Ruinen des antiken Geiſtes, machte mich mit dem eigentlichen Weſen der Griechen bekannter; ich lernte ihre Natur und ihre Weisheit kennen, ihren Körper, die Art, wie ſie in ihrem Klima wuchſen, und die Regel, womit ſie den übermütigen Genius vor des Elements Gewalt behüteten. Dies beſtimmte ihre Popularität, ihre Art, fremde Naturen anzunehmen und ſich ihnen mitzuteilen. Darum haben ſie ihr eigentümlich Individuelles, das lebendig erſcheint, ſofern der höchſte Verſtand im griechiſchen Sinne Reflexionskraft iſt, und dies wird uns begreiflich, wenn wir den heroiſchen Körper der Griechen begreifen; ſie iſt Zärtlichkeit, wie unſere Popularität.

Der Anblick der Antiken hat mir einen Eindruck gegeben, der mir nicht allein die Griechen verſtändlicher macht, ſondern überhaupt das Höchſte der Kunſt, die auch in der höchſten Bewegung und Phänomenaliſierung der Begriffe und alles ernſtlich Gemeinten dennoch alles ſtehend und für ſich ſelbſt erhält, ſo daß die Sicherheit in dieſem Sinne die höchſte Art des Zeichens iſt. Es war mir nötig, nach manchen Erſchütterungen und Rührungen der Seele mich feſtzuſetzen auf einige Zeit, und ich lebe indeſſen in meiner Vaterſtadt.

Die heimatliche Natur ergreift mich um ſo mächtiger, je mehr ich ſie ſtudiere. Das Gewitter, nicht bloß in ſeiner höchſten Erſcheinung, ſondern in eben dieſer Anſicht, als Macht und als Geſtalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in ſeinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schickſals-

weiſe bildend, daß uns etwas heilig iſt, ſein Gang im Kommen und Gehen, das Charakteriſtiſche der Wälder und das Zuſammentreffen in einer Gegend von verſchiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zuſammen ſind um einen Ort und das philoſophiſche Licht um mein Fenſter iſt jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hieher!

Mein Lieber! ich denke, daß wir die Dichter bis auf unſere Zeit nicht commentieren werden, ſondern daß die Sangart überhaupt wird einen andern Charakter nehmen, und daß wir darum nicht aufkommen, weil wir, ſeit den Griechen, wieder anfangen, vaterländiſch und natürlich, eigentlich originell zu ſingen.

Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen Töne. Die Pſyche unter Freunden, das Entſtehen des Gedankens im Geſpräch und Brief iſt Künſtlern nötig. Sonſt haben wir keinen für uns ſelbſt; ſondern er gehöret dem heiligen Bilde, das wir bilden. Lebe recht wohl!

Dein

H.

An Leo von Seckendorf

Nürtingen, d. 12. März 1804

Ich habe Dich neulich beſuchen wollen, konnte aber Dein Haus nicht finden. Ich beſorge alſo den Auftrag, der mir dieſen Beſuch notwendig machte, ſchriftlich und ſchicke Dir eine Ankündigung von pittoresken Anſichten des Rheins; es iſt Dir möglich, teil da-

ran zu nehmen und dafür Teilnehmer zu finden. Der Fürſt hat ſich ſchon dafür intereſſiert. Ich bin begierig, wie ſie ausfallen werden; ob ſie rein und einfach aus der Natur gehoben ſind, ſo daß an beiden Seiten nichts Unzugehöriges und Uncharakteriſtiſches mit hineingenommen iſt, und die Erde ſich in gutem Gleichgewicht gegen den Himmel verhält, ſo daß auch das Licht, welches dieſes Gleichgewicht in ſeinem beſondern Verhältnis bezeichnet, nicht ſchief und reizend täuſchend ſein muß. Es kommt wohl ſehr viel auf den Winkel innerhalb des Kunſtwerks und auf das Quadrat außerhalb deſſelben an.

Die Antiken in Paris haben beſonders mir ein eigentliches Intereſſe für die Kunſt gegeben, ſo daß ich mehr darin ſtudieren möchte.

Ich bitte Dich auch, Dich für eine Überſetzung der Sophokleiſchen Tragödien zu intereſſieren, die mir derſelbige Verleger Herr Willmans in Frankfurt in Verlag genommen hat, und die auf Oſtern herauskommen wird.

Die Fabel, poetiſche Anſicht der Geſchichte und Architektonik des Himmels beſchäftiget mich gegenwärtig vorzüglich, beſonders das Nationelle, ſofern es von dem Griechiſchen verſchieden iſt.

Die verſchiedenen Schickſale der Heroen, Ritter und Fürſten, wie ſie dem Schickſal dienen, oder zweifelhafter ſich in dieſem verhalten, hab' ich im Allgemeinen gefaßt.

Ich wünſchte Dich wirklich einmal in Stuttgart zu ſehen und Geſpräch mit Dir zu haben. Ich ſchätz' es eigentlich, daß wir einen Mann, der ſo

gelehrt ist und so menschlich, unter uns haben. Herrn von Sinklair habe ich es geschrieben.

Ich glaube Dir noch vieles mitteilen zu können. Das Studium des Vaterlandes, seiner Verhältnisse und Stände ist unendlich und verjüngt, daß uns die gute Zeit nicht leer von Geiste werde und wir uns wieder selber finden mögen.

Ich denke einfältige und stille Tage, die kommen mögen. Beunruhigen uns die Feinde des Vaterlands, so ist ein Mut gespart, der uns verteidigen wird gegen das andre, das nicht ganz zu uns gehört. Ich empfehle mich Dir untertänig.

Hölderlin

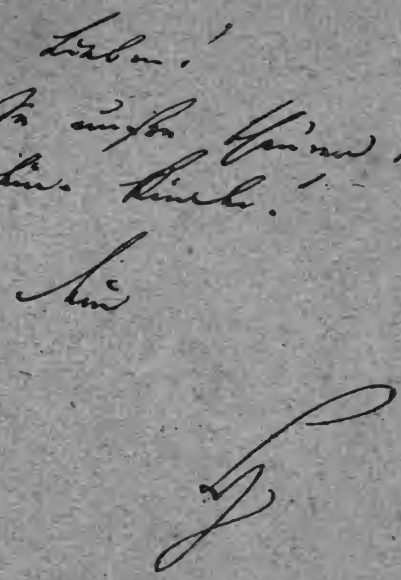
Meine Theuren!

Ich werde verhindert, morgen
zu kommen; hoffe aber um so
sicherer, übernächsten Sonntag
Dich und die lieben Unsrigen
zu sehen.
Der schöne Herbst bekommt
meiner Gesundheit außerordent-
lich wohl, und ich fühle mich
frisch in der Welt, und eine
die neue Hoffnung, noch eine Weile
unter den Menschen des Meinigen

Brief Hölderlins an seine Schwester im Herbst 1800

800

zu thun, lebt allmälig immer
stärker in mir auf.
Auch du, beste! Bist, wie ich
höre, wieder ~~auf~~ verstorben auf Gottes
boden. Wir werden wohl noch
manche schöne Tage zusammenhaben
besonders, wenn du Kinder endlich
da seyn wird, der, wie mir heu-
te ein französischer Offizier sagt
beschlossen seyn soll.
Wir haben hier starke Einquar-
tierung. Wird ihr doch ruhig
bisher unter diesen Umständen



meine Lieben!
Küsse unsre theuren Mutter
und Ihre Kinder!

Ein

H

Hyperion
oder der Eremit
in Griechenland

Non coerceri maximo,
contineri minimo, divinum est

Vorrede

Ich verspräche gern diesem Buche die Liebe der Deutschen. Aber ich fürchte, die einen werden es lesen, wie ein Kompendium, und um das fabula docet sich zu sehr bekümmern, indes die andern gar zu leicht es nehmen, und beide Teile verstehen es nicht.

Wer bloß an einer Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, bloß um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.

Die Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter ist weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Lust.

Der Schauplatz, wo sich das Folgende zutrug, ist nicht neu, und ich gestehe, daß ich einmal kindisch genug war, in dieser Rücksicht eine Veränderung mit dem Buche zu versuchen, aber ich überzeugte mich, daß er der einzig angemessene für Hyperions elegischen Charakter wäre, und schämte mich, daß mich das wahrscheinliche Urteil des Publikums so übertrieben geschmeidig gemacht.

Ich bedaure, daß für jetzt die Beurteilung des Plans noch nicht jedem möglich ist. Aber der zweite Band soll so schnell wie möglich folgen.

Erſtes Buch

Hyperion an Bellarmin

Der liebe Vaterlandsboden gibt mir wieder Freude und Leid.

Ich bin jetzt alle Morgen auf den Höhn des Korinthiſchen Iſthmus, und, wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwiſchen den Meeren, die zur Rechten und zur Linken meinen glühenden Bergen die Füße kühlen.

Beſonders der eine der beiden Meerbuſen hätte mich freuen ſollen, wär' ich ein Jahrtauſend früher hier geſtanden.

Wie ein ſiegender Halbgott, wallte da zwiſchen der herrlichen Wildnis des Helikon und Parnaß, wo das Morgenrot um hundert überſchneite Gipfel ſpielt, und zwiſchen der paradieſiſchen Ebene von Sikyon der glänzende Meerbuſen herein, gegen die Stadt der Freude, das jugendliche Korinth, und ſchüttete den erbeuteten Reichtum aller Zonen vor ſeiner Lieblingin aus.

Aber was ſoll mir das? Das Geſchrei des Schakals, der unter den Steinhaufen des Altertums ſein wildes Grablied ſingt, ſchreckt ja aus meinen Träumen mich auf.

Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und ſtärkt! Mir iſt, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als ſchlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich

mahnt, und wenn mich einer einen Griechen nennt, ſo wird mir immer, als ſchnürt' er mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.

Und ſiehe, mein Bellarmin! wenn manchmal mir ſo ein Wort entfuhr, wohl auch im Zorne mir eine Träne ins Auge trat, ſo kamen dann die weiſen Herren, die unter euch Deutſchen ſo gerne ſpuken, die Elenden, denen ein leidend Gemüt ſo gerade recht iſt, ihre Sprüche anzubringen, die taten dann ſich gütlich, ließen ſich beigehn, mir zu ſagen: Klage nicht, handle!

O hätt' ich doch nie gehandelt! um wie manche Hoffnung wär ich reicher! —

Ja, vergiß nur, daß es Menſchen gibt, darbendes, angefochtenes, tauſendfach geärgertes Herz! und kehre wieder dahin, wo du ausgingſt, in die Arme der Natur, der wandelloſen, ſtillen und ſchönen.

Hyperion an Bellarmin

Ich habe nichts, wovon ich ſagen möchte, es ſei mein eigen.

Fern und tot ſind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geſchäft auf Erden iſt aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber, und die Welt um keinen Pfennig reicher gemacht.

Ruhmlos und einſam kehr' ich zurück und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Totengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das

Meſſer des Jägers, der uns Griechen, wie das Wild des Waldes, ſich zur Luſt hält.

Aber du ſcheinſt noch, Sonne des Himmels! Du grünſt noch, heilige Erde! Noch rauſchen die Ströme ins Meer, und ſchattige Bäume ſäuſeln im Mittag. Der Wonnegeſang des Frühlings ſingt meine ſterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der allebendigen Welt ernährt und ſättiget mit Trunkenheit mein darbend Weſen.

O ſelige Natur! Ich weiß es nicht, wie mir geſchiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Luſt des Himmels iſt in den Tränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Weſen verſtummt und lauſcht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Bruſt ſpielt. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Äther und hinein ins heilige Meer, und mir iſt, als öffnet' ein verwandter Geiſt mir die Arme, als löſte der Schmerz der Einſamkeit ſich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu ſein mit allem, das iſt Leben der Gottheit, das iſt der Himmel des Menſchen.

Eines zu ſein mit allem, was lebt, in ſeliger Selbſtvergeſſenheit wiederzukehren ins All der Natur, das iſt der Gipfel der Gedanken und Freuden, das iſt die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag ſeine Schwüle und der Donner ſeine Stimme verliert, und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eines zu ſein mit allem, was lebt! Mit dieſem Worte legt die Tugend den zürnenden Harniſch, der

Geiſt des Menſchen den Zepter weg, und alle Gedanken ſchwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künſtlers vor ſeiner Urania, und das eherne Schickſal entſagt der Herrſchaft, und aus dem Bunde der Weſen ſchwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beſeliget, verſchönert die Welt.

Auf dieſer Höhe ſteh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Beſinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Aſyl, die ewigeinige Welt, iſt hin; die Natur verſchließt die Arme, und ich ſtehe, wie ein Fremdling, vor ihr, und verſtehe ſie nicht.

Ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wiſſenſchaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich töricht, die Beſtätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch ſo recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterſcheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der ſchönen Welt, bin ſo ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagsſonne.

O ein Gott iſt der Menſch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeiſterung hin iſt, ſteht er da, wie ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hauſe ſtieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

Hyperion an Bellarmin

Ich danke dir, daß du mich bittest, dir von mir zu erzählen, daß du die vorigen Zeiten mir ins Gedächtnis bringst.

Das trieb mich auch nach Griechenland zurück, daß ich den Spielen meiner Jugend näher leben wollte.

Wie der Arbeiter in den erquickenden Schlaf, sinkt oft mein angefochtenes Wesen in die Arme der unschuldigen Vergangenheit.

Ruhe der Kindheit! himmlische Ruhe! wie oft steh' ich stille vor dir in liebender Betrachtung, und möchte dich denken! Aber wir haben ja nur Begriffe von dem, was einmal schlecht gewesen und wieder gut gemacht ist; von Kindheit, Unschuld haben wir keine Begriffe.

Da ich noch ein stilles Kind war und von dem allen, was uns umgibt, nichts wußte, war ich da nicht mehr, als jetzt, nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ja! ein glücklich Wesen ist das Kind, solang es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist.

Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.

Der Zwang des Gesetzes und des Schicksals betastet es nicht; im Kind ist Freiheit allein.

In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichtum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts.

Aber das können die Menschen nicht leiden. Das

Göttliche muß werden, wie ihrer einer, muß erfahren, daß ſie auch da ſind, und eh es die Natur aus ſeinem Paradieſe treibt, ſo ſchmeicheln und ſchleppen die Menſchen es heraus, auf das Feld des Fluchs, daß es, wie ſie, im Schweiße des Angeſichts ſich abarbeite.

Aber ſchön iſt auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit uns nicht weckt.

O es ſind heilige Tage, wo unſer Herz zum erſtenmal die Schwingen übt, wo wir, voll ſchnellen feurigen Wachstums daſtehn in der herrlichen Welt, wie die junge Pflanze, wenn ſie der Morgenſonne ſich aufſchließt, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenſtreckt.

Wie es mich umhertrieb an den Bergen und am Meeresufer! ach wie ich oft da ſaß mit klopfendem Herzen, auf den Höhen von Tina, und den Falken und Kranichen nachſah, und den kühnen fröhlichen Schiffen, wenn ſie hinunter ſchwanden am Horizont! Dort hinunter! dacht' ich, dort wanderſt du auch einmal hinunter, und mir war, wie einem Schmachtenden, der ins kühlende Bad ſich ſtürzt und die ſchäumenden Waſſer über die Stirne ſich ſchüttet.

Seufzend kehrt' ich dann nach meinem Hauſe wieder um. Wenn nur die Schülerjahre erſt vorüber wären, dacht' ich oft.

Guter Junge! ſie ſind noch lange nicht vorüber.

Daß der Menſch in ſeiner Jugend das Ziel ſo nahe glaubt! Es iſt die ſchönſte aller Täuſchungen, womit die Natur der Schwachheit unſers Weſens aufhilft.

Und wenn ich oft dalag unter den Blumen und

am zärtlichen Frühlingslichte mich ſonnte, und hinaufſah ins heitre Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schoße des Berges ſaß, nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels, und über dem tröpfelnden Walde ſich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendſtern voll friedlichen Geiſtes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich ſo ſah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloſer Ordnung durch den Äther ſich fortbewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauſchte, ohne wiſſen, wie mir geſchah — haſt du mich lieb, guter Vater im Himmel! fragt' ich dann leiſe, und fühlte ſeine Antwort ſo ſicher und ſelig am Herzen.

O du, zu dem ich rief, als wärſt du über den Sternen, den ich Schöpfer des Himmels nannte und der Erde, freundlich Idol meiner Kindheit, du wirſt nicht zürnen, daß ich deiner vergaß! — Warum iſt die Welt nicht dürftig genug, um außer ihr noch Einen zu ſuchen?*)

O wenn ſie eines Vaters Tochter iſt, die herrliche Natur, iſt das Herz der Tochter nicht ſein Herz? Ihr Innerſtes, iſts nicht Er? Aber hab' ichs denn? kenn' ich es denn?

Es iſt, als ſäh' ichs, aber dann erſchreck' ich wieder, als wär' es meine eigne Geſtalt, was ich

*) Es iſt wohl nicht nötig, zu erinnern, daß derlei Äußerungen als bloße Phänomene des menſchlichen Gemüts von Rechts wegen niemand ſkandaliſieren ſollten.

geſehn, es iſt, als fühlt' ich ihn, den Geiſt der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten.

Hyperion an Bellarmin

Weißt du, wie Plato und ſein Stella ſich liebten? So liebt' ich, ſo war ich geliebt. O ich war ein glücklicher Knabe!

Es iſt erfreulich, wenn Gleiches ſich zu Gleichem geſellt, aber es iſt göttlich, wenn ein großer Menſch die kleineren zu ſich aufzieht.

Ein freundlich Wort aus eines tapfern Mannes Herzen, ein Lächeln, worin die verzehrende Herrlichkeit des Geiſtes ſich verbirgt, iſt wenig und viel, wie ein zauberiſch Loſungswort, das Tod und Leben in ſeiner einfältigen Silbe verbirgt, iſt wie ein geiſtig Waſſer, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mitteilt in ſeinem kriſtallenen Tropfen.

Wie haſſ' ich dagegen alle die Barbaren, die ſich einbilden, ſie ſeien weiſe, weil ſie kein Herz mehr haben, alle die rohen Unholde, die tauſendfältig die jugendliche Schönheit töten und zerſtören, mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht!

Guter Gott! Da will die Eule die jungen Adler aus dem Neſte jagen, will ihnen den Weg zur Sonne weiſen!

Verzeih mir, Geiſt meines Adamas! daß ich dieſer gedenke vor dir. Das iſt der Gewinn, den uns Erfahrung gibt, daß wir nichts Treffliches uns denken, ohne ſein ungeſtaltes Gegenteil.

O daß nur du mir ewig gegenwärtig wäreſt, mit allem, was dir verwandt iſt, traurender Halbgott, den ich meine! Wen du umgibſt, mit deiner Ruhe und Stärke, Ringer und Kämpfer, wem du begegneſt mit deiner Liebe und Weisheit, der fliehe, oder werde, wie du! Unedles und Schwaches beſteht nicht neben dir.

Wie oft warſt du mir nahe, da du längſt mir ferne warſt, verklärteſt mich mit deinem Lichte, und wärmteſt mich, daß mein erſtarrtes Herz ſich wieder bewegte, wie der verhärtete Quell, wenn der Strahl des Himmels ihn berührt! Zu den Sternen hätt' ich dann fliehn mögen mit meiner Seligkeit, damit ſie mir nicht entwürdigt würde von dem, was mich umgab.

Ich war aufgewachſen, wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über dem Boden ſich aus. Du weißt ja, wie ſo manche edle Kraft bei uns zu Grunde geht, weil ſie nicht genützt wird. Ich ſchweifte herum, wie ein Irrlicht, griff alles an, wurde von allem ergriffen, aber auch nur für den Moment, und die unbehilflichen Kräfte matteten vergebens ſich ab. Ich fühlte, daß mirs überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So fand er mich.

Er hatt' an ſeinem Stoffe, der ſogenannten kultivierten Welt, lange genug Geduld und Kunſt geübt, aber ſein Stoff war Stein und Holz geweſen und geblieben, nahm wohl zur Not die edle Menſchenform von außen an, aber um dies wars meinem Adamas nicht zu tun; er wollte Menſchen, und, um dieſe zu ſchaffen,

hatt' er ſeine Kunſt zu arm gefunden. Sie waren einmal da geweſen, die er ſuchte, die zu ſchaffen ſeine Kunſt zu arm war, das erkannt' er deutlich. Wo ſie da geweſen, wußt' er auch. Da wollt' er hin und unter dem Schutt nach ihrem Genius fragen, mit dieſem ſich die einſamen Tage zu verkürzen. Er kam nach Griechenland. So fand ich ihn.

Noch ſeh' ich ihn vor mich treten in lächelnder Betrachtung, noch hör' ich ſeinen Gruß und ſeine Fragen.

Wie vor einer Pflanze, wenn ihr Friede den ſtrebenden Geiſt beſänftigt, und die einfältige Genügſamkeit wiederkehrt in die Seele — ſo ſtand er vor mir.

Und ich, war ich nicht der Nachhall ſeiner ſtillen Begeiſterung? wiederholten ſich nicht die Melodien ſeines Weſens? Was ich ſah, ward ich, und es war Göttliches, was ich ſah.

Wie unvermögend iſt doch der gutwilligſte Fleiß der Menſchen gegen die Allmacht der ungeteilten Begeiſterung.

Sie weilt nicht auf der Oberfläche, faßt nicht da und dort uns an, braucht keiner Zeit und keines Mittels; Gebot und Zwang und Überredung braucht ſie nicht; in allen Seiten, auf allen Tiefen und Höhen ergreift ſie im Augenblick uns, und wandelt, ehe ſie da iſt für uns, ehe wir fragen, wie uns geſchiehet, durch und durch in ihre Schönheit, Seligkeit uns um.

Wohl dem, wem auf dieſem Wege ein edler Geiſt in früher Jugend begegnete!

O es ſind goldne unvergeßliche Tage, voll von den Freuden der Liebe und ſüßer Beſchäftigung!

Bald führte mein Adamas in die Heroenwelt des Plutarch, bald in das Zauberland der griechiſchen Götter mich ein, bald ordnet' und beruhigt' er mit Zahl und Maß das jugendliche Treiben, bald ſtieg er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blumen der Heide und des Walds und die wilden Mooſe des Felſen, des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu ſchauen, und nach menſchlicher Weiſe zu verſtehen.

Es iſt ein köſtlich Wohlgefühl in uns, wenn ſo das Innere an ſeinem Stoffe ſich ſtärkt, ſich unterſcheidet und getreuer anknüpft, und unſer Geiſt allmählich waffenfähig wird.

Aber dreifach fühlt' ich ihn, und mich, wenn wir, wie Manen aus vergangener Zeit, mit Stolz und Freude, mit Zürnen und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüber ſchifften in den Helleſpont und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergſchlünde von Tänarum, durch die ſtillen Inſeln alle, wenn da die Sehnſucht über die Küſten hinein uns trieb, ins düſtre Herz des alten Peloponnes, an die einſamen Geſtade des Eurotas; ach! die ausgeſtorbenen Tale von Elis und Nemea und Olympia — wenn wir da, an eine Tempelſäule des vergeßnen Jupiters gelehnt, umfangen von Lorbeer, Roſen und Immergrün, ins wilde Flußbett ſahn, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Menſch einſt da war, und nun dahin iſt, daß des Menſchen herrliche Natur jetzt kaum noch da iſt, wie das Bruchſtück eines Tempels, oder im Gedächtnis, wie ein

Totenbild: — da ſaß ich traurig ſpielend neben ihm, und pflückte das Moos von eines Halbgotts Piedeſtal, grub eine marmorne Heldenſchulter aus dem Schutt und ſchnitt den Dornbuſch und das Heidekraut von den halb begrabenen Architraven, indes mein Adamas die Landſchaft zeichnete, wie ſie freundlich tröſtend den Ruin umgab: den Weizenhügel, die Oliven, die Ziegenherde, die am Felſen des Gebirges hing; den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Tal ſich ſtürzte; und die Lazerte ſpielte zu unſern Füßen, und die Fliegen umſummten uns in der Stille des Mittags — Lieber Bellarmin! ich hätte Luſt, ſo pünktlich dir, wie Neſtor, zu erzählen; ich ziehe durch die Vergangenheit, wie ein Ährenleſer über die Stoppeläcker, wenn der Herr des Lands geerntet hat; da lieſt man jeden Strohhalm auf. Und wie ich neben ihm ſtand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinaufſtieg. Hier wohnte der Sonnengott einſt, unter den himmliſchen Feſten, wo ihn, wie goldnes Gewölk, das verſammelte Griechenland umglänzte. In Fluten der Freude und Begeiſterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechiſchen Jünglinge ſich, und gingen unüberwindlich, wie der Halbgott, hervor. In den Hainen, in den Tempeln erwachten und tönten ineinander ihre Seelen, und treu bewahrte jeder die entzückenden Akkorde.

Aber was ſprech' ich davon? Als hätten wir noch eine Ahnung jener Tage! Ach es kann ja nicht ein-

mal ein ſchöner Traum gedeihen unter dem Fluche, der über uns laſtet. Wie ein heulender Nordwind fährt die Gegenwart über die Blüten unſers Geiſtes und verſengt ſie im Entſtehen. Und doch war es ein goldner Tag, der auf dem Cynthus mich umfing! Es dämmerte noch, da wir ſchon oben waren. Jetzt kam er herauf in ſeiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott, zufrieden und mühelos, wie immer, flog der unſterbliche Titan mit ſeinen tauſend eignen Freuden herauf, und lächelt' herab auf ſein verödet Land; auf ſeine Tempel, ſeine Säulen, die das Schickſal vor ihn hingeworfen hatte, wie die dürren Roſenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß und auf die Erde ſäete.

„Sei, wie dieſer!“ rief mir Adamas zu, ergriff mich bei der Hand und hielt ſie dem Gott entgegen, und mir war, als trügen uns die Morgenwinde mit ſich fort, und brächten uns ins Geleite des heiligen Weſens, das nun hinaufſtieg auf den Gipfel des Himmels, freundlich und groß, und wunderbar mit ſeiner Kraft und ſeinem Geiſt die Welt und uns erfüllte.

Noch trauert und frohlockt mein Innerſtes über jedes Wort, das mir damals Adamas ſagte, und ich begreife meine Bedürftigkeit nicht, wenn oft mir wird, wie damals ihm ſein mußte. Was iſt Verluſt, wenn ſo der Menſch in ſeiner eignen Welt ſich findet? In uns iſt alles. Was kümmerts dann den Menſchen, wenn ein Haar von ſeinem Haupte fällt? Was ringt er ſo nach Knechtſchaft, da er ein Gott ſein könnte! „Du wirſt einſam ſein, mein Liebling!“

ſagte mir damals Adamas auch, „du wirſt ſein wie der Kranich, den ſeine Brüder zurückließen in rauher Jahrzeit, indes ſie den Frühling ſuchen im fernen Lande.“

Und das iſts, Lieber! Das macht uns arm bei allem Reichtum, daß wir nicht allein ſein können, daß die Liebe in uns, ſolange wir leben, nicht erſtirbt. Gib mir meinen Adamas wieder, und komm mit allen, die mir angehören, daß die alte ſchöne Welt ſich unter uns erneure, daß wir uns verſammeln und vereinen in den Armen unſerer Gottheit, der Natur, und ſiehe! ſo weiß ich nichts von Notdurft.

Aber ſage nur niemand, daß uns das Schickſal trenne! Wir ſinds, wir! wir haben unſre Luſt daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu ſtürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und ſtürmten über des Irrſterns Grenzen hinaus. Ach! für des Menſchen wilde Bruſt iſt keine Heimat möglich; und wie der Sonne Strahl die Pflanzen der Erde, die er entfaltete, wieder verſengt, ſo tötet der Menſch die ſüßen Blumen, die an ſeiner Bruſt gediehen, die Freuden der Verwandtſchaft und der Liebe.

Es iſt, als zürnt' ich meinem Adamas, daß er mich verließ, aber ich zürn' ihm nicht. O er wollte ja wieder kommen.

In der Tiefe von Aſien ſoll ein Volk von ſeltner Trefflichkeit verborgen ſein; dahin trieb ihn ſeine Hoffnung weiter.

Bis Nios begleitet' ich ihn. Es waren bittre Tage. Ich habe den Schmerz ertragen gelernt,

aber für ſolch ein Scheiden hab ich keine Kraft in mir.

Mit jedem Augenblicke, der uns der letzten Stunde näher brachte, wurd' es ſichtbarer, wie dieſer Menſch verwebt war in mein Weſen. Wie ein Sterbender den fliehenden Atem, hielt ihn meine Seele.

Am Grabe Homers brachten wir noch einige Tage zu, und Nios wurde mir die heiligſte unter den Inſeln.

Endlich riſſen wir uns los. Mein Herz hatte ſich müde gerungen. Ich war ruhiger im letzten Augenblicke. Auf den Knieen lag ich vor ihm, umſchloß ihn zum letztenmal mit dieſen Armen. „Gib mir einen Segen, mein Vater!“ rief ich leiſe zu ihm hinauf, und er lächelte groß, und ſeine Stirne breitete vor den Sternen des Morgens ſich aus, und ſein Auge durchdrang die Räume des Himmels. — „Bewahrt ihn mir,“ rief er, „ihr Geiſter beſſerer Zeit! und zieht zu eurer Unſterblichkeit ihn auf, und all ihr freundlichen Kräfte des Himmels und der Erde, ſeid mit ihm!“

„Es iſt ein Gott in uns,“ ſetzt' er ruhiger hinzu, „der lenkt, wie Waſſerbäche, das Schickſal, und alle Dinge ſind ſein Element. Der ſei vor allem mit dir!“

So ſchieden wir. Leb wohl, mein Bellarmin!

Hyperion an Bellarmin

Wohin könnt' ich mir entfliehen, hätt' ich nicht die lieben Tage meiner Jugend?

Wie ein Geiſt, der keine Ruhe am Acheron findet, kehr' ich zurück in die verlaſſnen Gegenden meines

Lebens. Alles altert und verjüngt ſich wieder. Warum ſind wir ausgenommen vom ſchönen Kreislauf der Natur? Oder gilt er auch für uns?

Ich wollt' es glauben, wenn eines nicht in uns wäre, das ungeheure Streben, alles zu ſein, das, wie der Titan des Ätna, herauf zürnt aus den Tiefen unſers Weſens.

Und doch, wer wollt' es nicht lieber in ſich fühlen, wie ein ſiedend Öl, als ſich geſtehn, er ſei für die Geißel und fürs Joch geboren? Ein tobend Schlachtroß oder eine Mähre, die das Ohr hängt, was iſt edler?

Lieber! es war eine Zeit, da auch meine Bruſt an großen Hoffnungen ſich ſonnte, da auch mir die Freude der Unſterblichkeit in allen Pulſen ſchlug, da ich wandelt' unter herrlichen Entwürfen, wie in weiter Wäldernacht, da ich glücklich, wie die Fiſche des Ozeans, in meiner uferloſen Zukunft weiter, ewig weiter drang.

Wie mutig, ſelige Natur! entſprang der Jüngling deiner Wiege! wie freut' er ſich in ſeiner unverſuchten Rüſtung! Sein Bogen war geſpannt und ſeine Pfeile rauſchten im Köcher, und die Unſterblichen, die hohen Geiſter des Altertums führten ihn an, und ſein Adamas war mitten unter ihnen.

Wo ich ging und ſtand, geleiteten mich die herrlichen Geſtalten; wie Flammen, verloren ſich in meinem Sinne die Taten aller Zeiten ineinander, und wie in ein frohlockend Gewitter die Rieſenbilder, die Wolken des Himmels ſich vereinen, ſo vereinten ſich, ſo wurden ein unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olympiaden.

Wer hält das aus, wen reißt die ſchreckende Herrlichkeit des Altertums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn ſie ihn ergreift, wie mich, und wenn, wie mir, das Element ihm fehlt, worin er ſich ein ſtärkend Selbſtgefühl erbeuten könnte?

O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm, das Haupt, mir raffte ſie die Blüte vom Geſichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tauſend Tränen da, wie eine geſtürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Flut verbirgt. Wie gerne hätt ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft!

Aber was half mir das? Es wollte ja mich niemand.

O es iſt jämmerlich, ſo ſich vernichtet zu ſehn; und wem dies unverſtändlich iſt, der frage nicht danach, und danke der Natur, die ihn zur Freude, wie die Schmetterlinge, ſchuf, und geh und ſprech' in ſeinem Leben nimmermehr von Schmerz und Unglück.

Ich liebte meine Heroen, wie eine Fliege das Licht; ich ſuchte ihre gefährliche Nähe und floh und ſuchte ſie wieder.

Wie ein blutender Hirſch in den Strom ſtürzt ich oft mitten hinein in den Wirbel der Freude, die brennende Bruſt zu kühlen und die tobenden herrlichen Träume von Ruhm und Größe weg zu baden, aber was half das?

Und wenn mich oft um Mitternacht das heiße Herz in den Garten hinunter trieb unter die tauigen

Bäume, und der Wiegengeſang des Quells, und die liebliche Luft und das Mondlicht meinen Sinn beſänftigte, und ſo frei und friedlich über mir die ſilbernen Gewölke ſich regten, und aus der Ferne mir die verhallende Stimme der Meeresflut tönte, wie freundlich ſpielten da mit meinem Herzen all die großen Phantome ſeiner Liebe!

„Lebt wohl, ihr Himmliſchen!“ ſprach ich oft im Geiſte, wenn über mir die Melodie des Morgenlichts mit leiſem Laute begann, „ihr herrlichen Toten lebt wohl! ich möcht' euch folgen, möchte von mir ſchütteln, was mein Jahrhundert mir gab, und aufbrechen ins freiere Schattenreich!“

Aber ich ſchmachte an der Kette, und haſche mit bitterer Freude die kümmerliche Schale, die meinem Durſte gereicht wird.

Hyperion an Bellarmin

Meine Inſel war mir zu enge geworden, ſeit Adamas fort war. Ich hatte Jahre ſchon in Tina Langeweile. Ich wollt' in die Welt.

„Geh vorerſt nach Smyrna,“ ſagte mein Vater, „lerne da die Künſte der See und des Kriegs, lerne die Sprache gebildeter Völker und ihre Verfaſſungen und Meinungen und Sitten und Gebräuche, prüfe alles und wähle das Beſte! — Dann kann es meinetwegen weiter gehn.“

„Lern' auch ein wenig Geduld!“ ſetzte die Mutter hinzu, und ich nahms mit Dank an.

Es iſt entzückend, den erſten Schritt aus der Schranke der Jugend zu tun, es iſt, als dächt' ich

meines Geburtstags, wenn ich meiner Abreise von Tina gedenke. Es war eine neue Sonne über mir, und Land und See und Luft genoß ich wie zum erstenmale.

Die lebendige Tätigkeit, womit ich nun in Smyrna meine Bildung besorgte, und der eilende Fortschritt besänftigten mein Herz nicht wenig. Auch manches seligen Feierabends erinnere ich mich aus dieser Zeit. Wie oft ging ich unter den immer grünen Bäumen am Gestade des Meles, an der Geburtsstätte meines Homer, und sammelt' Opferblumen und warf sie in den heiligen Strom! Zur nahen Grotte trat ich dann in meinen friedlichen Träumen, da hätte der Alte, sagen sie, seine Iliade gesungen. Ich fand ihn. Jeder Laut in mir verstummte vor seiner Gegenwart. Ich schlug sein göttlich Gedicht mir auf, und es war, als hätt' ich es nie gekannt, so ganz anders wurd' es jetzt lebendig in mir.

Auch denk ich gerne meiner Wanderung durch die Gegenden von Smyrna. Es ist ein herrlich Land, und ich habe tausendmal mir Flügel gewünscht, um des Jahres einmal nach Kleinasien zu fliegen.

Aus der Ebne von Sardes kam ich durch die Felsenwände des Tmolus herauf.

Ich hatt' am Fuße des Berges übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrten, unter den Düften des Ladanstrauchs, wo in der goldnen Flut des Paktolus die Schwäne mir zur Seite spielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schüchterner Geist, ins helle Mondlicht blickte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt,

und ein königlich Portal lag niedergeſtürzt zu ihren Füßen.

Durch tauſend blühende Gebüſche wuchs mein Pfad nun aufwärts. Vom ſchroffen Abhang neigten liſpelnde Bäume ſich und übergoſſen mit ihren zarten Flocken mein Haupt. Ich war des Morgens ausgegangen. Um Mittag war ich auf der Höhe des Gebirgs. Ich ſtand, ſah fröhlich vor mich hin, genoß der reineren Lüfte des Himmels. Es waren ſelige Stunden.

Wie ein Meer lag das Land, wovon ich herauf kam, vor mir da, jugendlich, voll lebendiger Freude; es war ein himmliſch unendlich Farbenſpiel, womit der Frühling mein Herz begrüßte, und wie die Sonne des Himmels ſich wiederfand im tauſendfachen Wechſel des Lichts, das ihr die Erde zurückgab, ſo erkannte mein Geiſt ſich in der Fülle des Lebens, die ihn umfing, von allen Seiten ihn überfiel.

Zur Linken ſtürzt' und jauchzte, wie ein Rieſe, der Strom in die Wälder hinab, vom Marmorfelſen, der über mir hing, wo der Adler ſpielte mit ſeinen Jungen, wo die Schneegipfel hinauf in den blauen Äther glänzten; rechts wälzten Wetterwolken ſich her über den Wäldern des Sipylus; ich fühlte nicht den Sturm, der ſie trug, ich fühlte nur ein Lüftchen in den Locken; aber ihren Donner hört' ich, wie man die Stimme der Zukunft hört, und ihre Flammen ſah ich, wie das ferne Licht der geahneten Gottheit. Ich wandte mich ſüdwärts und ging weiter. Da lag es offen vor mir, das ganze paradieſiſche Land, das der Kayſter durchſtrömt, durch ſo manchen rei-

zenden Umweg, als könnt' er nicht lange genug verweilen in all dem Reichtum und der Lieblichkeit, die ihn umgibt. Wie die Zephire, irrte mein Geiſt von Schönheit zu Schönheit ſelig umher, vom fremden friedlichen Dörfchen, das tief unten am Berge lag, bis hinein, wo die Gebirgkette des Meſſogis dämmert.

Ich kam nach Smyrna zurück, wie ein Trunkener vom Gaſtmahl. Mein Herz war des Wohlgefälligen zu voll, um nicht von ſeinem Überfluſſe der Sterblichkeit zu leihen. Ich hatte zu glücklich in mich die Schönheit der Natur erbeutet, um nicht die Lücken des Menſchenlebens damit auszufüllen. Mein dürftig Smyrna kleidete ſich in die Farben meiner Begeiſterung und ſtand wie eine Braut da. Die geſelligen Städter zogen mich an. Der Widerſinn in ihren Sitten vergnügte mich, wie eine Kinderpoſſe, und weil ich von Natur hinaus war über all die eingeführten Formen und Bräuche, ſpielt' ich mit allen, und legte ſie an und zog ſie aus, wie Faſtnachtskleider.

Was aber eigentlich mir die ſchmale Koſt des gewöhnlichen Umgangs würzte, das waren die guten Geſichter und Geſtalten, die noch hie und da die mitleidige Natur, wie Sterne, in unſere Verfinſterung ſendet.

Wie hatt' ich meine herzliche Freude daran! wie gläubig deutet' ich dieſe freundlichen Hieroglyphen! Aber es ging mir faſt damit, wie ehemals mit den Birken im Frühlinge. Ich hatte von dem Safte dieſer Bäume gehört und dachte Wunder, was ein köſtlich Getränk die lieblichen Stämme geben müßten. Aber es war nicht Kraft und Geiſt genug darinnen.

Ach! und wie heillos war das übrige alles, was ich hört' und sah.

Es war mir hie und da, als hätte sich die Menschennatur in die Mannigfaltigkeiten des Tierreichs aufgelöst, wenn ich umherging unter diesen Gebildeten. Wie überall, so waren auch hier die Männer besonders verwahrlost und verwest.

Gewisse Tiere heulen, wenn sie Musik anhören. Meine besser gezogenen Leute hingegen lachten, wenn von Geistesschönheit die Rede war und von Tugend des Herzens. Die Wölfe gehen davon, wenn einer Feuer schlägt. Sahn jene Menschen einen Funken Vernunft, so kehrten sie, wie Diebe, den Rücken.

Sprach ich einmal auch vom alten Griechenland ein warmes Wort, so gähnten sie, und meinten, man hätte doch auch zu leben in der jetzigen Zeit; und es wäre der gute Geschmack noch immer nicht verloren gegangen, fiel ein anderer bedeutend ein.

Dies zeigte sich dann auch. Der eine witzelte, wie ein Bootsknecht, der andere blies die Backen auf und predigte Sentenzen.

Es gebärdet' auch wohl einer sich aufgeklärt, machte dem Himmel ein Schnippchen und rief: um die Vögel auf dem Dache hab' er nie sich bekümmert, die Vögel in der Hand, die seien ihm lieber! Doch wenn man ihm vom Tode sprach, so legt' er stracks die Hände zusammen, und kam so nach und nach im Gespräche darauf, wie es gefährlich sei, daß unsere Priester nichts mehr gälten.

Die einzigen, deren zuweilen ich mich bediente, waren die Erzähler, die lebendigen Namenregister von

fremden Städten und Ländern, die redenden Bilderkasten, wo man Potentaten auf Rossen und Kirchtürme und Märkte sehen kann.

Ich war es endlich müde, mich weg zu werfen, Trauben zu suchen in der Wüste und Blumen über dem Eisfeld.

Ich lebte nun entschiedner allein, und der sanfte Geist meiner Jugend war fast ganz aus meiner Seele verschwunden. Die Unheilbarkeit des Jahrhunderts war mir aus so manchem, was ich erzähle und nicht erzähle, sichtbar geworden, und der schöne Trost, in einer Seele meine Welt zu finden, mein Geschlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen, auch der gebrach mir.

Lieber! was wäre das Leben ohne Hoffnung? Ein Funke, der aus der Kohle springt und verlischt, und wie man bei trüber Jahrszeit einen Windstoß hört, der einen Augenblick saust und dann verhallt, so wär es mit uns?

Auch die Schwalbe sucht ein freundlicher Land im Winter, es läuft das Wild umher in der Hitze des Tags und seine Augen suchen den Quell. Wer sagt dem Kinde, daß die Mutter ihre Brust ihm nicht versage? Und siehe! es sucht sie doch.

Es lebte nichts, wenn es nicht hoffte. Mein Herz verschloß jetzt seine Schätze, aber nur, um sie für eine bessere Zeit zu sparen, für das Einzige, Heilige, Treue, das gewiß, in irgend einer Periode des Daseins, meiner dürstenden Seele begegnen sollte.

Wie selig hing ich oft an ihm, wenn es, in Stunden des Ahnens, leise, wie das Mondlicht, um

die beſänftigte Stirne mir ſpielte? Schon damals kannt' ich dich, ſchon damals blickteſt du, wie ein Genius, aus Wolken mich an, du, die mir einſt, im Frieden der Schönheit aus der trüben Woge der Welt ſtieg! Da kämpfte, da glüht' es nimmer, dies Herz.

Wie in ſchweigender Luft ſich eine Lilie wiegt, ſo regte ſich in ſeinem Elemente, in den entzückenden Träumen von ihr, mein Weſen.

Hyperion an Bellarmin

Smyrna war mir nun verleidet. Überhaupt war mein Herz allmählich müder geworden. Zuweilen konnte wohl der Wunſch in mir auffahren, um die Welt zu wandern, oder in den erſten beſten Krieg zu gehn, oder meinen Adamas aufzuſuchen und in ſeinem Feuer meinen Mißmut auszubrennen; aber dabei blieb es, und mein unbedeutend welkes Leben wollte nimmer ſich erfriſchen.

Der Sommer war nun bald zu Ende; ich fühlte ſchon die düſtern Regentage und das Pfeifen der Winde und Toſen der Wetterbäche zum voraus, und die Natur, die, wie ein ſchäumender Springquell, emporgedrungen war in allen Pflanzen und Bäumen, ſtand jetzt ſchon da vor meinem verdüſterten Sinne, ſchwindend und verſchloſſen und in ſich gekehrt, wie ich ſelber.

Ich wollte noch mit mir nehmen, was ich konnte, von all dem fliehenden Leben, alles, was ich draußen lieb gewonnen hatte, wollt' ich noch hineinretten in mich, denn ich wußte wohl, daß mich das wieder-

kehrende Jahr nicht wiederfinden würde unter dieſen Bäumen und Bergen, und ſo ging und ritt ich jetzt mehr, als gewöhnlich, herum im ganzen Bezirke.

Was aber mich beſonders hinaustrieb, war das geheime Verlangen, einen Menſchen zu ſehn, der mir ſeit einiger Zeit vor dem Tore unter den Bäumen, wo ich vorbeikam, alle Tage begegnet war.

Wie ein junger Titan, ſchritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeſchlechte daher, das mit freudiger Scheue an ſeiner Schöne ſich weidete, ſeine Höhe maß und ſeine Stärke, und an dem glühenden verbrannten Römerkopfe, wie an verbotener Frucht mit verſtohlnem Blicke ſich labte, und es war jedesmal ein herrlicher Moment, wann das Auge dieſes Menſchen, für deſſen Blick der freie Äther zu enge ſchien, ſo mit abgelegtem Stolze ſucht' und ſtrebte, bis es ſich in meinem Auge fühlte und wir errötend uns einander nachſahn und vorübergingen.

Einſt war ich tief in die Wälder des Mimas hineingeritten und kehrt' erſt ſpät abends zurück. Ich war abgeſtiegen, und führte mein Pferd einen ſteilen wüſten Pfad über Baumwurzeln und Steine hinunter, und, wie ich ſo durch die Sträuche mich wand, in die Höhle hinunter, die nun vor mir ſich öffnete, fielen plötzlich ein paar Karaborniſche Räuber über mich her, und ich hatte Mühe, für den erſten Moment die zwei gezückten Säbel abzuhalten; aber ſie waren ſchon von anderer Arbeit müde, und ſo half ich doch mir durch. Ich ſetzte mich ruhig wieder aufs Pferd und ritt hinab.

Am Fuße des Berges tat mitten unter den Wäldern und aufgehäuften Felsen sich eine kleine Wiese vor mir auf. Es wurde hell. Der Mond war eben aufgegangen über den finstern Bäumen. In einiger Entfernung sah ich Rosse auf dem Boden ausgestreckt und Männer neben ihnen im Grase.

„Wer seid ihr?“ rief ich.

„Das ist Hyperion!“ rief eine Heldenstimme freudig überrascht. „Du kennst mich,“ fuhr die Stimme fort; „ich begegne dir alle Tage unter den Bäumen am Tore.“

Mein Roß flog, wie ein Pfeil, ihm zu. Das Mondlicht schien ihm hell ins Gesicht. Ich kannt' ihn; ich sprang herab.

„Guten Abend!“ rief der liebe Rüstige, sah mit zärtlich wildem Blicke mich an und drückte mit seiner nervigen Faust die meine, daß mein Innerstes den Sinn davon empfand.

O nun war mein unbedeutend Leben am Ende!

Alabanda, so hieß der Fremde, sagte mir nun, daß er mit seinem Diener von Räubern wäre überfallen worden, daß die beiden, auf die ich stieß, wären fortgeschickt worden von ihm, daß er den Weg aus dem Walde verloren gehabt und darum wäre genötigt gewesen, auf der Stelle zu bleiben, bis ich gekommen. Ich habe einen Freund dabei verloren, setzt er hinzu, und wies sein totes Roß mir.

Ich gab das meine seinem Diener, und wir gingen zu Fuße weiter.

„Es geschah uns recht,“ begann ich, indes wir Arm in Arm zusammen aus dem Walde gingen;

„warum zögerten wir auch so lange und gingen uns vorüber, bis der Unfall uns zusammen brachte!“

„Ich muß denn doch dir sagen,“ erwidert' Alabanda, „daß du der Schuldigere, der Kältere bist. Ich bin dir heute nachgeritten.“

„Herrlicher!“ rief ich, „siehe nur zu! an Liebe sollst du doch mich nimmer übertreffen.“

Wir wurden immer inniger und freudiger zusammen.

Wir kamen nahe an der Stadt an einem wohlgebauten Khan vorbei, das unter plätschernden Brunnen ruhte und unter Fruchtbäumen und duftenden Wiesen.

Wir beschlossen, da zu übernachten. Wir saßen noch lange zusammen bei offnen Fenstern. Hohe geistige Stille umfing uns. Erd' und Meer war selig verstummt, wie die Sterne, die über uns hingen. Kaum, daß ein Lüftchen von der See her uns ins Zimmer flog und zart mit unserm Lichte spielte, oder daß von ferner Musik die gewaltigern Töne zu uns drangen, indes die Donnerwolke sich wiegt' im Bette des Äthers, und hin und wieder durch die Stille fernher tönte, wie ein schlafender Riese, wenn er stärker atmet in seinen furchtbaren Träumen.

Unsre Seelen mußten um so stärker sich nähern, weil sie wider Willen waren verschlossen gewesen. Wir begegneten einander, wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Last von Erde und Stein und faulem Holz und das ganze träge Chaos, das sie aufhält, von sich schleudern, um den Weg sich zu einander zu bahnen, und durchzubrechen bis dahin,

wo ſie nun ergreifend und ergriffen mit gleicher Kraft, vereint in einen majeſtätiſchen Strom, die Wanderung ins weite Meer beginnen.

Er, vom Schickſal und der Barbarei der Menſchen heraus, vom eignen Hauſe unter Fremden hin und her gejagt, von früher Jugend an erbittert und verwildert, und doch auch das innere Herz voll Liebe, voll Verlangens, aus der inneren rauhen Hülſe durchzudringen in ein freundlich Element; ich, von allem ſchon ſo innigſt abgeſchieden, ſo mit ganzer Seele fremd und einſam unter den Menſchen, ſo lächerlich begleitet von dem Schellenklange der Welt in meines Herzens liebſten Melodien; ich, die Antipathie aller Blinden und Lahmen, und doch mir ſelbſt zu blind und lahm, doch mir ſelbſt ſo herzlich überläſtig in allem, was von ferne verwandt war mit den Klugen und Vernünftlern, den Barbaren und den Witzlingen — und ſo voll Hoffnung, ſo voll einziger Erwartung eines ſchönern Lebens —

Mußten ſo in freudig ſtürmiſcher Eile nicht die beiden Jünglinge ſich umfaſſen?

O du, mein Freund und Kampfgenoſſe, mein Alabanda! wo biſt du? Ich glaube faſt, du biſt ins unbekannte Land hinübergegangen zur Ruhe, biſt wieder geworden, wie einſt, da wir noch Kinder waren.

Zuweilen, wenn ein Gewitter über mir hinzieht, und ſeine göttlichen Kräfte unter die Wälder austeilt und die Saaten, oder wenn die Wogen der Meersflut unter ſich ſpielen, oder ein Chor von Adlern um die Berggipfel, wo ich wandre, ſich ſchwingt, kann mein Herz ſich regen, als wäre mein

Alabanda nicht fern; aber ſichtbarer, gegenwärtiger, unverkennbarer lebt er in mir, ganz, wie er einſt daſtand, ein feurig ſtrenger furchtbarer Kläger, wenn er die Sünden des Jahrhunderts nannte. Wie erwachte da in ſeinen Tiefen mein Geiſt, wie rollten mir die Donnerworte der unerbittlichen Gerechtigkeit über die Zunge! Wie Boten der Nemeſis, durchwanderten unſre Gedanken die Erde, und reinigten ſie, bis keine Spur von allem Fluche da war.

Auch die Vergangenheit riefen wir vor unſern Richterſtuhl, das ſtolze Rom erſchreckte uns nicht mit ſeiner jugendlichen Blüte.

Wie Stürme, wenn ſie frohlockend, unaufhörlich fort durch Wälder über Berge fahren, ſo drangen unſre Seelen in koloſſaliſchen Entwürfen hinaus; nicht, als hätten wir, unmännlich, unſre Welt wie durch ein Zauberwort geſchaffen, und kindiſch unerfahren keinen Widerſtand berechnet; dazu war Alabanda zu verſtändig und zu tapfer. Aber oft iſt auch die müheloſe Begeiſterung kriegeriſch und klug.

Ein Tag iſt mir beſonders gegenwärtig.

Wir waren zuſammen aufs Feld gegangen, ſaßen vertraulich umſchlungen im Dunkel des immergrünen Lorbeers, und ſahn zuſammen in unſern Plato, wo er ſo wunderbar erhaben vom Altern und Verjüngen ſpricht, und ruhten hin und wieder aus auf der ſtummen entblätterten Landſchaft, wo der Himmel ſchöner, als je, mit Wolken und Sonnenſchein um die herbſtlich ſchlafenden Bäume ſpielte.

Wir ſprachen darauf manches vom jetzigen Griechenland, beide mit blutendem Herzen, denn der

entwürdigte Boden war auch Alabandas Vaterland.

Alabanda war wirklich ungewöhnlich bewegt.

„Wenn ich ein Kind anſehe," rief dieſer Menſch, „und denke, wie ſchmählich und verderbend das Joch iſt, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, daß es Menſchen ſuchen wird, wie wir, fragen wird, wie wir, nach Schönem und Wahrem, daß es unfruchtbar vergehen wird, weil es allein ſein wird, wie wir, daß es — o nehmt doch eure Söhne aus der Wiege und werft ſie in den Strom, um wenigſtens vor eurer Schande ſie zu retten!"

„Gewiß, Alabanda!" ſagt' ich, „gewiß es wird anders."

„Wodurch?" erwidert' er; „die Helden haben ihren Ruhm, die Weiſen ihre Lehrlinge verloren. Große Taten, wenn ſie nicht ein edel Volk vernimmt, ſind mehr nicht als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne, und hohe Worte, wenn ſie nicht in hohen Herzen wiedertönen, ſind wie ein ſterbend Blatt, das in den Kot herunter rauſcht. Was willſt du nun?"

„Ich will," ſagt' ich, „die Schaufel nehmen und den Kot in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geiſt und Größe keinen Geiſt und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit andern, die noch Menſchen ſind, hat keine Rechte mehr, und es iſt ein leeres Poſſenſpiel, ein Aberglauben, wenn man ſolche willenloſe Leichname noch ehren will, als wär' ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht ſtehen, wo er ſteht, der dürre faule Baum,

er ſtiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heranreift.“

Alabanda flog auf mich zu, umſchlang mich, und ſeine Küſſe gingen mir in die Seele. „Waffenbruder!“ rief er, „lieber Waffenbruder! o nun hab ich hundert Arme!“

„Das iſt endlich einmal meine Melodie,“ fuhr er fort, mit einer Stimme, die, wie ein Schlachtruf, mir das Herz bewegte, „mehr brauchts nicht! Du haſt ein herrlich Wort geſprochen, Hyperion! Was? vom Wurme ſoll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn ſich öffnet, ſoll ſtehn und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! nein! Man frägt nicht, ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht beſſern, denn es iſt umſonſt! man will nur dafür ſorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menſchheit aus dem Wege geht. O! zünde mir einer die Fackel an, daß ich das Unkraut von der Heide brenne, die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klötze aus der Erde ſprenge!“

„Wo möglich, lehnt man ſanft ſie auf die Seite,“ fiel ich ein.

Alabanda ſchwieg eine Weile.

„Ich habe meine Luſt an der Zukunft,“ begann er endlich wieder, und faßte feurig meine beiden Hände. „Gott ſei Dank! ich werde kein gemeines Ende nehmen. Glücklich ſein, heißt ſchläfrig ſein im Munde der Knechte. Glücklich ſein! mir iſt, als hätt' ich Brei und laues Waſſer auf der Zunge,

wenn ihr mir ſprecht von glücklich ſein. So albern und ſo heillos iſt das alles, wofür ihr hingebt eure Lorbeerkronen, eure Unſterblichkeit.

„O heiliges Licht, das ruhelos, in ſeinem ungeheuren Reiche wirkſam, dort oben über uns wandelt, und ſeine Seele auch mir mitteilt, in den Strahlen, die ich trinke, dein Glück ſei meines!

„Von ihren Taten nähren die Söhne der Sonne ſich; ſie leben vom Sieg; mit eignem Geiſt ermuntern ſie ſich, und ihre Kraft iſt ihre Freude.“ —

Der Geiſt dieſes Menſchen faßte einen oft an, daß man ſich hätte ſchämen mögen, ſo federleicht hinweggeriſſen fühlte man ſich.

„O Himmel und Erde!“ rief ich, „das iſt Freude! — Das ſind andre Zeiten, das iſt kein Ton aus meinem kindiſchen Jahrhundert, das iſt nicht der Boden, wo das Herz des Menſchen unter ſeines Treibers Peitſche keucht. — Ja! ja! bei deiner herrlichen Seele, Menſch! Du wirſt mit mir das Vaterland erretten.“

„Das will ich,“ rief er, „oder untergehn.“

Von dieſem Tag an wurden wir uns immer heiliger und lieber. Tiefer unbeſchreiblicher Ernſt war unter uns gekommen. Aber wir waren nur um ſo ſeliger zuſammen. Nur in den ewigen Grundtönen ſeines Weſens lebte jeder, und ſchmucklos ſchritten wir fort von einer großen Harmonie zur andern. Voll herrlicher Strenge und Kühnheit war unſer gemeinſames Leben.

„Wie biſt du denn ſo wortarm geworden?“ fragte mich einmal Alabanda mit Lächeln. „In den

heißen Zonen," ſagt' ich, „näher der Sonne, ſingen ja auch die Vögel nicht."

Aber es geht alles auf und unter in der Welt, und es hält der Menſch mit aller ſeiner Rieſenkraft nichts feſt. Ich ſah einmal ein Kind die Hand ausſtrecken, um das Mondlicht zu haſchen; aber das Licht ging ruhig weiter ſeine Bahn. So ſtehn wir da, und ringen, das wandelnde Schickſal anzuhalten.

O wer ihm nur ſo ſtill und ſinnend, wie dem Gange der Sterne, zuſehn könnte!

Je glücklicher du biſt, um ſo weniger koſtet es, dich zu Grunde zu richten, und die ſeligen Tage, wie Alabanda und ich ſie lebten, ſind wie eine jähe Felſenſpitze, wo dein Reiſegefährte nur dich anzurühren braucht, um unabſehlich, über die ſchneidenden Zacken hinab, dich in die dämmernde Tiefe zu ſtürzen.

Wir hatten eine herrliche Fahrt nach Chios gemacht, hatten tauſend Freude an uns gehabt. Wie Lüftchen über die Meeresfläche, walteten über uns die freundlichen Zauber der Natur. Mit freudigem Staunen ſah einer den andern, ohne ein Wort zu ſprechen, aber das Auge ſagte, ſo hab ich dich nie geſehen! So verherrlicht waren wir von den Kräften der Erde und des Himmels.

Wir hatten dann auch mit heitrem Feuer uns über manches geſtritten, während der Fahrt; ich hatte, wie ſonſt, auch diesmal wieder meines Herzens Freude daran gehabt, dieſem Geiſt auf ſeiner kühnen Irrbahn zuzuſehn, wo er ſo regellos, ſo in ungebundner Fröhlichkeit, und doch meiſt ſo ſicher ſeinen Weg verfolgte.

Wir eilten, wie wir ausgeſtiegen waren, allein zu ſein.

„Du kannſt niemand überzeugen,“ ſagt' ich jetzt mit inniger Liebe, „du überredeſt, du beſtichſt die Menſchen, ehe du anfängſt; man kann nicht zweifeln, wenn du ſprichſt, und wer nicht zweifelt, wird nicht überzeugt.“

„Stolzer Schmeichler,“ rief er dafür, „du lügſt! aber gerade recht, daß du mich mahnſt! nur zu oft haſt du ſchon mich unvernünftig gemacht! Um alle Kronen möcht' ich von dir mich nicht befreien, aber es ängſtiget denn doch mich oft, daß du mir ſo unentbehrlich ſein ſollſt, daß ich ſo gefeſſelt bin an dich; und ſieh,“ fuhr er fort, „daß du ganz mich haſt, ſollſt du auch alles von mir wiſſen! wir dachten bisher unter all der Herrlichkeit und Freude nicht daran, uns nach Vergangenem umzuſehn.“

Er erzählte mir nun ſein Schickſal; mir war dabei, als ſäh' ich einen jungen Herkules mit der Megära im Kampfe.

„Wirſt du mir jetzt verzeihen,“ ſchloß er die Erzählung ſeines Ungemachs, „wirſt du jetzt ruhiger ſein, wenn ich oft rauh bin und anſtößig und unverträglich?“

„O ſtille, ſtille!“ rief ich innigſt bewegt; „aber daß du noch da biſt, daß du dich erhielteſt für mich!“

„Jawohl! für dich!“ rief er, „und es freut mich herzlich, daß ich dir denn doch genießbare Koſt bin. Und ſchmeck' ich auch wie ein Holzapfel dir zuweilen, ſo keltre mich ſo lange, bis ich trinkbar bin.“

„Laß mich! laß mich!“ rief ich; ich ſträubte mich umſonſt, der Menſch machte mich zum Kinde; ich verbargs ihm auch nicht; er ſah meine Tränen, und weh ihm, wenn er ſie nicht ſehen durfte!

„Wir ſchwelgen,“ begann nun Alabanda wieder, „wir töten im Rauſche die Zeit.“

„Wir haben unſre Bräutigamstage zuſammen,“ rief ich erheitert, „da darf es wohl noch lauten, als wäre man in Arkadien. — Aber auf unſer vorig Geſpräch zu kommen!

„Du räumſt dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geiſt, das läßt ſich nicht erzwingen. Das laſſ' er unangetaſtet, oder man nehme ſein Geſetz und ſchlag' es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er ſündigt, der den Staat zur Sittenſchule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Menſch zu ſeinem Himmel machen wollte.

„Die rauhe Hülſe um den Kern des Lebens und nichts weiter iſt der Staat. Er iſt die Mauer um den Garten menſchlicher Früchte und Blumen.

„Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

„O Regen vom Himmel! o Begeiſterung! Du wirſt den Frühling der Völker uns wieder bringen. Dich kann der Staat nicht hergebieten. Aber er ſtöre dich nicht, ſo wirſt du kommen, kommen wirſt du, mit deinen allmächtigen Wonnen, in goldne

Wolken wirſt du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden ſtaunen und fragen, ob wir es noch ſeien, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe — frägſt du mich, wann dies ſein wird? Dann, wann die Lieblingin der Zeit, die jüngſte, ſchönſte Tochter der Zeit, die neue Kirche) hervorgehn wird aus dieſen befleckten veralteten Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menſchen ſeine Gottheit und ſeiner Bruſt die ſchöne Jugend wieder bringen wird, wann — ich kann ſie nicht verkünden, denn ich ahne ſie kaum, aber ſie kömmt gewiß, gewiß. Der Tod iſt ein Bote des Lebens, und daß wir jetzt ſchlafen in unſern Krankenhäuſern, dies zeugt vom nahen geſunden Erwachen. Dann, dann erſt ſind wir, dann, dann iſt das Element der Geiſter gefunden!"

Alabanda ſchwieg und ſah eine Weile erſtaunt mich an. Ich war hingeriſſen von unendlichen Hoffnungen; Götterkräfte trugen, wie ein Wölkchen, mich fort. —

„Komm!" rief ich, und faßt' Alabanda beim Gewande, „komm, wer hält es länger aus im Kerker der uns umnachtet?"

„Wohin, mein Schwärmer?" erwidert' Alabanda trocken, und ein Schatte von Spott ſchien über ſein, Geſicht zu gleiten.

Ich war wie aus den Wolken gefallen. „Geh!" ſagt' ich, „du biſt ein kleiner Menſch!"

In demſelben Augenblicke traten etliche Fremden ins Zimmer, auffallende Geſtalten, meiſt hager und blaß, ſoviel ich im Mondlicht ſehen konnte, ruhig,

aber in ihren Mienen war etwas, das in die Seele ging, wie ein Schwert, und es war, als ſtünde man vor der Allwiſſenheit; man hätte gezweifelt, ob dies die Außenſeite wäre von bedürftigen Naturen, hätte nicht hie und da der getötete Affekt ſeine Spuren zurückgelaſſen.

Beſonders einer fiel mir auf. Die Stille ſeiner Züge war die Stille eines Schlachtfelds. Grimm und Liebe hatt' in dieſem Menſchen geraſt, und der Verſtand leuchtete über den Trümmern des Gemüts, wie das Auge eines Habichts, der auf zerſtörten Paläſten ſitzt. Tiefe Verachtung war auf ſeinen Lippen. Man ahnte, daß dieſer Menſch mit keiner unbedeutenden Abſicht ſich befaſſe.

Ein andrer mochte ſeine Ruhe mehr einer natürlichen Herzenshärte danken. Man fand an ihm faſt keine Spur einer Gewaltſamkeit, von Selbſtmacht oder Schickſal verübt.

Ein dritter mochte ſeine Kälte mehr mit der Kraft der Überzeugung dem Leben abgerungen haben, und wohl noch oft im Kampfe mit ſich ſtehen; denn es war ein geheimer Widerſpruch in ſeinem Weſen, und es ſchien mir, als müßt' er ſich bewachen. Er ſprach am wenigſten.

Alabanda ſprang auf, wie gebogner Stahl, bei ihrem Eintritt.

„Wir ſuchten dich," rief einer von ihnen.

„Ihr würdet mich finden," ſagt' er lachend, „wenn ich in den Mittelpunkt der Erde mich verbärge. Sie ſind meine Freunde," ſetzt' er hinzu, indes er zu mir ſich wandte.

Sie ſchienen mich ziemlich ſcharf ins Auge zu faſſen.

„Das iſt auch einer von denen, die es gerne beſſer haben möchten in der Welt,“ rief Alabanda nach einer Weile, und wies auf mich.

„Das iſt dein Ernſt?“ fragt' einer mich von den dreien.

„Es iſt kein Scherz, die Welt zu beſſern,“ ſagt' ich.

„Du haſt viel mit einem Worte geſagt!“ rief wieder einer von ihnen. „Du biſt unſer Mann!“ ein andrer.

„Ihr denkt auch ſo?“ fragt' ich.

„Frage, was wir tun!“ war die Antwort.

„Und wenn ich fragte?“

„So würden wir dir ſagen, daß wir da ſind, aufzuräumen auf Erden, daß wir die Steine vom Acker leſen, und die harten Erdenklöße mit dem Karſt zerſchlagen, und Furchen graben mit dem Pflug, und das Unkraut an der Wurzel faſſen, an der Wurzel es durchſchneiden, ſamt der Wurzel es ausreißen, daß es verdorre im Sonnenbrande.“

„Nicht, daß wir ernten möchten,“ fiel ein andrer ein; „uns kömmt der Lohn zu ſpät; uns reift die Ernte nicht mehr.“

„Wir ſind am Abend unſrer Tage. Wir irrten oft, wir hofften viel und taten wenig. Wir wagten lieber, als wir uns beſannen. Wir waren bald am Ende und trauten auf das Glück. Wir ſprachen viel von Freude und Schmerz, und liebten, haßten beide. Wir ſpielten mit dem Schickſal und es tat mit uns ein Gleiches. Vom Bettelſtabe bis zur

Krone warf es uns auf und ab. Es ſchwang uns, wie man ein glühend Rauchfaß ſchwingt, und wir glühten, bis die Kohle zu Aſche ward. Wir haben aufgehört von Glück und Mißgeſchick zu ſprechen. Wir ſind emporgewachſen über die Mitte des Lebens, wo es grünt und warm iſt. Aber es iſt nicht das Schlimmſte, was die Jugend überlebt. Aus heißem Metalle wird das kalte Schwert geſchmiedet. Auch ſagt man, auf verbrannten abgeſtorbenen Vulkanen gedeihe kein ſchlechter Moſt."

„Wir ſagen das nicht um unſertwillen," rief ein anderer jetzt etwas raſcher, „wir ſagen es um euertwillen! Wir betteln um das Herz des Menſchen nicht. Denn wir bedürfen ſeines Herzens, ſeines Willens nicht. Denn er iſt in keinem Falle wider uns, denn es iſt alles für uns, und die Toren und die Klugen und die Einfältigen und die Weiſen und alle Laſter und alle Tugenden der Roheit und der Bildung ſtehen, ohne gedungen zu ſein, in unſrem Dienſt, und helfen blindlings mit zu unſrem Ziel — nur wünſchten wir, es hätte jemand den Genuß davon, drum ſuchen wir unter den tauſend blinden Gehilfen die beſten uns aus, um ſie zu ſehenden Gehilfen zu machen — will aber niemand wohnen, wo wir bauten, unſre Schuld und unſer Schaden iſt es nicht. Wir taten, was das Unſre war. Will niemand ſammeln, wo wir pflügten, wer verargt es uns? Wer flucht dem Baume, wenn ſein Apfel in den Sumpf fällt? Ich habs mir oft geſagt, du opferſt der Verweſung, und ich endete mein Tagwerk doch."

„Das ſind Betrüger!“ riefen alle Wände meinem empfindlichen Sinne zu. Mir war, wie einem, der im Rauch erſticken will, und Türen und Fenſter einſtößt um ſich hinauszuhelfen, ſo dürſtet' ich nach Luft und Freiheit.

Sie ſahn auch bald, wie unheimlich mir zu Mute war, und brachen ab. Der Tag graute ſchon, da ich aus dem Khan trat, wo wir beiſammen geweſen. Ich fühlte das Wehen der Morgenluft, wie Balſam an einer brennenden Wunde.

Ich war durch Alabandas Spott ſchon zu ſehr gereizt, um nicht durch ſeine rätſelhafte Bekanntſchaft vollends irre zu werden an ihm.

„Er iſt ſchlecht,“ rief ich, „ja er iſt ſchlecht. Er heuchelt grenzenlos Vertrauen und lebt mit ſolchen — und verbirgt es dir.“

Mir war, wie einer Braut, wenn ſie erfährt, daß ihr Geliebter insgeheim mit einer Dirne lebe.

O es war der Schmerz nicht, den man hegen mag, den man am Herzen trägt, wie ein Kind, und in Schlummer ſingt mit Tönen der Nachtigall!

Wie eine ergrimmte Schlange, wenn ſie unerbittlich herauffährt an den Knieen und Lenden, und alle Glieder umklammert, und nun in die Bruſt die giftigen Zähne ſchlägt, und nun in den Nacken, ſo war mein Schmerz, ſo faßt' er mich in ſeine fürchterliche Umarmung. Ich nahm mein höchſtes Herz zu Hilfe, und rang nach großen Gedanken, um noch ſtille zu halten; es gelang mir auch auf wenige Augenblicke, aber nun war ich auch zum Zorne geſtärkt, nun

tötet' ich auch, wie eingelegtes Feuer, jeden Funken der Liebe in mir.

Er muß ja, dacht' ich, das ſind ja ſeine Menſchen, er muß verſchworen ſein mit dieſen, gegen dich! Was wollt er auch von dir? Was konnt' er ſuchen bei dir, dem Schwärmer? O wär' er ſeiner Wege gegangen! Aber ſie haben ihren eigenen Geluſt, ſich an ihr Gegenteil zu machen! ſo ein fremdes Tier im Stalle zu haben, läßt ihnen gar gut! —

Und doch war ich unausſprechlich glücklich geweſen mit ihm, war ſo oft untergegangen in ſeinen Umarmungen, um aus ihnen zu erwachen mit Unüberwindlichkeit in der Bruſt, wurde ſo oft gehärtet und geläutert in ſeinem Feuer, wie Stahl!

Da ich einſt in heitrer Mitternacht die Dioskuren ihm wies, und Alabanda die Hand aufs Herz mir legt' und ſagte: „Das ſind nur Sterne, Hyperion, nur Buchſtaben, womit der Name der Heldenbrüder am Himmel geſchrieben iſt; in uns ſind ſie! lebendig und wahr, mit ihrem Mut und ihrer göttlichen Liebe, und du, du biſt der Götterſohn und teilſt mit deinem ſterblichen Kaſtor deine Unſterblichkeit!“ —

Da ich die Wälder des Ida mit ihm durchſtreifte, und wir herunterkamen ins Tal, um da die ſchweigenden Grabhügel nach ihren Toten zu fragen, und ich zu Alabanda ſagte, daß unter den Grabhügeln einer vielleicht dem Geiſt Achills und ſeines Geliebten angehöre, und Alabanda mir vertraute, wie er oft ein Kind ſei, und ſich denke, daß wir einſt in einem Schlachttal fallen und zuſammen ruhen werden unter einem Baum — wer hätte damals das gedacht?

Ich ſann mit aller Kraft des Geiſtes, die mir übrig war, ich klagt' ihn an, verteidigt' ihn, und klagt' ihn wieder um ſo bittrer an; ich widerſtrebte meinem Sinne, wollte mich erheitern, und verfinſterte mich nur ganz dadurch.

Ach! mein Auge war ja von ſo manchem Fauſtſchlag wund geweſen, fing ja kaum zu heilen an, wie ſollt' es jetzt geſundere Blicke tun?

Alabanda beſuchte mich den andern Tag. Mein Herz kochte, wie er hereintrat, aber ich hielt mich, ſo ſehr ſein Stolz und ſeine Ruhe mich aufregt' und erhitzte.

„Die Luft iſt herrlich," ſagt er endlich, „und der Abend wird ſehr ſchön ſein; laß uns zuſammen auf die Akropolis gehn!"

Ich nahm es an. Wir ſprachen lange kein Wort. „Was willſt du?" fragt' ich endlich.

„Das kannſt du fragen?" erwiderte der wilde Menſch mit einer Wehmut, die mir durch die Seele ging. Ich war betroffen, verwirrt.

„Was ſoll ich von dir denken?" fing ich endlich wieder an.

„Das, was ich bin!" erwidert' er gelaſſen.

„Du brauchſt Entſchuldigung," ſagt' ich mit veränderter Stimme, und ſah mit Stolz ihn an, „entſchuldige dich! reinige dich!"

Das war zu viel für ihn.

„Wie kommt es denn," rief er entrüſtet, „daß dieſer Menſch mich beugen ſoll, wies ihm gefällt? — Es iſt auch wahr, ich war zu früh entlaſſen aus der Schule, ich hatte alle Ketten geſchleift und alle

zerriſſen, nur eine fehlte noch, nur eine war noch zu zerbrechen, ich war noch nicht gezüchtiget von einem Grillenfänger — murre nur! ich habe lange genug geſchwiegen!"

„O Alabanda! Alabanda!" rief ich.

„Schweig," erwidert' er, „und brauche meinen Namen nicht zum Dolche gegen mich!"

Nun brach auch mir der Unmut vollends los. Wir ruhten nicht, bis eine Rückkehr faſt unmöglich war. Wir zerſtörten mit Gewalt den Garten unſrer Liebe. Wir ſtanden oft und ſchwiegen, und wären uns ſo gerne, ſo mit tauſend Freuden um den Hals gefallen, aber der unſelige Stolz erſtickte jeden Laut der Liebe, der vom Herzen aufſtieg.

„Leb wohl!" rief ich endlich, und ſtürzte fort. Unwillkürlich mußt ich mich umſehn, unwillkürlich war mir Alabanda gefolgt.

„Nicht wahr, Alabanda," rief ich ihm zu, „das iſt ein ſonderbarer Bettler? ſeinen letzten Pfennig wirft er in den Sumpf!"

„Wenns das iſt, mag er auch verhungern," rief er, und ging.

Ich wankte ſinnlos weiter, ſtand nun am Meer und ſahe die Wellen an — ach! da hinunter ſtrebte mein Herz, da hinunter, und meine Arme flogen der freien Flut entgegen; aber bald kam, wie vom Himmel, ein ſanfterer Geiſt über mich, und ordnete mein unbändig leidend Gemüt mit ſeinem ruhigen Stabe; ich überdachte ſtiller mein Schickſal, meinen Glauben an die Welt, meine troſtloſen Erfahrungen, ich betrachtete den Menſchen, wie ich ihn empfunden

und erkannt von früher Jugend an, in mannigfaltigen Erziehungen, fand überall dumpfen oder ſchreienden Mißlaut, nur in kindlicher einfältiger Beſchränkung fand ich noch die reinen Melodien — es iſt beſſer, ſagt' ich mir, zur Biene zu werden, und ſein Haus zu bauen in Unſchuld, als zu herrſchen mit den Herren der Welt, und wie mit Wölfen, zu heulen mit ihnen, als Völker zu meiſtern, und an dem unreinen Stoffe ſich die Hände zu beflecken; ich wollte nach Tina zurück, um meinen Gärten und Feldern zu leben.

Lächle nur! Mir war es ſehr ernſt. Beſtehet ja das Leben der Welt im Wechſel des Entfaltens und Verſchließens, in Ausflug und in Rückkehr zu ſich ſelbſt, warum nicht auch das Herz des Menſchen?

Freilich ging die neue Lehre mir hart ein, freilich ſchied ich ungern von dem ſtolzen Irrtum meiner Jugend — wer reißt auch gerne die Flügel ſich aus? — aber es mußte ja ſo ſein!

Ich ſetzt' es durch. Ich war nun wirklich eingeſchifft. Ein friſcher Bergwind trieb mich aus dem Hafen von Smyrna. Mit einer wunderbaren Ruhe, recht wie ein Kind, das nichts vom nächſten Augenblicke weiß, lag ich ſo da auf meinem Schiffe, und ſah die Bäume und Moſcheen dieſer Stadt an, meine grünen Gänge an dem Ufer, meinen Fußſteig zur Akropolis hinauf, das ſah ich an, und ließ es weiter gehn und immer weiter; wie ich aber nun aufs hohe Meer hinauskam, und alles nach und nach hinabſank, wie ein Sarg ins Grab, da mit einmal war es auch, als wäre mein Herz gebrochen. — „O

Himmel!“ ſchrie ich, und alles Leben in mir erwacht' und rang, die fliehende Gegenwart zu halten, aber ſie war dahin, dahin!

Wie ein Nebel, lag das himmliſche Land vor mir, wo ich, wie ein Reh auf freier Weide, weit und breit die Täler und die Höhen hatte durchſtreift, und das Echo meines Herzens zu den Quellen und Strömen, in die Fernen und die Tiefen der Erde gebracht.

Dort hinein auf den Tmolus war ich gegangen in einſamer Unſchuld; dort hinab, wo Epheſus einſt ſtand in ſeiner glücklichen Jugend und Teos und Milet, dort hinauf ins heilige trauernde Troas war ich mit Alabanda gewandert, mit Alabanda, und, wie ein Gott, hatt' ich geherrſcht über ihn, und wie ein Kind, zärtlich und gläubig, hatt' ich ſeinem Auge gedient, mit Seelenfreude, mit innigem frohlockendem Genuſſe ſeines Weſens immer glücklich, wenn ich ſeinem Roſſe den Zaum hielt, oder wenn ich, über mich ſelbſt erhoben, in herrlichen Entſchlüſſen, in kühnen Gedanken, im Feuer der Rede ſeiner Seele begegnete!

Und nun war es dahingekommen, nun war ich nichts mehr, war ſo heillos um alles gebracht, war zum ärmſten unter den Menſchen geworden, und wußte ſelbſt nicht, wie?

O ewiges Irrſal! dacht' ich bei mir, wann reißt der Menſch aus deinen Ketten ſich los?

Wir ſprechen von unſerm Herzen, unſern Planen, als wären ſie unſer, und es iſt doch eine fremde Gewalt, die uns herumwirft und ins Grab legt, wie

es ihr gefällt, und von der wir nicht wiſſen, von wannen ſie kommt, noch wohin ſie geht.

Wir wollen wachſen da hinauf, und dort hinaus die Äſte und die Zweige breiten, und Boden und Wetter bringt uns doch, wohin es geht, und wenn der Blitz auf deine Krone fällt, und bis zur Wurzel dich hinunterſpaltet, armer Baum! was geht es dich an?

So dacht' ich. Ärgerſt du dich daran, mein Bellarmin? Du wirſt noch andere Dinge hören.

Das eben, Liebſter! iſt das Traurige, daß unſer Geiſt ſo gerne die Geſtalt des irren Herzens annimmt, ſo gerne die vorüberfliehende Trauer feſthält, daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen ſollte, ſelber krank wird, daß der Gärtner an den Roſenſträuchen, die er pflanzen ſollte, ſich die Hand ſo oft zerreißt, o! das hat manchen zum Toren gemacht vor andern, die er ſonſt, wie ein Orpheus, hätte beherrſcht, das hat ſo oft die edelſte Natur zum Spott gemacht vor Menſchen, wie man ſie auf jeder Straße findet, das iſt die Klippe für die Lieblinge des Himmels, daß ihre Liebe mächtig iſt und zart wie ihr Geiſt, daß ihres Herzens Wogen ſtärker oft und ſchneller ſich regen, wie der Trident, womit der Meergott ſie beherrſcht, und darum, mein Lieber! überhebe ja ſich keiner.

Hyperion an Bellarmin

Kannſt du es hören, wirſt du es begreifen, wenn ich dir von meiner langen kranken Trauer ſage?

Nimm mich, wie ich mich gebe, und denke, daß es beſſer iſt zu ſterben, weil man lebte, als zu

leben, weil man nie gelebt! Neide die Leidensfreien nicht, die Götzen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele so arm ist, die nichts fragen nach Regen und Sonnenschein, weil sie nichts haben, was der Pflege bedürfte.

Ja! ja! es ist recht sehr leicht, glücklich, ruhig zu sein mit seichtem Herzen und eingeschränktem Geiste. Gönnen kann mans euch; wer ereifert sich denn, daß die bretterne Scheibe nicht wehklagt, wenn der Pfeil sie trifft, und daß der hohle Topf so dumpf klingt, wenn ihn einer an die Wand wirft?

Nur müßt ihr euch bescheiden, lieben Leute, müßt ja in aller Stille euch wundern, wenn ihr nicht begreift, daß andre nicht auch so glücklich, auch so selbstgenügsam sind, müßt ja euch hüten, eure Weisheit zum Gesetz zu machen, denn das wäre der Welt Ende, wenn man euch gehorchte.

Ich lebte nun sehr still, sehr anspruchslos in Tina. Ich ließ auch wirklich die Erscheinungen der Welt vorüberziehn, wie Nebel im Herbste, lachte manchmal auch mit nassen Augen über mein Herz, wenn es hinzuflog, um zu naschen, wie der Vogel nach der gemalten Traube, und blieb still und freundlich dabei.

Ich ließ nun jedem gerne seine Meinung, seine Unart. Ich war bekehrt, ich wollte niemand mehr bekehren, nur war mir traurig, wenn ich sah, daß die Menschen glaubten, ich lasse darum ihr Possenspiel unangetastet, weil ich es so hoch und teuer achte, wie sie. Ich mochte nicht gerade ihrer Albernheit mich unterwerfen, doch sucht' ich sie zu schonen, wo ich

konnte. Das iſt ja ihre Freude, dacht' ich, davon leben ſie ja!

Oft ließ ich ſogar mir gefallen, mitzumachen, und wenn ich noch ſo ſeelenlos, ſo ohne eignen Trieb dabei war, das merkte keiner, da vermißte keiner nichts, und hätt' ich geſagt, ſie möchten mirs verzeihen, ſo wären ſie dageſtanden und hätten ſich verwundert und gefragt: Was haſt du denn uns getan? Die Nachſichtigen!

Oft, wenn ich des Morgens da ſtand unter meinem Fenſter, und der geſchäftige Tag mir entgegenkam, konnt' auch ich mich augenblicklich vergeſſen, konnte mich umſehn, als möcht' ich etwas vornehmen, woran mein Weſen ſeine Luſt noch hätte, wie ehmals, aber da ſchalt ich mich, da beſann ich mich, wie einer, dem ein Laut aus ſeiner Mutterſprache entfährt, in einem Lande, wo ſie nicht verſtanden wird — wohin, mein Herz? ſagt' ich verſtändig zu mir ſelber und gehorchte mir.

Was iſts denn, daß der Menſch ſo viel will? fragt' ich oft; was ſoll denn die Unendlichkeit in ſeiner Bruſt? Unendlichkeit? wo iſt ſie denn? wer hat ſie denn vernommen? Mehr will er, als er kann! das möchte wahr ſein! O! das haſt du oft genug erfahren. Das iſt auch nötig, wie es iſt. Das gibt das ſüße, ſchwärmeriſche Gefühl der Kraft, daß ſie nicht ausſtrömt, wie ſie will, das eben macht die ſchönen Träume von Unſterblichkeit und all die holden und die koloſſaliſchen Phantome, die den Menſchen tauſendfach entzücken, das ſchafft dem Menſchen ſein Elyſium und ſeine Götter, daß ſeines

Lebens Linie nicht gerad ausgeht, daß er nicht hinfährt, wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg sich wirft.

Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.

Aber dennoch stirbt der Trieb in unserer Brust, und mit ihm unsre Götter und ihr Himmel.

Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten, aus der dunkeln Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt und fällt, und bricht sich und umschlingt sich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt ist, nun raucht und ringt sie und erlischt; was übrig ist, ist Asche.

So gehts mit uns. Das ist der Inbegriff von allem, was in schreckend reizenden Mysterien die Weisen uns erzählen.

Und du? was frägst du dich? Daß so zuweilen etwas in dir auffährt, und, wie der Mund des Sterbenden, dein Herz in einem Augenblicke so gewaltsam dir sich öffnet und verschließt, das gerade ist das böse Zeichen.

Sei nur still, und laß es seinen Gang gehn! künstle nicht! versuche kindisch nicht, um eine Elle länger dich zu machen! — Es ist, als wolltest du noch eine Sonne schaffen, und neue Zöglinge für sie, ein Erdenrund und einen Mond erzeugen.

So träumt' ich hin. Geduldig nahm ich nach und nach von allem Abschied. — O ihr Genossen meiner Zeit; fragt eure Ärzte nicht und nicht die Priester, wenn ihr innerlich vergeht!

Ihr habt den Glauben an alles Große verloren: ſo müßt, ſo müßt ihr hin, wenn dieſer Glaube nicht wiederkehrt, wie ein Komet aus fremden Himmeln.

Hyperion an Bellarmin

Es gibt ein Vergeſſen alles Daſeins, ein Verſtummen unſers Weſens, wo uns iſt, als hätten wir alles gefunden.

Es gibt ein Verſtummen, ein Vergeſſen alles Daſeins, wo uns iſt, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unſrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Ich war nun ruhig geworden. Nun trieb mich nichts mehr auf um Mitternacht. Nun ſengt' ich mich in meiner eigenen Flamme nicht mehr.

Ich ſah nun ſtill und einſam vor mich hin, und ſchweift' in die Vergangenheit und in die Zukunft mit dem Auge nicht. Nun drängte Fernes und Nahes ſich in meinem Sinne nicht mehr; die Menſchen, wenn ſie mich nicht zwangen, ſie zu ſehen, ſah ich nicht.

Sonſt lag oft, wie das ewig leere Faß der Danaiden, vor meinem Sinne dies Jahrhundert, und mit verſchwenderiſcher Liebe goß meine Seele ſich aus, die Lücken auszufüllen; nun ſah ich keine Lücke mehr, nun drückte mich des Lebens Langeweile nicht mehr.

Nun ſprach ich nimmer zu der Blume, du biſt meine Schweſter! und zu den Quellen, wir ſind eines Geſchlechts! ich gab nun treulich, wie ein Echo, jedem Dinge ſeinen Namen.

Wie ein Strom an dürren Ufern, wo kein Weidenblatt im Waſſer ſich ſpiegelt, lief unverſchönert vorüber an mir die Welt.

Hyperion an Bellarmin

Es kann nichts wachſen und nichts ſo tief vergehen, wie der Menſch. Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er oft ſein Leiden und mit dem Äther ſeine Seligkeit, und wie wenig iſt dadurch geſagt?

Aber ſchöner iſt nichts, als wenn es ſo nach langem Tode wieder in ihm dämmert, und der Schmerz, wie ein Bruder, der fernher dämmernden Freude entgegengeht.

O es war ein himmliſch Ahnen, womit ich jetzt den kommenden Frühling wieder begrüßte! Wie fernher in ſchweigender Luft, wenn alles ſchläft, das Saitenſpiel der Geliebten, ſo umtönten ſeine leiſen Melodien mir die Bruſt; wie von Elyſium herüber, vernahm ich ſeine Zukunft, wenn die toten Zweige ſich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte.

Holder Himmel Joniens! ſo hatt' ich nie an dir gehangen, aber ſo ähnlich war dir auch nie mein Herz geweſen, wie damals in ſeinen heiteren zärtlichen Spielen. —

Wer ſehnt ſich nicht nach Freuden der Liebe und großen Taten, wenn im Auge des Himmels und im Buſen der Erde der Frühling wiederkehrt?

Ich erhob mich, wie vom Krankenbette, leiſe und langſam, aber von geheimen Hoffnungen zitterte mir

die Bruſt ſo ſelig, daß ich drüber vergaß, zu fragen, was dies zu bedeuten habe.

Schönere Träume umfingen mich jetzt im Schlafe, und wenn ich erwachte, waren ſie mir im Herzen, wie die Spur eines Kuſſes auf der Wange des Geliebten. O das Morgenlicht und ich, wir gingen nun uns entgegen, wie verſöhnte Freunde, wenn ſie noch etwas fremde tun, und doch den nahen unendlichen Augenblick des Umarmens ſchon in der Seele tragen.

Es tat nun wirklich einmal wieder mein Auge ſich auf, freilich, nicht mehr, wie ſonſt, gerüſtet und erfüllt mit eigner Kraft, es war bittender geworden, es fleht' um Leben, aber es war mir im Innerſten doch, als könnt' es wieder werden mit mir wie ſonſt, und beſſer.

Ich ſahe die Menſchen wieder an, als ſollt' auch ich wirken und mich freuen unter ihnen. Ich ſchloß mich wirklich herzlich überall an.

Himmel! wie war das eine Schadenfreude, daß der ſtolze Sonderling nun einmal war, wie ihrer einer, geworden! wie hatten ſie ihren Scherz daran, daß den Hirſch des Waldes der Hunger trieb, in ihren Hühnerhof zu laufen! —

Ach! meinen Adamas ſucht' ich, meinen Alabanda, aber es erſchien mir keiner.

Endlich ſchrieb ich auch nach Smyrna, und es war, als ſammelt' alle Zärtlichkeit und alle Macht des Menſchen in einem Moment ſich, da ich ſchrieb; ſo ſchrieb ich dreimal, aber keine Antwort, ich flehte, drohte, mahnt' an alle Stunden der Liebe und der

Kühnheit, aber keine Antwort von dem Unvergeßlichen, bis in den Tod Geliebten. — „Alabanda!“ rief ich, „o mein Alabanda! du haſt den Stab gebrochen über mich. Du hielteſt mich noch aufrecht, warſt die letzte Hoffnung meiner Jugend! Nun will ich nichts mehr! nun iſts heilig und gewiß!“

Wir bedauern die Toten, als fühlten ſie den Tod, und die Toten haben doch Frieden. Aber das, das iſt der Schmerz, dem keiner gleichkömmt, das iſt unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unſer Leben ſeine Bedeutung ſo verliert, wenn ſo das Herz ſich ſagt, du mußt hinunter und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume haſt du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du ſagen könnteſt: Ich laſſe eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer ſo voll Sehnens ſein, bei dem, daß ſie ſo mutlos iſt!

Ich ſuchte immer etwas, aber ich wagte das Auge nicht aufzuſchlagen vor den Menſchen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete.

Dabei war ich meiſt ſehr ſtill und geduldig, hatte oft auch einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge: von einer Taube, die ich kaufte, von einer Kahnfahrt, von einem Tale, das die Berge mir verbargen, konnt' ich Troſt erwarten.

Genug! genug! wär' ich mit Themiſtokles aufgewachſen, hätt' ich unter den Scipionen gelebt, meine Seele hätte ſich wahrlich nie von dieſer Seite kennen gelernt.

Hyperion an Bellarmin

Zuweilen regte noch ſich eine Geiſteskraft in mir. Aber freilich nur zerſtörend!

Was iſt der Menſch? konnt' ich beginnen; wie kommt es, daß ſo etwas in der Welt iſt, das, wie ein Chaos, gärt, oder modert, wie ein fauler Baum, und nie zu einer Reife gedeiht? Wie duldet dieſen Herling die Natur bei ihren ſüßen Trauben?

Zu den Pflanzen ſpricht er: Ich war auch einmal, wie ihr! und zu den reinen Sternen: Ich will werden, wie ihr, in einer andern Welt! inzwiſchen bricht er auseinander und treibt hin und wieder ſeine Künſte mit ſich ſelbſt, als könnt' er, wenn es einmal ſich aufgelöſt, Lebendiges zuſammenſetzen, wie ein Mauerwerk; aber es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebeſſert wird durch all ſein Tun; es bleibt doch immerhin ein Kunſtſtück, was er treibt.

O ihr Armen, die ihr das fühlt, die ihr auch nicht ſprechen mögt von menſchlicher Beſtimmung, die ihr auch ſo durch und durch ergriffen ſeid vom Nichts, das über uns waltet, ſo gründlich einſeht, daß wir geboren werden für nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben ans Nichts, uns abarbeiten für nichts, um mählich überzugehen ins Nichts — was kann ich dafür, daß euch die Kniee brechen, wenn ihrs ernſtlich bedenkt? Bin ich doch auch ſchon manchmal hingeſunken in dieſen Gedanken, und habe gerufen, was legſt du die Axt mir an die Wurzel, grauſamer Geiſt? und bin noch da.

O einſt, ihr finſtern Brüder! war es anders. Da war es über uns ſo ſchön, ſo ſchön und froh vor uns; auch dieſe Herzen wallten über vor den fernen ſeligen Phantomen, und kühn frohlockend drangen auch unſere Geiſter aufwärts und durchbrachen die Schranke, und wie ſie ſich umſahn, wehe, da war es eine unendliche Leere.

O! auf die Kniee kann ich mich werfen und meine Hände ringen und flehen, ich weiß nicht wen? um andre Gedanken. Aber ich überwältige ſie nicht, die ſchreiende Wahrheit. Hab' ich mich nicht zwiefach überzeugt? Wenn ich hinſehe ins Leben, was iſt das Letzte von allem? Nichts. Wenn ich aufſteige im Geiſte, was iſt das Höchſte von allem? Nichts.

Aber ſtille, mein Herz! Es iſt ja deine letzte Kraft, die du verſchwendeſt! deine letzte Kraft? und du, du willſt den Himmel ſtürmen? wo ſind denn deine hundert Arme, Titan, wo dein Pelion und Oſſa, deine Treppe zu des Göttervaters Burg hinauf, damit du hinaufſteigſt und den Gott und ſeinen Göttertiſch und all die unſterblichen Gipfel des Olymps herabwirfſt und den Sterblichen predigeſt: Bleibt unten, Kinder des Augenblicks! ſtrebt nicht in dieſe Höhen herauf, denn es iſt nichts hier oben.

Das kannſt du laſſen, zu ſehn, was über andere waltet. Dir gilt deine neue Lehre. Über dir und vor dir iſt es freilich leer und öde, weil es in dir leer und öd' iſt.

Freilich, wenn ihr reicher ſeid, als ich, ihr andern, könntet ihr doch wohl auch ein wenig helfen.

Wenn euer Garten ſo voll Blumen iſt, warum

erfreut ihr Odem mich nicht auch? — Wenn ihr so voll der Gottheit ſeid, ſo reicht ſie mir zu trinken. An Feſten darbt ja niemand, auch der Ärmſte nicht. Aber einer nur hat ſeine Feſte unter euch: das iſt der Tod.

Not und Angſt und Nacht ſind eure Herren. Die ſondern euch, die treiben euch mit Schlägen aneinander. Den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr nichts mehr ſeht, da wohnen eure Götter. Götter und Liebe?

O die Poeten haben recht, es iſt nichts ſo klein und wenig, woran man ſich nicht begeiſtern könnte.

So dacht' ich. Wie das alles in mich kam, begreif' ich noch nicht.

Zweites Buch

Hyperion an Bellarmin

Ich lebe jetzt auf der Inſel des Ajax, der teuern Salamis.

Ich liebe dies Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines Herzens. Wohin man ſiehet, liegt eine Freude begraben.

Und doch iſt ſoviel Liebliches und Großes auch um einen.

Auf dem Vorgebirge hab' ich mir eine Hütte gebaut von Maſtixzweigen, und Moos und Bäume herumgepflanzt und Thymian und allerlei Sträuche.

Da hab ich meine liebſten Stunden, da ſitz' ich Abende lang und ſehe nach Attika hinüber, bis end-

lich mein Herz zu hoch mir klopft; dann nehm ich mein Werkzeug, gehe hinab an die Bucht und fange mir Fiſche.

Oder leſ' ich auch auf meiner Höhe droben vom alten herrlichen Seekrieg, der an Salamis einſt im wilden klug beherrſchten Getümmel vertobte, und freue des Geiſtes mich, der das wütende Chaos von Freunden und Feinden lenken konnte und zähmen, wie ein Reiter das Roß, und ſchäme mich innigſt meiner eigenen Kriegsgeſchichte.

Oder ſchau' ich aufs Meer hinaus und überdenke mein Leben, ſein Steigen und Sinken; ſeine Seligkeit und ſeine Trauer, und meine Vergangenheit lautet mir oft, wie ein Saitenſpiel, wo der Meiſter alle Töne durchläuft, und Streit und Einklang mit verborgener Ordnung untereinander wirft.

Heut iſts dreifach ſchön hier oben. Zwei freundliche Regentage haben die Luft und die lebensmüde Erde gekühlt.

Der Boden iſt grüner geworden, offner das Feld. Unendlich ſteht, mit der freudigen Kornblume gemiſcht, der goldene Weizen da, und licht und heiter ſteigen tauſend hoffnungsvolle Gipfel aus der Tiefe des Hains. Zart und groß durchirret den Raum jede Linie der Fernen; wie Stufen gehn die Berge bis zur Sonne unaufhörlich hintereinander hinauf. Der ganze Himmel iſt rein. Das weiße Licht iſt nur über den Äther gehaucht, und, wie ein ſilbern Wölkchen, wallt der ſchüchterne Mond am hellen Tage vorüber.

Hyperion an Bellarmin

Mir iſt lange nicht geweſen, wie jetzt.

Wie Jupiters Adler dem Geſange der Muſen, lauſch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, ſtark und fröhlich, mit lächelndem Ernſte, ſpiel' ich im Geiſte mit dem Schickſal und den drei Schweſtern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Weſen über ſich ſelbſt, über alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich ſtill und bewegt.

Ich habe lange gewartet auf ſolche Feſtzeit, um dir einmal wieder zu ſchreiben. Nun bin ich ſtark genug; nun laß mich dir erzählen.

Mitten in meinen finſtern Tagen lud ein Bekannter von Kalaurea herüber mich ein. Ich ſollt' in ſeine Gebirge kommen, ſchrieb er mir: man lebe hier freier als ſonſtwo, und auch da blüheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Waſſern Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrten und die heilige Rebe. Einen Garten hab' er hoch am Gebirge gebaut und ein Haus; dem beſchatteten dichte Bäume den Rücken, und kühlende Lüfte umſpielten es leiſe in den brennenden Sommertagen; wie ein Vogel vom Gipfel der Zeder, blickte man in die Tiefen hinab, zu den Dörfern und grünen Hügeln, und zufriedenen Herden der Inſeln, die alle wie Kinder umherlagen um den herrlichen Berg und ſich nährten von ſeinen ſchäumenden Bächen.

Das weckte mich denn doch ein wenig. Es war ein heiterer blauer Apriltag, an dem ich hinüberſchiffte.

Das Meer war ungewöhnlich ſchön und rein, und leicht die Luft, wie in höheren Regionen. Man ließ im ſchwebenden Schiffe die Erde hinter ſich liegen, wie eine köſtliche Speiſe, wenn der heilige Wein gereicht wird.

Dem Einfluſſe des Meers und der Luft widerſtrebt' der finſtere Sinn umſonſt. Ich gab mich hin, fragte nichts nach mir und andern, ſuchte nichts, ſann auf nichts, ließ vom Boote mich halb in Schlummer wiegen, und bildete mir ein, ich liege in Charons Nachen. O es iſt ſüß, ſo aus der Schale der Vergeſſenheit zu trinken.

Mein fröhlicher Schiffer hätte gern mit mir geſprochen, aber ich war ſehr einſilbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland, aber ich ſah nicht lange hin, und war im nächſten Augenblicke wieder in meinen eignen lieben Träumen.

Endlich, da er mir die ſtillen Gipfel in der Ferne wies und ſagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt' ich mehr auf, und mein ganzes Weſen öffnete ſich der wunderbaren Gewalt, die auf einmal ſüß und ſtill und unerklärlich mit mir ſpielte. Mit großem Auge, ſtaunend und freudig ſah ich hinaus in die Geheimniſſe der Ferne, leicht zitterte mein Herz, und die Hand entwiſchte mir und faßte freundlich haſtig meinen Schiffer an — „So?" rief ich, „das iſt Kalaurea?" Und wie er mich drum anſah, wußt' ich ſelbſt nicht, was ich aus mir machen ſollte.

Ich grüßte meinen Freund mit wunderbarer Zärtlichkeit. Voll ſüßer Unruhe war all mein Weſen.

Den Nachmittag wollt' ich gleich einen Teil der

Inſel durchſtreifen. Die Wälder und geheimen Tale reizten mich unbeſchreiblich, und der freundliche Tag lockte alles hinaus.

Es war ſo ſichtbar, wie alles Lebendige mehr, denn tägliche Speiſe, begehrt, wie auch der Vogel ſein Feſt hat und das Tier.

Es war entzückend anzuſehn! Wie, wenn die Mutter ſchmeichelnd frägt, wo um ſie her ihr Liebſtes ſei, und alle Kinder in den Schoß ihr ſtürzen, und das Kleinſte noch die Arme aus der Wiege ſtreckt, ſo flog und ſprang und ſtrebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten ſich in frohlockender Verwirrung untereinander in den Tiefen und Höhn, und was die Erde feſthielt, dem ward zum Fluge der Schritt, über die Gräben brauſte das Roß und über die Zäune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fiſche herauf und hüpften über die Fläche. Allen drang die mütterliche Luft ans Herz, und hob ſie und zog ſie zu ſich.

Und die Menſchen gingen aus ihren Türen heraus, und fühlten wunderbar das geiſtige Wehen, wie es leiſe die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtſtrahl kühlte, und löſten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Bruſt, atmeten ſüßer, berührten zärtlicher das leichte klare ſchmeichelnde Meer, in dem ſie lebten und webten.

O Schweſter des Geiſtes, der feurig mächtig in uns waltet und lebt, heilige Luft! wie ſchön iſts, daß du, wohin ich wandre, mich geleiteſt, Allgegenwärtige, Unſterbliche!

Mit den Kindern ſpielte das hohe Element am ſchönſten.

Das ſummte friedlich vor ſich hin, dem ſchlüpft' ein taktlos Liedchen aus den Lippen, dem ein Frohlocken aus offner Kehle; das ſtreckte ſich, das ſprang in die Höhe; ein andres ſchlenderte vertieft umher.

Und all dies war die Sprache eines Wohlſeins, alles eine Antwort auf die Liebkoſungen der entzückenden Lüfte.

Ich war voll unbeſchreiblichen Sehnens und Friedens. Eine fremde Macht beherrſchte mich. Freundlicher Geiſt, ſagt' ich bei mir ſelber, wohin rufeſt du mich? nach Elyſium oder wohin?

Ich ging in einem Walde, am rieſelnden Waſſer hinauf, wo es über Felſen heruntertröpfelte, wo es harmlos über die Kieſeln glitt; und mählich verengte ſich und ward zum Bogengange das Tal, und einſam ſpielte das Mittagslicht im ſchweigenden Dunkel.

Hier — ich möchte ſprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe dir ſchreiben!

Sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude, ich will ſprechen!

Wohnt doch die Stille im Lande der Seligen, und über den Sternen vergißt das Herz ſeine Not und ſeine Sprache.

Ich hab' es heilig bewahrt! wie ein Palladium, hab' ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erſchien! und wenn hinfort mich das Schickſal ergreift und von einem Abgrund in den andern mich wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken: ſo ſoll dies Einzige doch mich ſelber über-

leben in mir, und leuchten in mir und herrſchen, in ewiger, unzerſtörbarer Klarheit! —

So lagſt du hingegoſſen, ſüßes Leben, ſo blickteſt du auf, erhubſt dich, ſtandſt nun da, in ſchlanker Fülle, göttlich ruhig, und das himmliſche Geſicht noch voll des heitern Entzückens, worin ich dich ſtörte!

O wer in die Stille dieſes Auges geſehn, wem dieſe ſüßen Lippen ſich aufgeſchloſſen, wovon mag der noch ſprechen?

Friede der Schönheit! göttlicher Friede! wer einmal an dir das tobende Leben und den zweifelnden Geiſt beſänftigt, wie kann dem anderes helfen?

Ich kann nicht ſprechen von ihr, aber es gibt ja Stunden, wo das Beſte und Schönſte, wie in Wolken, erſcheint, und der Himmel der Vollendung vor der ahnenden Liebe ſich öffnet; da, Bellarmin! da denke ihres Weſens, da beuge die Kniee mit mir, und denke meiner Seligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was du ahneſt, daß ich mit dieſen Augen ſah, was nur, wie in Wolken, dir erſcheint.

Daß die Menſchen manchmal ſagen möchten, ſie freueten ſich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnet! Euch iſt der Schatten ihres Schattens noch nicht erſchienen! O geht, und ſprecht vom blauen Äther nicht, ihr Blinden!

Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unſchuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch eine Freude iſt, eine Ruheſtätte auf Erden!

Iſt der Menſch nicht veraltet, verwelkt, iſt er nicht, wie ein abgefallen Blatt, das ſeinen Stamm nicht

wieder findet und nun umhergeſcheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt?

Und dennoch kehrt ſein Frühling wieder!

Weint nicht, wenn das Trefflichſte verblüht! bald wird es ſich verjüngen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verſtummt! bald findet eine Hand ſich wieder, es zu ſtimmen!

Wie war denn ich? war ich nicht wie ein zerriſſen Saitenſpiel? Ein wenig tönt' ich noch, aber es waren Todestöne. Ich hatte mir ein düſter Schwanenlied geſungen! Einen Sterbekranz hätt' ich gern mir gewunden, aber ich hatte nur Winterblumen.

Und wo war ſie denn nun, die Totenſtille, die Nacht und Öde meines Lebens? die ganze dürftige Sterblichkeit?

Freilich iſt das Leben arm und einſam. Wir wohnen hier unten, wie der Diamant im Schacht. Wir fragen umſonſt, wie wir herabgekommen, um wieder den Weg hinauf zu finden.

Wir ſind, wie Feuer, das im dürren Aſte oder im Kieſel ſchläft; und ringen und ſuchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenſchaft. Aber ſie kommen, ſie wägen Aeonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker ſprengt, wo die Flamme vom Holze ſich löſt und ſiegend emporwallt über der Aſche, ha! wo uns iſt, als kehrte der entfeſſelte Geiſt, vergeſſen der Leiden, der Knechtsgeſtalt, im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne.

Hyperion an Bellarmin

Ich war einſt glücklich, Bellarmin! Bin ich es nicht noch? Wär' ich es nicht, wenn auch der heilige Moment, wo ich zum erſtenmal ſie ſah, der letzte wäre geweſen?

Ich hab es einmal geſehn, das Einzige, das meine Seele ſuchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausſchieben bis ans Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchſte, in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!

Ich frage nicht mehr, wo es ſei; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es iſt jetzt nur verborgner in ihr. Ich frage nicht mehr, was es ſei; ich hab' es geſehn, ich hab' es kennen gelernt.

O ihr, die ihr das Höchſte und Beſte ſucht, in der Tiefe des Wiſſens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wißt ihr ſeinen Namen? den Namen des, das Eins iſt und Alles?

Sein Name iſt Schönheit.

Wußtet ihr, was ihr wolltet? Noch weiß ich es nicht, doch ahn' ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und eil' ihm zu und ergreife die andern und führe ſie mit mir, wie der Strom die Ströme in den Ozean.

Und du, du haſt mir den Weg gewieſen! Mit dir begann ich. Sie ſind der Worte nicht wert, die Tage, da ich noch dich nicht kannte —

O Diotima; Diotima, himmliſches Weſen!

Hyperion an Bellarmin

Laß uns vergeſſen, daß es eine Zeit gibt, und zähle die Lebenstage nicht!

Was ſind Jahrhunderte gegen den Augenblick, wo zwei Weſen ſo ſich ahnen und nahn?

Noch ſeh' ich den Abend, an dem Notara zum erſtenmal zu ihr ins Haus mich brachte.

Sie wohnte nur einige hundert Schritte von uns am Fuße des Bergs.

Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Weſen, ein ſchlichter fröhlicher Junge der Bruder, und beide geſtanden herzlich in allem Tun und Laſſen, daß Diotima die Königin des Hauſes war.

Ach! es war alles geheiliget und verſchönert durch ihre Gegenwart. Wohin ich ſah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Polſter, ihr Tiſchchen, alles war in geheimem Bunde mit ihr. Und da ſie zum erſtenmal mit Namen mich rief, da ſie ſelbſt ſo nahe mir kam, daß ihr unſchuldiger Atem mein lauſchend Weſen berührte! —

Wir ſprachen ſehr wenig zuſammen. Man ſchämt ſich ſeiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und ſich vereinen in einen Himmelsgeſang.

Wovon auch ſollten wir ſprechen? Wir ſahn nur uns. Von uns zu ſprechen, ſcheuten wir uns.

Vom Leben der Erde ſprachen wir endlich.

So feurig und kindlich iſt ihr noch keine Hymne geſungen worden.

Es tat uns wohl, den Überfluß unſers Herzens der guten Mutter in den Schoß zu ſtreuen. Wir fühlten uns dadurch erleichtert, wie die Bäume, wenn

ihnen der Sommerwind die fruchtbaren Äste schüttelt, und ihre süßen Äpfel in das Gras gießt.

Wir nannten die Erde eine der Blumen des Himmels, und den Himmel nannten wir den unendlichen Garten des Lebens. Wie die Rosen sich mit goldnen Stäubchen erfreuen, sagten wir, so erfreue das heldenmütige Sonnenlicht mit seinen Strahlen die Erde; sie sei ein herrlich lebend Wesen, sagten wir, gleich göttlich, wenn ihr zürnend Feuer oder mildes klares Wasser aus dem Herzen quille, immer glücklich, wenn sie von Tautropfen sich nähre, oder von Gewitterwolken, die sie sich zum Genusse bereite mit Hilfe des Himmels, die immer treuer liebende Hälfte des Sonnengotts, ursprünglich vielleicht inniger mit ihm vereint, dann aber durch ein allwaltend Schicksal geschieden von ihm, damit sie ihn suche, sich nähere, sich entferne und unter Lust und Trauer zur höchsten Schönheit reife.

So sprachen wir. Ich gebe dir den Inhalt, den Geist davon. Aber was ist er ohne das Leben?

Es dämmerte, und wir mußten gehen. Gute Nacht, ihr Engelsaugen! dacht' ich im Herzen, und erscheine du bald mir wieder, schöner göttlicher Geist, mit deiner Ruhe und Fülle!

Hyperion an Bellarmin

Ein paar Tage drauf kamen sie herauf zu uns. Wir gingen zusammen im Garten herum. Diotima und ich gerieten voraus, vertieft; mir traten oft Tränen der Wonne ins Auge, über das Heilige, das so anspruchslos zur Seite mir ging.

Vorn am Rande des Berggipfels ſtanden wir nun, und ſahn hinaus, in den unendlichen Oſten.

Diotimas Auge öffnete ſich weit, und leiſe, wie eine Knoſpe ſich aufſchließt, ſchloß das liebe Geſichtchen vor den Lüften des Himmels ſich auf, ward lauter Sprache und Seele, und, als begänne ſie den Flug in die Wolken, ſtand ſanft emporgeſtreckt die ganze Geſtalt, in leichter Majeſtät, und berührte kaum mit den Füßen die Erde.

O unter den Armen hätt' ich ſie faſſen mögen, wie der Adler ſeinen Ganymed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und ſeine Inſeln.

Nun trat ſie weiter vor, und ſah die ſchroffe Felſenwand hinab. Sie hatte ihre Luſt daran, die ſchreckende Tiefe zu meſſen, und ſich hinab zu verlieren in die Nacht der Wälder, die unten aus Felſenſtücken und ſchäumenden Wetterbächen herauf die lichten Gipfel ſtreckten.

Das Geländer, worauf ſie ſich ſtützte, war etwas niedrig. So durft' ich es ein wenig halten, das Reizende, indes es ſo ſich vorwärts beugte. Ach! heiße zitternde Wonne durchlief mein Weſen, und Taumel und Toben war in allen Sinnen, und die Hände brannten mir, wie Kohlen, da ich ſie berührte.

Und dann die Herzensluſt, ſo traulich neben ihr zu ſtehn, und die zärtlich kindiſche Sorge, daß ſie fallen möchte, und die Freude an der Begeiſterung des herrlichen Mädchens!

Was iſt alles, was in Jahrtauſenden die Menſchen taten und dachten, gegen einen Augenblick der Liebe?

Es iſt aber auch das Gelungenſte, Göttlichſchönſte in der Natur! dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehn wir.

Hyperion an Bellarmin

Nur ihren Geſang ſollt' ich vergeſſen, nur dieſe Seelentöne ſollten nimmer wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen.

Man kennt den ſtolzhinſchiffenden Schwan nicht, wenn er ſchlummernd am Ufer ſitzt.

Nur, wenn ſie ſang, erkannte man die liebende Schweigende, die ſo ungern ſich zur Sprache verſtand.

Da, da ging erſt die himmliſche Ungefällige in ihrer Majeſtät und Lieblichkeit hervor; da weht' es oft ſo bittend und ſo ſchmeichelnd, oft, wie ein Göttergebot, von den zarten blühenden Lippen. Und wie das Herz ſich regt in dieſer göttlichen Stimme, wie alle Größe und Demut, alle Luſt und alle Trauer des Lebens verſchönert im Adel dieſer Töne erſchien!

Wie im Fluge die Schwalbe die Bienen haſcht, ergriff ſie immer uns alle.

Es kam nicht Luſt und nicht Bewunderung, es kam der Friede des Himmels unter uns.

Tauſendmal hab' ich es ihr und mir geſagt: das Schönſte iſt auch das Heiligſte. Und ſo war alles an ihr. Wie ihr Geſang, ſo auch ihr Leben.

Hyperion an Bellarmin

Unter den Blumen war ihr Herz zu Hauſe, als wär es eine von ihnen.

Sie nannte ſie alle mit Namen, ſchuf ihnen aus Liebe neue, ſchönere, und wußte genau die fröhlichſte Lebenszeit von jeder.

Wie eine Schweſter, wenn aus jeder Ecke ein Geliebtes ihr entgegenkommt, und jedes gerne zuerſt gegrüßt ſein möchte, ſo war das ſtille Weſen mit Aug' und Hand beſchäftigt, ſelig zerſtreut, wenn auf der Wieſe wir gingen, oder im Walde.

Und das war ſo ganz nicht angenommen, angebildet, das war ſo mit ihr aufgewachſen.

Es iſt doch ewig gewiß und zeigt ſich überall; je unſchuldiger, ſchöner eine Seele, deſto vertrauter wird ſie mit den andern Glücklichen leben, die man ſeelenlos nennt.

Hyperion an Bellarmin

Tauſendmal hab' ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menſchen, die ſich einbilden, ein erhabner Geiſt könne unmöglich wiſſen, wie man ein Gemüſe bereitet. Diotima konnte wohl zur rechten Zeit recht herzlich von dem Feuerherde ſprechen, und es iſt gewiß nichts edler, als ein edles Mädchen, das die allwohltätige Flamme beſorgt, und, ähnlich der Natur, die herzerfreuende Speiſe bereitet.

Hyperion an Bellarmin

Was iſt alles künſtliche Wiſſen in der Welt, was iſt die ganze ſtolze Mündigkeit der menſchlichen Gedanken gegen die ungeſuchten Töne dieſes Geiſtes, der nicht wußte, was er wußte, was er war?

Wer will die Traube nicht lieber voll und friſch, ſo wie ſie aus der Wurzel quoll, als die getrockneten gepflückten Beeren, die der Kaufmann in die Kiſte preßt und in die Welt ſchickt? Was iſt die Weisheit eines Buchs gegen die Weisheit eines Engels?

Sie ſchien immer ſo wenig zu ſagen, und ſagte ſo viel.

Ich geleitete ſie einſt in ſpäter Dämmerung nach Hauſe; wie Träume, beſchlichen tauende Wölkchen die Wieſe, wie lauſchende Genien ſahn die ſeligen Sterne durch die Zweige.

Man hörte ſelten ein „Wie ſchön!“ aus ihrem Munde, wenn ſchon das fromme Herz kein liſpelnd Blatt, kein Rieſeln einer Quelle unbehorcht ließ.

Diesmal ſprach ſie es denn doch mir aus — wie ſchön!

„Es iſt wohl uns zuliebe ſo!“ ſagt' ich, ungefähr wie Kinder etwas ſagen, weder im Scherze noch im Ernſte.

„Ich kann mir denken, was du ſagſt,“ erwiderte ſie; „ich denke mir die Welt am liebſten, wie ein häuslich Leben, wo jedes, ohne gerade dran zu denken, ſich ins andre ſchickt, und wo man ſich einander zum Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben ſo vom Herzen kömmt.“

„Froher erhabner Glaube!“ rief ich.

Sie ſchwieg eine Weile.

„Auch wir ſind alſo Kinder des Hauſes,“ begann ich endlich wieder, „ſind es und werden es ſein.“

„Werden ewig es ſein,“ erwiderte ſie.

„Werden wir das?“ fragt' ich.

„Ich vertraue,“ fuhr ſie fort, „hierinnen der Natur, ſo wie ich täglich ihr vertraue.“

O ich hätte mögen Diotima ſein, da ſie dies ſagte! Aber du weißt nicht, was ſie ſagte, mein Bellarmin! Du haſt es nicht geſehn und nicht gehört.

„Du haſt recht,“ rief ich ihr zu; „die ewige, ewige Schönheit, die Natur leidet keinen Verluſt in ſich, ſo wie ſie keinen Zuſatz leidet. Ihr Schmuck iſt morgen anders, als er heute war; aber unſer Beſtes, uns, uns kann ſie nicht entbehren und dich am wenigſten. Wir glauben, daß wir ewig ſind, denn unſere Seele fühlt die Schönheit der Natur. Sie iſt ein Stückwerk, iſt die Göttliche, die Vollendete nicht, wenn jemals du in ihr vermißt wirſt. Sie verdient dein Herz nicht, wenn ſie erröten muß vor deinen Hoffnungen.“

Hyperion an Bellarmin

So bedürfnislos, ſo göttlichgenügſam hab' ich nichts gekannt.

Wie die Woge des Ozeans das Geſtade ſeliger Inſeln, ſo umflutete mein ruheloſes Herz den Frieden des himmliſchen Mädchens.

Ich hatt' ihr nichts zu geben, als ein Gemüt voll wilder Widerſprüche, voll blutender Erinnerungen,

nichts hatt' ich ihr zu geben, als meine grenzenloſe Liebe mit ihren tauſend Sorgen, ihren tauſend tobenden Hoffnungen; ſie aber ſtand vor mir in wandelloſer Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldnen Morgenſtunden von höhern Regionen der Genius weisſagt, es war alles in dieſer einen ſtillen Seele erfüllt.

Man ſagt ſonſt, über den Sternen verhalle der Kampf, und künftig erſt, verſpricht man uns, wenn unſre Hefe geſunken ſei, verwandle ſich in edeln Freudenwein das gärende Leben; die Herzensruhe der Seligen ſucht man ſonſt auf dieſer Erde nirgends mehr. Ich weiß es anders. Ich bin den nähern Weg gekommen. Ich ſtand vor ihr, und hört und ſah den Frieden des Himmels, und mitten im ſeufzenden Chaos erſchien mir Urania.

Wie oft hab' ich meine Klagen vor dieſem Bilde geſtillt! wie oft hat ſich das übermütige Leben und der ſtrebende Geiſt beſänftigt, wenn ich, in ſelige Betrachtungen verſunken, ihr ins Herz ſah, wie man in die Quelle ſiehet, wenn ſie ſtill erbebt von den Berührungen des Himmels, der in Silbertropfen auf ſie niederträufelt!

Sie war mein Lethe, dieſe Seele, mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergeſſenheit des Daſeins trank, daß ich vor ihr ſtand, wie ein Unſterblicher, und freudig mich ſchalt, und wie nach ſchweren Träumen lächeln mußte über alle Ketten, die mich gedrückt.

O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Menſch geworden mit ihr!

Mit ihr! aber das iſt mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und andern Dingen.

Meine Seele iſt wie ein Fiſch aus ihrem Elemente auf den Uferſtrand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertrocknet in der Hitze des Tags.

Ach! gäb' es nur noch etwas in der Welt für mich zu tun! gäb' es eine Arbeit, einen Krieg für mich, das ſollte mich erquicken!

Knäblein, die man von der Mutterbruſt geriſſen und in die Wüſte geworfen, hat einſt, ſo ſagt man, eine Wölfin geſäugt.

Mein Herz iſt nicht ſo glücklich.

Hyperion an Bellarmin

Ich kann nur hie und da ein Wörtchen von ihr ſprechen. Ich muß vergeſſen, was ſie ganz iſt, wenn ich von ihr ſprechen ſoll. Ich muß mich täuſchen, als hätte ſie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen ſoll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über ſie und den Tod der Trauer um ſie nicht ſterben ſoll.

Hyperion an Bellarmin

Es iſt umſonſt; ich kanns mir nicht verbergen. Wohin ich auch entfliehe mit meinen Gedanken, in die Himmel hinauf und in den Abgrund, zum An-

fang und ans Ende der Zeiten, ſelbſt wenn ich ihm, der meine letzte Zuflucht war, der ſonſt noch jede Sorge in mir verzehrte, der alle Luſt und allen Schmerz des Lebens ſonſt mit der Feuerflamme, worin er ſich offenbarte, in mir verſengte, ſelbſt wenn ich ihm mich in die Arme werfe, dem herrlichen geheimen Geiſte der Welt, in ſeine Tiefe mich tauche, wie in den bodenloſen Ozean hinab, auch da, auch da finden die ſüßen Schrecken mich auf, die ſüßen verwirrenden tötenden Schrecken, daß Diotimas Grab mir nah iſt.

Hörſt du? hörſt du? Diotimas Grab!

Mein Herz war doch ſo ſtille geworden, und meine Liebe war begraben mit der Toten, die ich liebte.

Du weißt, mein Bellarmin! ich ſchrieb dir lange nicht von ihr, und da ich ſchrieb, ſo ſchrieb ich dir gelaſſen, wie ich meine.

Was iſts denn nun?

Ich gehe ans Ufer hinaus und ſehe nach Kalaurea, wo ſie ruhet, hinüber, das iſts.

O daß ja keiner den Kahn mir leihe, daß ja ſich keiner erbarme und mir ſein Ruder biete und mir hinüberhelfe zu ihr!

Daß ja das gute Meer nicht ruhig bleibe, damit ich nicht ein Holz mir zimmre und hinüberſchwimme zu ihr.

Aber in die tobende See will ich mich werfen, und ihre Woge bitten, daß ſie an Diotimas Geſtade mich wirft! —

Lieber Bruder! ich tröſte mein Herz mit allerlei Phantaſien, ich reiche mir manchen Schlaftrank; und

es wäre wohl größer, ſich zu befreien auf immer, als ſich zu behelfen mit Palliativen; aber wem gehts nicht ſo? Ich bin denn doch damit zufrieden.

Zufrieden? ach das wäre gut! da wäre ja geholfen, wo kein Gott nicht helfen kann.

Nun! nun! ich habe, was ich konnte, getan! Ich fordre von dem Schickſal meine Seele.

Hyperion an Bellarmin

War ſie nicht mein, ihr Schweſtern des Schickſals, war ſie nicht mein? Die reinen Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unſchuldigen Bäume, die uns belauſchten, und das Tagslicht und den Äther! war ſie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens?

Wo iſt das Weſen, das, wie meines, ſie erkannte? in welchem Spiegel ſammelten ſich, ſo wie in mir, die Strahlen dieſes Lichts? erſchrak ſie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da ſie zuerſt in meiner Freude ſich gewahr ward? Ach! wo iſt das Herz, das ſo, wie meines, ſie erfüllte und von ihr erfüllt war, das ſo einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da iſt.

Wir waren eine Blume nur, und unſre Seelen lebten ineinander, wie die Blume, wenn ſie liebt, und ihre zarten Freuden im verſchloſſnen Kelche verbirgt.

Und doch, doch wurde ſie, wie eine angemaßte Krone, von mir geriſſen und in den Staub gelegt?

Hyperion an Bellarmin

Eh es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an.

Wenn ich ſo, mit allen Huldigungen des Herzens, ſelig überwunden, vor ihr ſtand, und ſchwieg, und all mein Leben ſich hingab in den Strahlen des Auges, das ſie nur ſah, nur ſie umfaßte, und ſie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken, wenn ich oft, begraben in Luſt und Schönheit, bei einem reizenden Geſchäfte ſie belauſchte, und um die leiſeſte Bewegung, wie die Biene um die ſchwanken Zweige, meine Seele ſchweift' und flog, und wenn ſie dann in friedlichen Gedanken gegen mich ſich wandt' und, überraſcht von meiner Freude, meine Freude ſich verbergen mußte, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder ſucht' und fand —

Wenn ſie, wunderbar allwiſſend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Weſens, im Momente, da er begann, noch eh ich ſelbſt ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn ſie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmut, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge ſah, wenn ſie die Ebb' und Flut des Herzens mir behorcht' und ſorgſam trübe Stunden ahnete, indes mein Geiſt zu unenthaltſam, zu verſchwenderiſch im üppigen Geſpräche ſich verzehrte, wenn das liebe Weſen, treuer wie ein Spiegel, jeden Wechſel meiner Wange mir verriet, und oft in freundlichen Bekümmerniſſen über mein unſtet Weſen mich ermahnt und ſtrafte wie ein teures Kind —

Ach! da du einſt, Unſchuldige, an den Fingern die Treppen zähltеſt, von unſrem Berge herab zu deinem Hauſe, da du deine Spaziergänge mir wieſeſt, die Plätze, wo du ſonſt geſeſſen, und mir erzähltеſt, wie die Zeit dir da vergangen, und mir am Ende ſagteſt, es ſei dir jetzt, als wär' ich auch von jeher dageweſen —

Gehörten wir da nicht längſt uns an? —

Hyperion an Bellarmin

Ich baue meinem Herzen ein Grab, damit es ruhen möge; ich ſpinne mich ein, weil überall es Winter iſt; in ſeligen Erinnerungen hüll' ich vor dem Sturme mich ein.

Wir ſaßen einſt mit Notara — ſo hieß der Freund, bei dem ich lebte — und einigen andern, die auch, wie wir, zu den Sonderlingen in Kalaurea gehörten, in Diotimas Garten, unter blühenden Mandelbäumen, und ſprachen unter andrem über die Freundſchaft.

Ich hatte wenig mitgeſprochen, ich hütete mich ſeit einiger Zeit, viel Worte zu machen von Dingen, die das Herz zunächſt angehn, meine Diotima hatte mich ſo einſilbig gemacht. —

„Da Harmodius und Ariſtogiton lebten," rief endlich einer, „da war noch Freundſchaft in der Welt." Das freute mich zu ſehr, als daß ich hätte ſchweigen mögen.

„Man ſollte dir eine Krone flechten um dieſes Wortes willen!" rief ich ihm zu; „haſt du denn wirklich eine Ahnung davon, haſt du ein Gleichnis

für die Freundſchaft des Ariſtogiton und Harmodius? Verzeih mir! Aber beim Äther! man muß Ariſtogiton ſein, um nachzufühlen, wie Ariſtogiton liebte, und die Blitze durfte wohl der Mann nicht fürchten, der geliebt ſein wollte mit Harmodius Liebe, denn es täuſcht mich alles, wenn der furchtbare Jüngling nicht mit Minos Strenge liebte. Wenige ſind in ſolcher Probe beſtanden, und es iſt nicht leichter, eines Halbgotts Freund zu ſein, als an der Götter Tiſche, wie Tantalus, zu ſitzen. Aber es iſt auch nichts Herrlicheres auf Erden, als wenn ein ſtolzes Paar, wie dieſe, ſo ſich untertan iſt.

Das iſt auch meine Hoffnung, meine Luſt in einſamen Stunden, daß ſolche große Töne und größere einſt wiederkehren müſſen in der Symphonie des Weltlaufs. Die Liebe gebar Jahrtauſende voll lebendiger Menſchen; die Freundſchaft wird ſie wiedergebären. Von Kinderharmonie ſind einſt die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geiſter wird der Anfang einer neuen Weltgeſchichte ſein. Von Pflanzenglück begannen die Menſchen und wuchſen auf, und wuchſen, bis ſie reiften, von nun an gärten ſie unaufhörlich fort, von innen und außen, bis jetzt das Menſchengeſchlecht, unendlich aufgelöſt, wie ein Chaos daliegt, daß alle, die noch fühlen, und ſehen, Schwindel ergreift; aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menſchen ſich herauf in den Geiſt; Ideal wird, was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt iſt und verwittert, ein friſcher Gipfel iſt noch hervorgegangen aus ihm, und grünt

im Sonnenglanze, wie einſt der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal iſt, was Natur war. Daran, an dieſem Ideale, dieſer verjüngten Gottheit, erkennen die wenigen ſich und eins ſind ſie, denn es iſt eines in ihnen; und von dieſen, dieſen beginnt das zweite Lebensalter der Welt — ich habe genug geſagt, um klar zu machen, was ich denke."

Da hätteſt du Diotima ſehen ſollen, wie ſie aufſprang und die beiden Hände mir reichte und rief: „Ich hab' es verſtanden, Lieber, ganz verſtanden, ſoviel es ſagt."

Die Liebe gebar die Welt, die Freundſchaft wird ſie wiedergebären.

O dann, ihr künftigen, ihr neuen Dioskuren, dann weilt ein wenig, wenn ihr vorüberkommt, da, wo Hyperion ſchläft, weilt ahnend über des vergeßnen Mannes Aſche, und ſprecht: „Er wäre, wie unſereiner, wär' er jetzt da."

Das hab' ich gehört, mein Bellarmin! das hab' ich erfahren, und gehe nicht willig in den Tod!

Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertrgen, aber ich nicht.

Hyperion an Bellarmin

Frägſt du, wie mir geweſen ſei um dieſe Zeit? Wie einem der alles verloren hat, um alles zu gewinnen.

Oft kam ich freilich von Diotimas Bäumen, wie ein Siegestrunkener, oft mußt' ich eilend weg von ihr, um keinen meiner Gedanken zu verraten; ſo

tobte die Freude in mir, und der Stolz, der allbegeiſternde Glaube, von Diotima geliebt zu ſein.

Dann ſuchte ich die höchſten Berge mir auf und ihre Lüfte, und wie ein Adler, dem der blutende Fittich geheilt iſt, regte mein Geiſt ſich im Freien, und dehnt', als wäre ſie ſein, über die ſichtbare Welt ſich aus; wunderbar! es war mir oft, als läuterten ſich und ſchmelzten die Dinge der Erde, wie Gold, in meinem Feuer zuſammen, und ein Göttliches würde aus ihnen und mir, ſo tobte in mir die Freude; und wie ich die Kinder aufhub und an mein ſchlagendes Herz ſie drückte, wie ich die Pflanzen grüßte und die Bäume! Einen Zauber hätt' ich mir wünſchen mögen, die ſcheuen Hirſche und all die wilden Vögel des Walds, wie ein häuslich Völkchen, um meine freigebigen Hände zu verſammeln, ſo ſelig töricht liebt' ich alles.

Aber nicht lange, ſo war das alles, wie ein Licht, in mir erloſchen, und ſtumm und traurig, wie ein Schatte, ſaß ich da und ſuchte das entſchwundne Leben. Klagen mocht' ich nicht und tröſten mocht' ich mich auch nicht. Die Hoffnung warf ich weg, wie ein Lahmer, dem die Krücke verleidet iſt; des Weinens ſchämt' ich mich; ich ſchämte mich des Daſeins überhaupt. Aber endlich brach denn doch der Stolz in Tränen aus, und das Leiden, das ich gerne verleugnet hätte, wurde mir lieb, und ich legt' es, wie ein Kind, mir an die Bruſt.

Nein, rief mein Herz, nein, meine Diotima! es ſchmerzt nicht. Bewahre du dir deinen Frieden und laß mich meinen Gang gehn. Laß dich in deiner

Ruhe nicht ſtören, holder Stern! wenn unter dir es gärt und trüb iſt.

O laß dir deine Roſe nicht bleichen, ſelige Götterjugend! Laß in den Kümmerniſſen der Erde deine Schöne nicht altern. Das iſt ja meine Freude, ſüßes Leben! daß du in dir den ſorgenfreien Himmel trägſt. Du ſollſt nicht dürftig werden, nein, nein! du ſollſt in dir die Armut der Liebe nicht ſehn.

Und wenn ich dann wieder zu ihr hinabging — ich hätte das Lüftchen fragen mögen und dem Zuge der Wolken es anſehn, wie es mit mir ſein werde in einer Stunde! und wie es mich freute, wenn irgend ein freundlich Geſicht mir auf dem Wege begegnete, und nur nicht gar zu trocken ſein „Schönen Tag!“ mir zurief!

Wenn ein kleines Mädchen aus dem Walde kam und einen Erdbeerſtrauß mir zum Verkaufe reichte, mit einer Miene, als wollte ſie ihn ſchenken, oder wenn ein Bauer, wo ich vorüberging, auf ſeinem Kirſchbaum ſaß und pflückte, und aus den Zweigen herab mir rief, ob ich nicht eine Handvoll koſten möchte; das waren gute Zeichen für das abergläubiſche Herz!

Stand vollends gegen den Weg her, wo ich herabkam, von Diotimas Fenſtern eines offen, wie konnte das ſo wohltun!

Sie hatte vielleicht nicht lange zuvor herausgeſehn.

Und nun ſtand ich vor ihr, atemlos und wankend, und drückte die verſchlungnen Arme gegen mein Herz, ſein Zittern nicht zu fühlen, und wie der Schwimmer aus reißenden Waſſern hervor, rang und ſtrebte mein Geiſt, nicht unterzugehn in der unendlichen Liebe.

„Wovon ſprechen wir doch geſchwind?“ konnt' ich rufen, „man hat oft ſeine Mühe, man kann den Stoff nicht finden, die Gedanken, daran feſtzuhalten.“

„Reißen ſie wieder aus in die Luft?“ erwiderte meine Diotima. „Du mußt ihnen Blei an die Flügel binden, oder ich will ſie an einen Faden knüpfen, wie der Knabe den fliegenden Drachen, daß ſie uns nicht entgehn.“

Das liebe Mädchen ſuchte ſich und mir durch einen Scherz zu helfen, aber es war wenig damit getan.

„Ja! ja!“ rief ich, „wie du willſt, wie du es für gut hältſt — ſoll ich vorleſen? Deine Laute iſt wohl noch geſtimmt von geſtern — vorzuleſen hab' ich auch gerade nichts —“

„Du haſt ſchon mehr als einmal,“ ſagte ſie, „verſprochen, mir zu erzählen, wie du gelebt haſt, ehe wir uns kannten, möchteſt du jetzt nicht?“

„Das iſt wahr,“ erwidert' ich; mein Herz warf ſich gerne auf das, und ich erzählt' ihr nun, wie dir, von Adamas und meinen einſamen Tagen in Smyrna, von Alabanda und wie ich getrennt wurde von ihm, und von der unbegreiflichen Krankheit meines Weſens, eh' ich nach Kalaurea herüberkam — „nun weißt du alles,“ ſagt' ich zu ihr gelaſſen, da ich zu Ende war, „nun wirſt du weniger dich an mir ſtoßen; nun wirſt du ſagen,“ ſetzt' ich lächelnd hinzu: „ſpottet dieſes Vulkans nicht, wenn er hinkt, denn ihn haben zweimal die Götter vom Himmel auf die Erde geworfen.“

„Stille,“ rief ſie mit erſtickter Stimme, und verbarg ihre Tränen ins Tuch, „o ſtille, und ſcherze

über dein Schickſal, über dein Herz nicht! denn ich verſteh' es und beſſer, als du.

„Lieber — lieber Hyperion! Dir iſt wohl ſchwer zu helfen.

„Weißt du denn," fuhr ſie mit erhöhter Stimme fort, „weißt du denn, woran du darbeſt, was dir einzig fehlt, was du, wie Alpheus ſeine Arethuſa, ſuchſt, um was du trauerteſt in all deiner Trauer? Es iſt nicht erſt ſeit Jahren hingeſchieden, man kann ſo genau nicht ſagen, wann es da war, wann es wegging, aber es war, es iſt, in dir iſts! Es iſt eine beſſere Zeit, die ſuchſt du, eine ſchönere Welt. Nur dieſe Welt umarmteſt du in deinen Freunden, du warſt mit ihnen dieſe Welt.

„In Adamas war ſie dir aufgegangen; ſie war auch hingegangen mit ihm. In Alabanda erſchien dir ihr Licht zum zweiten Male, aber brennender und heißer, und darum war es auch wie Mitternacht vor deiner Seele, da er für dich dahin war.

„Sieheſt du nun auch, warum der kleinſte Zweifel über Alabanda zur Verzweiflung werden mußt' in dir? warum du ihn verſtießeſt, weil er nur nicht gar ein Gott war?

„Du wollteſt keine Menſchen, glaube mir, du wollteſt eine Welt. Den Verluſt von allen goldenen Jahrhunderten, ſo wie du ſie, zuſammengedrängt in einen glücklichen Moment, empfandeſt, den Geiſt von allen Geiſtern beſſrer Zeit, die Kraft von allen Kräften der Heroen, die ſollte dir ein Einzelner, ein Menſch erſetzen! — Sieheſt du nun, wie arm, wie reich du biſt? warum du ſo ſtolz ſein mußt und

auch ſo niedergeſchlagen? warum ſo ſchrecklich Freude und Leid dir wechſelt?

„Darum, weil du alles haſt und nichts, weil das Phantom der goldenen Tage, die da kommen ſollen, dein gehört, und doch nicht da iſt, weil du ein Bürger biſt in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ein Gott biſt unter Göttern in den ſchönen Träumen, die am Tage dich beſchleichen, und wenn du aufwachſt, auf neugriechiſchem Boden ſtehſt.

„Zweimal, ſagteſt du? o du wirſt in einem Tage ſiebzigmal vom Himmel auf die Erde geworfen. Soll ich dir es ſagen? Ich fürchte für dich, du hältſt das Schickſal dieſer Zeiten ſchwerlich aus. Du wirſt noch mancherlei verſuchen, wirſt —

„O Gott! und deine letzte Zufluchtsſtätte wird ein Grab ſein.“

„Nein, Diotima,“ rief ich, „nein, beim Himmel, nein! Solange noch eine Melodie mir tönt, ſo ſcheu' ich nicht die Totenſtille der Wildnis unter den Sternen; ſolange die Sonne nur ſcheint und Diotima, ſo gibt es keine Nacht für mich.

„Laß allen Tugenden die Sterbeglocke läuten! ich höre ja dich, dich, deines Herzens Lied, du Liebe! und finde unſterblich Leben, indeſſen alles verliſcht und welkt.“

„O Hyperion,“ rief ſie, „wie ſprichſt du?“

„Ich ſpreche, wie ich muß. Ich kann nicht, kann nicht länger all die Seligkeit und Furcht und Sorge bergen — Diotima! — Ja du weißt es, mußt es wiſſen, haſt längſt es geſehen, daß ich untergehe, wenn du nicht die Hand mir reichſt.“

Sie war betroffen, verwirrt.

„Und an mir," rief ſie, „an mir will ſich Hyperion halten? ja, ich wünſch' es, jetzt zum erſtenmal wünſch' ich, mehr zu ſein, denn nur ein ſterblich Mädchen. Aber ich bin dir, was ich ſein kann."

„O ſo biſt du ja mir alles!" rief ich.

„Alles? böſer Heuchler! und die Menſchheit, die du doch am Ende einzig liebſt?"

„Die Menſchheit?" ſagt' ich; „ich wollte, die Menſchheit machte Diotima zum Loſungswort und malt in ihre Paniere dein Bild, und ſpräche: heute ſoll das Göttliche ſiegen! Engel des Himmels! das müßt' ein Tag ſein!"

„Geh," rief ſie, „geh, und zeige dem Himmel deine Verklärung! mir darf ſie nicht ſo nahe ſein.

„Nicht wahr? du geheſt, lieber Hyperion?"

Ich gehorchte. Wer hätte da nicht gehorcht? Ich ging. So war ich noch niemals von ihr gegangen. O Bellarmin! das war Freude, Stille des Lebens, Götterruhe, himmliſche, wunderbare, unverkennbare Freude.

Worte ſind hier umſonſt, und wer nach einem Gleichnis von ihr fragt, der hat ſie nie erfahren. Das einzige, was eine ſolche Freude auszudrücken vermochte, war Diotimas Geſang, wenn er, in goldner Mitte, zwiſchen Höhe und Tiefe ſchwebte.

O ihr Uferweiden des Lethe! ihr abendrötlichen Pfade in Elyſiums Wäldern! ihr Lilien an den Bächen des Tals! ihr Roſenkränze des Hügels! Ich glaub' an euch, in dieſer freundlichen Stunde, und

ſpreche zu meinem Herzen: Dort findeſt du ſie wieder, und alle Freude, die du verlorſt.

Hyperion an Bellarmin

Ich will dir immer mehr von meiner Seligkeit erzählen.

Ich will die Bruſt an den Freuden der Vergangenheit verſuchen, bis ſie wie Stahl wird, ich will mich üben an ihnen, bis ich unüberwindlich bin.

Ha! fallen ſie doch, wie ein Schwertſchlag, oft mir auf die Seele, aber ich ſpiele mit dem Schwerte, bis ich es gewohnt bin, ich halte die Hand ins Feuer, bis ich es vertrage, wie Waſſer.

Ich will nicht zagen; ja! ich will ſtark ſein! ich will mir nichts verhehlen, will von allen Seligkeiten mir die ſeligſte aus dem Grabe beſchwören.

Es iſt unglaublich, daß der Menſch ſich vor dem Schönſten fürchten ſoll; aber es iſt ſo.

O bin ich doch hundertmal vor dieſen Augenblicken, dieſer tötenden Wonne meiner Erinnerungen geflohen und habe mein Auge hinweggewandt, wie ein Kind vor Blitzen! und dennoch wächſt im üppigen Garten der Welt nichts Lieblichers, wie meine Freuden, dennoch gedeiht im Himmel und auf Erden nichts Edleres, wie meine Freuden.

Aber nur dir, mein Bellarmin, nur einer reinen freien Seele, wie die deine iſt, erzähl' ichs. So freigebig, wie die Sonne mit ihren Strahlen, will ich nicht ſein; meine Perlen will ich vor die alberne Menge nicht werfen.

Ich kannte, ſeit dem letzten Seelengeſpräche, mit

jedem Tage mich weniger. Ich fühlt', es war ein heilig Geheimnis zwiſchen mir und Diotima.

Ich ſtaunte, träumte. Als wär' um Mitternacht ein ſeliger Geiſt mir erſchienen und hätte mich erkoren, mit ihm umzugehn, ſo war es mir in der Seele.

O es iſt ein ſeltſames Gemiſche von Seligkeit und Schwermut, wenn es ſo ſich offenbart, daß wir auf immer heraus ſind aus dem gewöhnlichen Daſein.

Es war mir ſeitdem nimmer gelungen, Diotima allein zu ſehn. Immer mußt' ein dritter uns ſtören, trennen, und die Welt lag zwiſchen ihr und mir, wie eine unendliche Leere. Sechs todesbange Tage gingen ſo vorüber, ohne daß ich etwas wußte von Diotima. Es war, als lähmten die andern, die um uns waren, mir die Sinne, als töteten ſie mein ganzes äußeres Leben, damit auf keinem Wege die verſchloſſene Seele ſich hinüberhelfen möchte zu ihr.

Wollt' ich mit dem Auge ſie ſuchen, ſo wurd' es Nacht vor mir, wollt' ich mich mit einem Wörtchen an ſie wenden, ſo erſtickt' es in der Kehle.

Ach! mir wollte das heilige namenloſe Verlangen oft die Bruſt zerreißen, und die mächtige Liebe zürnt' oft, wie ein gefangener Titan, in mir. So tief, ſo innigſt unverſöhnlich hatte mein Geiſt noch nie ſich gegen die Ketten geſträubt, die das Schickſal ihm ſchmiedet, gegen das eiſerne unerbittliche Geſetz, geſchieden zu ſein, nicht eine Seele zu ſein mit ſeiner liebenswürdigen Hälfte.

Die ſternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es ſtille war, wie in den

Tiefen der Erde, wo geheimnisvoll das Gold wächſt, dann hob das ſchönere Leben meiner Liebe ſich an.

Da übte das Herz ſein Recht, zu dichten, aus. Da ſagt' es mir, wie Hyperions Geiſt im Vorelyſium mit ſeiner holden Diotima geſpielt, eh' er herabgekommen zur Erde, in göttlicher Kindheit bei dem Wohlgetöne des Quells, und unter Zweigen, wie wir die Zweige der Erde ſehn, wenn ſie verſchönert aus dem güldenen Strome blinken.

Und, wie die Vergangenheit, öffnete ſich die Pforte der Zukunft in mir.

Da flogen wir, Diotima und ich, da wanderten wir, wie Schwalben, von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inſeln des Himmels, an des Sirius goldne Küſten, in die Geiſtertale des Arkturs. —

O es iſt doch wohl wünſchenswert, ſo aus einem Kelche mit der Geliebten die Wonne der Welt zu trinken!

Berauſcht vom ſeligen Wiegenliede, das ich mir ſang, ſchlief ich ein, mitten unter den herrlichen Phantomen.

Wie aber am Strahle des Morgenlichts das Leben der Erde ſich wieder entzündete, ſah ich empor und ſuchte die Träume der Nacht. Sie waren, wie die ſchönen Sterne, verſchwunden, und nur die Wonne der Wehmut zeugt' in meiner Seele von ihnen.

Ich trauerte; aber ich glaube, daß man unter den Seligen auch ſo trauert. Sie war die Botin der Freude, dieſe Trauer, ſie war die grauende Dämme-

rung, woran die unzähligen Rosen des Morgenrots sprossen. —

Der glühende Sommertag hatte jetzt alles in die dunkeln Schatten gescheucht. Auch um Diotimas Haus war alles still und leer, und die neidischen Vorhänge standen mir an allen Fenstern im Wege.

Ich lebt' in Gedanken an sie. Wo bist du, dacht' ich, wo findet mein einsamer Geist dich, süßes Mädchen? Siehest du vor dich hin und sinnest? Hast du die Arbeit auf die Seite gelegt und stützest den Arm aufs Knie und auf das Händchen das Haupt und gibst den lieblichen Gedanken dich hin?

Daß ja nichts meine Friedliche störe, wenn sie mit süßen Phantasien ihr Herz erfrischt, daß ja nichts diese Traube betaste und den erquickenden Tau von den zarten Beeren ihr streife!

So träumt' ich. Aber indes die Gedanken zwischen den Wänden des Hauses nach ihr spähten, suchten die Füße sie anderswo, und eh' ich es gewahr ward, ging ich unter den Bogengängen des heiligen Walds, hinter Diotimas Garten, wo ich sie zum ersten Male hatte gesehn. Was war das? Ich war ja indessen so oft mit diesen Bäumen umgegangen, war vertrauter mit ihnen geworden; jetzt ergriff mich eine Gewalt, als trät' ich in Dianens Schatten, um zu sterben vor der gegenwärtigen Gottheit.

Indessen ging ich weiter. Mit jedem Schritte wurd' es wunderbarer in mir. Ich hätte fliegen mögen, so trieb mein Herz mich vorwärts; aber es war, als hätt' ich Blei an den Sohlen. Die Seele war vorausgeeilt, und hatte die irdischen Glieder

verlaſſen. Ich hörte nicht mehr, und vor dem Auge dämmerten und ſchwankten alle Geſtalten. Der Geiſt war ſchon bei Diotima; im Morgenlichte ſpielte der Gipfel des Baums, indes die untern Zweige noch die kalte Dämmerung fühlten.

„Ach! mein Hyperion!“ rief jetzt mir eine Stimme entgegen; ich ſtürzt' hinzu: „Meine Diotima! o meine Diotima!“ weiter hatt' ich kein Wort und keinen Atem, kein Bewußtſein.

Schwinde, ſchwinde, ſterbliches Leben, dürftig Geſchäft, wo der einſame Geiſt die Pfennige, die er geſammelt, hin und her betrachtet und zählt! wir ſind zur Freude der Gottheit alle berufen!

Es iſt hier eine Lücke in meinem Daſein. Ich ſtarb, und wie ich erwachte, lag ich am Herzen des himmliſchen Mädchens.

O Leben der Liebe! wie warſt du an ihr aufgegangen in voller holdſeliger Blüte! wie in leichten Schlummer geſungen von ſeligen Genien, lag das reizende Köpfchen mir auf der Schulter, lächelte ſüßen Frieden, und ſchlug ſein ätheriſch Auge nach mir auf in fröhlichem unerfahrenen Staunen, als blickt' es eben jetzt zum erſtenmal in die Welt.

Lange ſtanden wir ſo in holder ſelbſtvergeſſener Betrachtung, und keines wußte, wie ihm geſchah, bis endlich der Freude zuviel in mir ſich häufte und in Tränen und Lauten des Entzückens auch meine verlorne Sprache wieder begann, und meine ſtille Begeiſterte vollends wieder ins Daſein weckte.

Endlich ſahn wir uns auch wieder um.

„O meine alten freundlichen Bäume!“ rief Dio-

tima, als hätte ſie ſie in langer Zeit nicht geſehn, und das Andenken an ihre vorigen einſamen Tage ſpielt' um ihre Freuden, lieblich, wie die Schatten um den jungfräulichen Schnee, wenn er errötet und glüht in freudigem Abendglanze.

„Engel des Himmels," rief ich, „wer kann dich faſſen? und wer kann ſagen, er habe ganz dich begriffen?"

„Wunderſt du dich," erwiderte ſie, „daß ich ſo ſehr dir gut bin? Lieber! ſtolzer Beſcheidner! Bin ich denn auch von denen, die nicht glauben können an dich, hab' ich denn nicht dich ergründet, hab' ich den Genius nicht in ſeinen Wolken erkannt? Verhülle dich nur und ſieh dich ſelbſt nicht; ich will dich hervorbeſchwören, ich will —

„Aber er iſt ja da, er iſt hervorgegangen, wie ein Stern; er hat die Hülſe durchbrochen und ſteht wie ein Frühling da; wie ein Kriſtallquell aus der düſtern Grotte, iſt er hervorgegangen; das iſt der finſtre Hyperion nicht, das iſt die wilde Trauer nicht mehr — o mein, mein herrlicher Junge!"

Das alles war mir, wie ein Traum. Konnt' ich glauben an dies Wunder der Liebe? konnt' ich? mich hätte die Freude getötet.

„Göttliche!" rief ich, „ſprichſt du mit mir? kannſt du ſo dich verleugnen, ſelige Selbſtgenügſame! kannſt du ſo dich freuen an mir? O ich ſeh' es nun, ich weiß nun, was ich oft geahnet, der Menſch iſt ein Gewand, das oft ein Gott ſich umwirft, ein Kelch, in den der Himmel ſeinen Nektar gießt, um ſeinen Kindern vom Beſten zu koſten zu geben." —

„Ja, ja!“ fiel ſie ſchwärmeriſch lächelnd mir ein, „dein Namensbruder, der herrliche Hyperion des Himmels iſt in dir.“

„Laß mich,“ rief ich, „laß mich dein ſein, laß mich mein vergeſſen, laß alles Leben in mir und allen Geiſt nur dir zufliegen; nur dir, in ſeliger endeloſer Betrachtung! O Diotima! ſo ſtand ich ſonſt auch vor dem dämmernden Götterbilde, das meine Liebe ſich ſchuf, vor dem Idole meiner einſamen Träume; ich nährt' es traulich; mit meinem Leben belebt' ich es, mit den Hoffnungen meines Herzens erfriſcht', erwärmt' ich es, aber es gab mir nichts, als was ich gegeben, und wenn ich verarmt war, ließ es mich arm; und nun! nun hab ich im Arme dich, und fühle den Atem deiner Bruſt, und fühle dein Aug' in meinem Auge, die ſchöne Gegenwart rinnt mir in alle Sinnen herein, und ich halt' es aus, ich habe das Herrlichſte ſo und bebe nicht mehr — ja! ich bin wirklich nicht, der ich ſonſt war, Diotima! ich bin deinesgleichen geworden, und Göttliches ſpielt mit Göttlichem jetzt, wie Kinder unter ſich ſpielen.“ —

„Aber etwas ſtiller mußt du mir werden,“ ſagte ſie.

„Du haſt auch recht, du Liebenswürdige!“ rief ich freudig, „ſonſt erſcheinen mir ja die Grazien nicht; ſonſt ſeh' ich ja im Meere der Schönheit ſeine leiſen lieblichen Bewegungen nicht. O ich will es noch lernen, nichts an dir zu überſehen. Gib mir nur Zeit!“

„Schmeichler!“ rief ſie, „aber für heute ſind wir zu Ende, lieber Schmeichler! die goldne Abendwolke

hat mich gemahnt. O traure nicht! Erhalte dir und mir die reine Freude! Laß ſie nachtönen in dir, bis morgen, und töte ſie nicht durch Mißmut! — die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege. Ihre Wurzel iſt überall, aber ſie ſelbſt gedeihn in heitrer Witterung nur. Leb wohl, Hyperion!"

Sie machte ſich los. Mein ganzes Weſen flammt' in mir auf, wie ſie ſo vor mir hinwegſchwand in ihrer glühenden Schönheit.

„O du!" — rief ich und ſtürzt' ihr nach, und gab meine Seele in ihre Hand in unendlichen Küſſen.

„Gott!" rief ſie, „wie wird das künftig werden!"

Das traf mich. „Verzeih, Himmliſche!" ſagt' ich, „ich gehe. Gute Nacht, Diotima! denke noch mein ein wenig!"

„Das will ich," rief ſie, „gute Nacht!"

Und nun kein Wort mehr, Bellarmin! Es wäre zu viel für mein geduldiges Herz. Ich bin erſchüttert, wie ich fühle. Aber ich will hinausgehn unter die Pflanzen und Bäume und unter ſie hin mich legen und beten, daß die Natur zu ſolcher Ruhe mich bringe.

Hyperion an Bellarmin

Unſere Seelen lebten nun immer freier und ſchöner zuſammen, und alles in und um uns vereinigte ſich zu goldenem Frieden. Es ſchien, als wäre die alte Welt geſtorben und eine neue begönne mit uns, ſo geiſtig und kräftig und liebend und leicht war alles geworden, und wir und alle Weſen ſchwebten, ſelig

vereint, wie ein Chor von tauſend unzertrennlichen Tönen, durch den unendlichen Äther.

Unſre Geſpräche gleiteten weg, wie ein himmelblau Gewäſſer, woraus der Goldſand hin und wieder blinkt, und unſre Stille war, wie die Stille der Berggipfel, wo in herrlich einſamer Höhe, hoch über dem Raume der Gewitter, nur die göttliche Luft noch in den Locken des kühnen Wanderers rauſcht.

Und die wunderbar heilige Trauer, wann die Stunde der Trennung in unſre Begeiſterung tönte, wenn ich oft rief: „Nun ſind wir wieder ſterblich, Diotima!“ und ſie mir ſagte: „Sterblichkeit iſt Schein, iſt, wie die Farben, die vor unſerm Auge zittern, wenn es lange in die Sonne ſieht!“

Ach! und alle die holdſeligen Spiele der Liebe! die Schmeichelreden, die Beſorgniſſe, die Empfindlichkeiten, die Strenge und Nachſicht.

Und die Allwiſſenheit, womit wir uns durchſchauten, und der unendliche Glaube, womit wir uns verherrlichten!

Ja! eine Sonne iſt der Menſch, allſehend, allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, ſo iſt er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.

Ich ſollte ſchweigen, ſollte vergeſſen und ſchweigen.

Aber die reizende Flamme verſucht mich, bis ich mich ganz in ſie ſtürze, und, wie die Fliege, vergehe.

Mitten in all dem ſeligen unverhaltnen Geben und Nehmen fühlt ich einmal, daß Diotima ſtiller wurde und immer ſtiller.

Ich fragt' und flehte; aber das ſchien nur mehr

ſie zu entfernen, endlich flehte ſie, ich möchte nicht mehr fragen, möchte gehn, und wenn ich wiederkäme, von etwas anderm ſprechen. Das gab auch mir ein ſchmerzliches Verſtummen, worein ich ſelbſt mich nicht zu finden wußte.

Mir war, als hätt' ein unbegreiflich plötzlich Schickſal unſrer Liebe den Tod geſchworen, und alles Leben war hin, außer mir und allem.

Ich ſchämte mich freilich des; ich wußte gewiß, das Ungefähr beherrſche Diotimas Herz nicht. Aber wunderbar blieb ſie mir immer, und mein verwöhnter, untröſtlicher Sinn wollt' immer offenbare gegenwärtige Liebe; verſchloßne Schätze waren verlorne Schätze für ihn. Ach! ich hatt' im Glücke die Hoffnung verlernt, ich war noch damals, wie die ungeduldigen Kinder, die um den Apfel am Baume weinen, als wär' er gar nicht da, wenn er ihnen den Mund nicht küßt. Ich hatte keine Ruhe, ich flehte wieder, mit Ungeſtüm und Demut, zärtlich und zürnend, mit ihrer ganzen allmächtigen, beſcheidnen Beredſamkeit rüſtete die Liebe mich aus und nun — o meine Diotima! nun hatt' ich es, das reizende Bekenntnis, nun hab' ich und halt' es, bis auch mich, mit allem, was an mir iſt, in die alte Heimat, in den Schoß der Natur, die Woge der Liebe zurückbringt.

Die Unſchuldige! noch kannte ſie die mächtige Fülle ihres Herzens nicht, und lieblich erſchrocken vor dem Reichtum in ihr, begrub ſie ihn in die Tiefe der Bruſt — und wie ſie nun bekannte, heilige Einfalt, wie ſie mit Tränen bekannte, ſie liebe zu

ſehr, und wie ſie Abſchied nahm von allem, was ſie ſonſt am Herzen gewiegt, o wie ſie rief: „Abtrünnig bin ich geworden von Mai und Sommer und Herbſt und achte des Tages und der Nacht nicht, wie ſonſt, gehöre dem Himmel und der Erde nicht mehr, gehöre nur Einem, Einem, aber die Blüte des Mais und die Flamme des Sommers und die Reife des Herbſts, die Klarheit des Tags und der Ernſt der Nacht, und Erd und Himmel iſt mir in dieſem Einen vereint! ſo lieb' ich!“ — und wie ſie nun in voller Herzensluſt mich betrachtete, wie ſie, in kühner, heiliger Freude, in ihre ſchönen Arme mich nahm und die Stirne mir küßte und den Mund, ha! wie das göttliche Haupt, ſterbend in Wonne, mir am offnen Halſe herabſank, und die ſüßen Lippen an der ſchlagenden Bruſt mir ruhten und der liebliche Atem an die Seele mir ging — o Bellarmin! die Sinne vergehn mir und der Geiſt entflieht.

Ich ſeh, ich ſehe, wie das enden muß. Das Steuer iſt in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert.

Hyperion an Bellarmin

Es gibt große Stunden im Leben. Wir ſchauen an ihnen hinauf, wie an den koloſſaliſchen Geſtalten der Zukunft und des Altertums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und beſtehn wir vor ihnen, ſo werden ſie, wie Schweſtern, und verlaſſen uns nicht.

Wir ſaßen einſt zuſammen auf unſerm Berge, auf

einem Steine der alten Stadt dieſer Inſel, und ſprachen davon, wie hier der Löwe Demoſthenes ſein Ende gefunden, wie er hier mit heiligem ſelbſterwählten Tode aus den macedoniſchen Ketten und Dolchen ſich zur Freiheit geholfen. — „Der herrliche Geiſt ging ſcherzend aus der Welt," rief einer. „Warum nicht?" ſagt' ich; „er hatte nichts mehr hier zu ſuchen; Athen war Alexanders Dirne geworden, und die Welt, wie ein Hirſch, von dem großen Jäger zu Tode gehetzt."

„O Athen!" rief Diotima; „ich habe manchmal getrauert, wenn ich da hinausſah, und aus der blauen Dämmerung mir das Phantom des Olympion aufſtieg!"

„Wie weit iſts hinüber?" fragt' ich.

„Eine Tagereiſe vielleicht," erwiderte Diotima.

„Eine Tagereiſe," rief ich, „und ich war noch nicht drüben? Wir müſſen gleich hinüber zuſammen."

„Recht ſo!" rief Diotima; „wir haben morgen heitere See, und alles ſteht jetzt noch in ſeiner Grüne und Reife."

Man braucht die ewige Sonne und das Leben der unſterblichen Erde zu ſolcher Wallfahrt.

„Alſo morgen!" ſagt' ich, und unſre Freunde ſtimmten mit ein.

Wir fuhren früh, unter dem Geſange des Hahns, aus der Reede. In friſcher Klarheit glänzten wir und die Welt. Goldne ſtille Jugend war in unſern Herzen. Das Leben in uns war, wie das Leben einer neugebornen Inſel des Ozeans, worauf der erſte Frühling beginnt.

Schon lange war unter Diotimas Einfluß mehr Gleichgewicht in meine Seele gekommen; heute fühlt' ich es dreifach rein, und die zerſtreuten, ſchwärmenden Kräfte waren all in eine goldne Mitte verſammelt.

Wir ſprachen untereinander von der Trefflichkeit des alten Athenervolks, woher ſie komme, worin ſie beſtehe.

Einer ſagte, das Klima hat es gemacht; der andre: die Kunſt und Philoſophie; der dritte: Religion und Staatsform.

„Atheniſche Kunſt und Religion, und Philoſophie und Staatsform," ſagt' ich, „ſind Blüten und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Urſache.

„Wer aber mir ſagt, das Klima habe dies alles gebildet, der denke, daß auch wir darin noch leben.

„Ungeſtörter in jedem Betracht, von gewaltſamen Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer ſchwächt ſie, kein Kriegsglück berauſcht ſie, kein fremder Götterdienſt betäubt ſie, keine eilfertige Weisheit treibt ſie zu unzeitiger Reife. Sich ſelber überlaſſen, wie der werdende Diamant, iſt ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Piſiſtratus und Hipparch. Nur wenig Anteil nahmen ſie am trojaniſchen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meiſten griechiſchen Völker zu früh erhitzt' und belebte. — Kein außerordentlich Schickſal erzeugt den Menſchen. Groß und koloſſaliſch ſind die Söhne einer ſolchen Mutter, aber ſchöne Weſen, oder, was

dasſelbe iſt, Menſchen werden ſie nie, oder ſpät erſt, wenn die Kontraſte ſich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

„In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Athenienſern voraus, und hätte ſich eben deswegen auch früher zerſtreut und aufgelöſt, wär' Lykurg nicht gekommen, und hätte mit ſeiner Zucht die übermütige Natur zuſammengehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkauft durch Fleiß und ſelbſtbewußtes Streben, und ſoviel man in gewiſſem Sinne von der Einfalt der Spartaner ſprechen kann, ſo war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu frühe die Ordnung des Inſtinkts, ſie ſchlugen zu früh aus der Art, und ſo mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunſt beginnt zu früh, wo die Natur des Menſchen noch nicht reif geworden iſt. Vollendete Natur muß in dem Menſchenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

„Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird ſchwerlich ein vollkommener Mann. —

„Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das Ihre getan, hat ihnen nicht Armut und nicht Überfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels ſind nicht, wie ein Feuerregen, auf ſie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauſchte ſie nicht mit Liebkoſungen und übergütigen

Gaben, wie ſonſt wohl hie und da die törige Mutter tut.

„Hiezu kam die wundergroße Tat des Theſeus, die freiwillige Beſchränkung ſeiner eignen königlichen Gewalt.

„O! ſolch ein Samenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ozean von goldnen Ähren erzeugen, und ſichtbar wirkt und wuchert es ſpät noch unter den Athenern.

„Alſo noch einmal! daß die Athener ſo frei von gewaltſamem Einfluß aller Art, ſo recht bei mittelmäßiger Koſt aufwuchſen, das hat ſie ſo vortrefflich gemacht, und dies nur konnt' es!

„Laßt von der Wiege an den Menſchen ungeſtört! treibt aus der engvereinten Knoſpe ſeines Weſens, treibt aus dem Hüttchen ſeiner Kindheit ihn nicht heraus! tut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und ſo von ihm euch unterſcheide, tut nicht zu viel, daß er eure oder ſeine Gewalt nicht fühle, und ſo von ihm euch unterſcheide, kurz, laßt den Menſchen ſpät erſt wiſſen, daß es Menſchen, daß es irgend etwas außer ihm gibt; denn ſo nur wird er Menſch. Der Menſch iſt aber ein Gott, ſobald er Menſch iſt. Und iſt er ein Gott, ſo iſt er ſchön."

„Sonderbar!" rief einer von den Freunden.

„Du haſt noch nie ſo tief aus meiner Seele geſprochen," rief Diotima.

„Ich hab' es von dir," erwidert' ich.

„So war der Athener ein Menſch," fuhr ich fort, „ſo muß er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, ſchön an Leib und Seele, wie man zu ſagen pflegt.

„Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn im Anfang war der Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich spreche Mysterien, aber sie sind. —

„Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

„Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so wars bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr' Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Tun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeschlagen ist.

„Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die echten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenem Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

„Mängel und Mißtritte gibt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den

Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Das ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Ägyptier und Goten, das ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andre zu den Extremen des Übersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

„Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! —

„Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nötige Sinn für Freiheit.

„Der Ägyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkür, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Ägyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesetzlichen zu hängen.

„Der Athener kann die Willkür nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört sein, er kann Gesetzlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt sein, und tut auch recht daran."

„Gut!" unterbrach mich einer, „das begreif' ich, aber wie dies dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk sein soll, das seh' ich nicht."

„Sie wären sogar," sagt' ich, „ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen!"

„Was hat die Philoſophie,“ erwidert' er, „was hat die kalte Erhabenheit dieſer Wiſſenſchaft mit Dichtung zu tun?“

„Die Dichtung,“ ſagt' ich, meiner Sache gewiß, „iſt der Anfang und das Ende dieſer Wiſſenſchaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entſpringt ſie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seins. Und ſo läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnisvollen Quelle der Dichtung zuſammen.“

„Das iſt ein paradoxer Menſch,“ rief Diotima, „jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr ſchweift mir aus. Von Athen iſt die Rede.“

„Der Menſch,“ begann ich wieder, „der nicht wenigſtens im Leben einmal volle lautre Schönheit in ſich fühlte, wenn in ihm die Kräfte ſeines Weſens, wie die Farben am Irisbogen, ineinander ſpielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeiſterung alles innigſt übereinſtimmt, der Menſch wird nicht einmal ein philoſophiſcher Zweifler werden, ſein Geiſt iſt nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geſchweige zum Aufbaun. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerſpruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangelloſen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trockne Brot, das menſchliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verſchmähet er nur darum, weil er insgeheim am Göttertiſche ſchwelgt.“

„Schwärmer!“ rief Diotima, „darum warſt auch du ein Zweifler. Aber die Athener!“

„Ich bin ganz nach ihnen,“ ſagt' ich. „Das große

Wort, das ἓν διαφέρον ἑαυτῷ (das eine in ſich ſelber Unterſchiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es iſt das Weſen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philoſophie.

„Nun konnte man beſtimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

„Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menſchen, war da im Leben und Geiſte, das Unendlicheinige war.

„Man konnt' es auseinander ſetzen, zerteilen im Geiſte, konnte das Geteilte neu zuſammendenken, konnte ſo das Weſen des Höchſten und Beſten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Geſetze geben in des Geiſtes mannigfaltigen Gebieten.

„Seht ihr nun, warum beſonders die Athener auch ein philoſophiſch Volk ſein mußten?

„Das konnte der Ägyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in dieſem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er ſich regt, iſt von Natur auch in ſich ſelbſt ſo einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigſtens ſo leicht nicht wie ein Grieche.

„Wie ein prächtiger Deſpot, wirft ſeine Bewohner der orientaliſche Himmelsſtrich mit ſeiner Macht und ſeinem Glanze zu Boden, und, ehe der Menſch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er ſprechen gelernt hat, muß er beten; ehe ſein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es ſich neigen, und ehe der Geiſt noch ſtark genug iſt, Blumen und Früchte zu tragen,

ziehet Schickſal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Ägyptier iſt hingegeben, eh' er ein Ganzes iſt, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchſte, was er nennt, iſt eine verſchleierte Macht, ein ſchauerhaft Rätſel; die ſtumme finſtre Iſis iſt ſein Erſtes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus iſt nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabenſten Nichts wird Nichts geboren.

„Der Norden treibt hingegen ſeine Zöglinge zu früh in ſich hinein, und wenn der Geiſt des feurigen Ägyptiers zu reiſeluſtig in die Welt hinauseilt, ſchickt im Norden ſich der Geiſt zur Rückkehr in ſich ſelbſt an, ehe er nur reiſefertig iſt.

„Man muß im Norden ſchon verſtändig ſein, noch eh' ein reif' Gefühl in einem iſt, man mißt ſich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr ſchönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum ſelbſtbewußten Geiſte werden, ehe man Menſch, zum klugen Manne, ehe man Kind iſt; die Einigkeit des ganzen Menſchen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, ehe er ſich bildet und entwickelt. Der bloße Verſtand, die bloße Vernunft ſind immer die Könige des Nordens.

„Aber aus bloßem Verſtand iſt nie Verſtändiges, aus bloßer Vernunft iſt nie Vernünftiges gekommen.

„Verſtand iſt ohne Geiſtesſchönheit, wie ein dienſtbarer Geſelle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet iſt, und die gezimmerten Pfähle aneinander nagelt, für den Garten, den der Meiſter bauen will. Des Verſtandes ganzes

Geſchäft iſt Notwerk. Vor dem Unſinn, vor dem Unrecht ſchützt er uns, indem er ordnet; aber ſicher zu ſein vor Unſinn und vor Unrecht iſt doch nicht die höchſte Stufe menſchlicher Vortrefflichkeit.

„Vernunft iſt ohne Geiſtes-, ohne Herzensſchönheit wie ein Treiber, den der Herr des Hauſes über die Knechte geſetzt hat; der weiß ſo wenig, als die Knechte, was aus all der unendlichen Arbeit werden ſoll, und ruft nur: ‚Tummelt euch,‘ und ſiehet es faſt ungern, wenn es vor ſich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und ſeine Rolle wäre geſpielt.

„Aus bloßem Verſtande kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn nur die beſchränkte Erkenntnis des Vorhandnen.

„Aus bloßer Vernunft kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortſchritts in Vereinigung und Unterſcheidung eines möglichen Stoffs.

„Leuchtet aber das göttliche ἓν διαφέρον ἑαυτῳ, das Ideal der Schönheit der ſtrebenden Vernunft, ſo fordert ſie nicht blind, und weiß warum, wozu ſie fordert.

„Scheint, wie der Maitag in des Künſtlers Werkſtatt, dem Verſtande die Sonne des Schönen zu ſeinem Geſchäfte, ſo ſchwärmt er zwar nicht hinaus und läßt ſein Notwerk ſtehn, doch denkt er gern des Feſttags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.“

So weit war ich, als wir landeten an der Küſte von Attika.

Das alte Athen lag jetzt zu sehr uns im Sinne, als daß wir hätten viel in der Ordnung sprechen mögen, und ich wunderte mich jetzt selber über die Art meiner Äußerungen. „Wie bin ich doch," rief ich, „auf die trocknen Berggipfel geraten, worauf ihr mich saht?"

„Es ist immer so," erwiderte Diotima, „wenn uns recht wohl ist. Die üppige Kraft sucht eine Arbeit. Die jungen Lämmer stoßen sich die Stirnen aneinander, wenn sie von der Mutter Milch gesättiget sind."

Wir gingen jetzt am Lykabettus hinauf, und blieben, trotz der Eile, zuweilen stehen, in Gedanken und wunderbaren Erwartungen.

Es ist schön, daß es dem Menschen so schwer wird, sich vom Tode dessen, was er liebt, zu überzeugen, und es ist wohl keiner noch zu seines Freundes Grabe gegangen, ohne die leise Hoffnung, da dem Freunde wirklich zu begegnen. Mich ergriff das schöne Phantom des alten Athens, wie einer Mutter Gestalt, die aus dem Totenreiche zurückkehrt.

„O Parthenon!" rief ich, „Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Neptun, wie ein bezwungener Löwe, und wie Kinder sind die andern Tempel um dich versammelt, und die beredte Agora und der Hain des Akademus —"

„Kannst du so dich in die alte Zeit versetzen," sagte Diotima.

„Mahne mich nicht an die Zeit!" erwidert' ich; „es war ein göttlich Leben und der Mensch war da der Mittelpunkt der Natur. Der Frühling, als er

um Athen her blühte, war er wie eine beſcheidne Blume an der Jungfrau Buſen; die Sonne ging ſchamrot auf über den Herrlichkeiten der Erde.

„Die Marmorfelſen des Hymettus und Pentele ſprangen hervor aus ihrer ſchlummernden Wiege, wie Kinder aus der Mutter Schoß, und gewannen Form und Leben unter den zärtlichen Athener-Händen.

„Honig reichte die Natur und die ſchönſten Veilchen und Myrten und Oliven.

„Die Natur war Prieſterin und der Menſch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Geſtalt und jeder Ton von ihr nur ein begeiſtertes Echo des Herrlichen, dem ſie gehörte.

„Ihn feiert', ihm nur opferte ſie.

„Er war es auch wert, er mochte liebend in der heiligen Werkſtatt ſitzen und dem Götterbilde, das er gemacht, die Kniee umfaſſen, oder auf dem Vorgebirge, auf Suniums grüner Spitze, unter den horchenden Schülern gelagert, ſich die Zeit verkürzen mit hohen Gedanken, oder er mocht' im Stadium laufen, oder vom Rednerſtuhle, wie der Gewittergott, Regen und Sonnenſchein und Blitze ſenden und goldene Wolken —"

„O ſiehe!" rief jetzt Diotima mir plötzlich zu.

Ich ſah, und hätte vergehen mögen vor dem allmächtigen Anblick.

Wie ein unermeßlicher Schiffbruch, wenn die Orkane verſtummt ſind, und die Schiffer entflohn, und der Leichnam der zerſchmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, ſo lag vor uns Athen, und die verwaiſten Säulen ſtanden vor uns, wie die nack-

ten Stämme eines Walds, der am Abend noch grünte, und des Nachts drauf in Feuer aufging.

„Hier," ſagte Diotima, „lernt man ſtille ſein über ſein eigen Schickſal, es ſeie gut oder böſe."

„Hier lernt man ſtille ſein über alles," fuhr ich fort. „Hätten die Schnitter, die dies Kornfeld gemäht, ihre Scheunen mit ſeinen Halmen bereichert, ſo wäre nichts verloren gegangen, und ich wollte mich begnügen, hier als Ährenleſer zu ſtehn; aber wer gewann denn?"

„Ganz Europa," erwidert' einer von den Freunden.

„O, ja!" rief ich, „ſie haben die Säulen und Statuen weggeſchleift und aneinander verkauft, haben die edlen Geſtalten nicht wenig geſchätzt, der Seltenheit wegen, wie man Papageien und Affen ſchätzt."

„Sage das nicht!" erwidert' derſelbe; „und mangelt auch wirklich ihnen der Geiſt von all dem Schönen, ſo wär' es, weil der nicht weggetragen werden konnte und nicht gekauft."

„Jawohl!" rief ich. „Dieſer Geiſt war auch untergegangen, noch ehe die Zerſtörer über Attika kamen. Erſt, wenn die Häuſer und Tempel ausgeſtorben, wagen ſich die wilden Tiere in die Tore und Gaſſen."

„Wer jenen Geiſt hat," ſagte Diotima tröſtend, „dem ſtehet Athen noch, wie ein blühender Fruchtbaum. Der Künſtler ergänzt den Torſo ſich leicht."

Wir gingen des andern Tages früh aus, ſahen die Ruinen des Parthenon, die Stelle des alten Bachustheaters, den Theſeustempel, die ſechzehn Säulen, die noch übrig ſtehn vom göttlichen Olym-

pion; am meiſten aber ergriff mich das alte Tor, wodurch man ehmals aus der alten Stadt zur neuen herauskam, wo gewiß einſt tauſend ſchöne Menſchen an einem Tage ſich grüßten. Jetzt kommt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieſes Tor, und ſtumm und öde ſtehet es da, wie ein vertrockneter Brunnen, aus deſſen Röhren einſt mit freundlichem Geplätſcher das klare friſche Waſſer ſprang.

„Ach!“ ſagt' ich, indes wir ſo herumgingen, „es iſt wohl ein prächtiges Spiel des Schickſals, daß es hier die Tempel niederſtürzt und ihre zertrümmerten Steine den Kindern herumzuwerfen gibt, daß es die zerſtümmelten Götter zu Bänken vor der Bauernhütte und die Grabmäler hier zur Ruheſtätte des weidenden Stiers macht, und eine ſolche Verſchwendung iſt königlicher, als der Mutwille der Kleopatra, da ſie die geſchmolzenen Perlen trank; aber es iſt doch ſchade um all die Größe und Schönheit!“

„Guter Hyperion!“ rief Diotima, „es iſt Zeit, daß du weggehſt; du biſt blaß und dein Auge iſt müde, und du ſuchſt dir umſonſt mit Einfällen zu helfen. Komm hinaus! ins Grüne! unter die Farben des Lebens! das wird dir wohl tun.“

Wir gingen hinaus in die nahegelegenen Gärten.

Die andern waren auf dem Wege mit zwei britiſchen Gelehrten, die unter den Altertümern in Athen ihre Ernte hielten, ins Geſpräch geraten und nicht von der Stelle zu bringen. Ich ließ ſie gerne.

Mein ganzes Weſen richtete ſich auf, da ich einmal wieder mit Diotima allein mich ſah; ſie hatte einen herrlichen Kampf beſtanden mit dem heiligen

Chaos von Athen. Wie das Saitenſpiel der himmliſchen Muſe über den uneinigen Elementen, herrſchten Diotimas ſtille Gedanken über den Trümmern. Wie der Mond aus zartem Gewölke hob ſich ihr Geiſt aus ſchönem Leiden empor; das himmliſche Mädchen ſtand in ſeiner Wehmut da, wie die Blume, die in der Nacht am lieblichſten duftet.

Wir gingen weiter und weiter, und waren am Ende nicht umſonſt gegangen.

O ihr Haine von Angele, wo der Ölbaum und die Zypreſſe, umeinander flüſternd, mit freundlichen Schatten ſich kühlen, wo die goldne Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die ſchwellende Traube mutwillig über den Zaun wächſt, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Findling, im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfade! ihr friedlichen Sitze, wo das Bild des Myrtenſtrauchs aus der Quelle lächelt! euch werd' ich nimmer vergeſſen.

Diotima und ich gingen eine Weile unter den herrlichen Bäumen umher, bis eine große heitere Stelle ſich uns darbot.

Hier ſetzten wir uns. Es war eine ſelige Stille unter uns. Mein Geiſt umſchwebte die göttliche Geſtalt des Mädchens, wie eine Blume der Schmetterling, und all mein Weſen erleichterte, vereinte ſich in der Freude der begeiſternden Betrachtung.

„Biſt du ſchon wieder getröſtet, Leichtſinniger?“ ſagte Diotima.

„Ja! ja! ich bins,“ erwidert' ich. „Was ich verloren wähnte, hab' ich, wonach ich ſchmachtete, als

wär' es aus der Welt verſchwunden, das iſt vor mir. Nein, Diotima! noch iſt die Quelle der ewigen Schönheit nicht verſiegt.

„Ich habe dirs ſchon einmal geſagt, ich brauche die Götter und die Menſchen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel iſt ausgeſtorben, entvölkert, und die Erde, die einſt überfloß von ſchönem, menſchlichen Leben, iſt faſt wie ein Ameiſenhaufe geworden. Aber noch gibt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menſchen der Erde vergeß' ich in dir.

„Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner ſeligen Inſel."

„Es gibt eine Zeit der Liebe," ſagte Diotima mit freundlichem Ernſte, „wie es eine Zeit gibt, in der glücklichen Wiege zu leben. Aber das Leben ſelber treibt uns heraus.

„Hyperion!" — hier ergriff ſie meine Hand mit Feuer, und ihre Stimme erhub mit Größe ſich — „Hyperion! mich deucht, du biſt zu höhern Dingen geboren. Verkenne dich nicht! der Mangel am Stoffe hielt dich zurück. Es ging nicht ſchnell genug. Das ſchlug dich nieder. Wie die jungen Fechter, fielſt du zu raſch aus, ehe noch dein Ziel gewiß und deine Fauſt gewandt war, und weil du, wie natürlich, mehr getroffen wurdeſt, als du trafſt, ſo wurdeſt du ſcheu und zweifelteſt an dir und allem; denn du biſt ſo empfindlich, als du heftig biſt. Aber dadurch iſt nichts verloren. Wäre dein Gemüt und deine Tätigkeit ſo frühe reif geworden, ſo wäre dein Geiſt

nicht, was er iſt; du wärſt der denkende Menſch nicht, wärſt du nicht der leidende, der gärende Menſch geweſen. Glaube mir, du hätteſt nie das Gleichgewicht der ſchönen Menſchheit ſo rein erkannt, hätteſt du es nicht ſo ſehr verloren gehabt. Dein Herz hat endlich Frieden gefunden. Ich will es glauben. Ich verſteh' es. Aber denkſt du wirklich, daß du nun am Ende ſeiſt? Willſt du dich verſchließen in den Himmel deiner Liebe, und die Welt, die deiner bedurfte, verdorren und erkalten laſſen unter dir? Du mußt, wie der Lichtſtrahl, herab, wie der all erfriſchende Regen, mußt du nieder ins Land der Sterblichkeit, du mußt erleuchten, wie Apoll, erſchüttern, beleben, wie Jupiter, ſonſt biſt du deines Himmels nicht wert. Ich bitte dich, geh nach Athen hinein, noch einmal, und ſiehe die Menſchen auch an, die dort herumgehn unter den Trümmern, die rohen Albaner und die andern guten, kindiſchen Griechen, die mit einem luſtigen Tanze und einem heiligen Märchen ſich tröſten über die ſchmähliche Gewalt, die über ihnen laſtet — kannſt du ſagen, ich ſchäme mich dieſes Stoffs? Ich meine, er wäre doch noch bildſam. Kannſt du dein Herz abwenden von dem Bedürftigen? Sie ſind nicht ſchlimm, ſie haben dir nichts zuleide getan!"

„Was kann ich für ſie tun," rief ich.

„Gib ihnen, was du in dir haſt," erwiderte Diotima, „gib —"

„Kein Wort, kein Wort mehr, große Seele!" rief ich, „du beugſt mich ſonſt, es iſt ja ſonſt, als hätteſt du mit Gewalt mich dazu gebracht —

„Sie werden nicht glücklicher ſein, aber edler: nein! ſie werden auch glücklicher ſein. Sie müſſen heraus, ſie müſſen hervorgehn, wie die jungen Berge aus der Meersflut, wenn ihr unterirdiſches Feuer ſie treibt.

„Zwar ſteh ich allein und trete ruhmlos unter ſie. Doch einer, der ein Menſch iſt, kann er nicht mehr, denn Hunderte, die nur Teile ſind des Menſchen?

„Heilige Natur! du biſt dieſelbe in und außer mir. Es muß ſo ſchwer nicht ſein, was außer mir iſt, zu vereinen mit dem Göttlichen in mir. Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich, warum ſollte denn ich nicht pflanzen können und baun, was not iſt?

„Was? der arabiſche Kaufmann ſäete ſeinen Koran aus, und es wuchs ein Volk von Schülern, wie ein unendlicher Wald, ihm auf, und der Acker ſollte nicht auch gedeihn, wo die alte Wahrheit wiederkehrt in neu lebendiger Jugend?

„Es werde von Grund aus anders! Aus der Wurzel der Menſchheit ſproſſe die neue Welt! Eine neue Gottheit waltet über ihnen, eine neue Zukunft kläre vor ihnen ſich auf.

„In der Werkſtatt, in den Häuſern, in den Verſammlungen, in den Tempeln, überall werd' es anders!

„Aber ich muß noch ausgehn, zu lernen. Ich bin ein Künſtler, aber ich bin nicht geſchickt. Ich bilde im Geiſte, aber ich weiß noch die Hand nicht zu führen —"

„Du geheſt nach Italien," ſagte Diotima, „nach Deutſchland, Frankreich — wie viel Jahre brauchſt

du? drei — vier — ich denke drei ſind genug; du biſt ja keiner von den Langſamen, und ſuchſt das Größte und das Schönſte nur —"

„Und dann?"

„Du wirſt Erzieher unſers Volks, du wirſt ein großer Menſch ſein, hoff' ich. Und wenn ich dann dich ſo umfaſſe, da werd' ich träumen, als wär' ich ein Teil des herrlichen Manns, da werd' ich frohlocken, als hättſt du mir die Hälfte deiner Unſterblichkeit, wie Pollux dem Kaſtor, geſchenkt, o! ich werd' ein ſtolzes Mädchen werden, Hyperion!"

Ich ſchwieg eine Weile. Ich war voll unausſprechlicher Freude.

„Gibts denn Zufriedenheit zwiſchen dem Entſchluß und der Tat," begann ich endlich wieder, „gibts eine Ruhe vor dem Siege?"

„Es iſt die Ruhe des Helden," ſagte Diotima, „es gibt Entſchlüſſe, die, wie Götterworte, Gebot und Erfüllung zugleich ſind, und ſo iſt der deine." —

Wir gingen zurück, wie nach der erſten Umarmung. Es war uns alles fremd und neu geworden.

Ich ſtand nun über den Trümmern von Athen, wie der Ackersmann auf dem Brachfeld. Liege nur ruhig, dacht' ich, da wir wieder zu Schiffe gingen, liege nur ruhig, ſchlummerndes Land! Bald grünt das junge Leben aus dir, und wächſt den Segnungen des Himmels entgegen. Bald regnen die Wolken nimmer umſonſt, bald findet die Sonne die alten Zöglinge wieder.

Du frägſt nach Menſchen, Natur? Du klagſt, wie ein Saitenſpiel, worauf des Zufalls Bruder,

der Wind, nur ſpielt, weil der Künſtler, der es ordnete, geſtorben iſt? Sie werden kommen, deine Menſchen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirſt werden, wie ſeine Braut, und der alte Bund der Geiſter wird ſich erneuen mit dir.

Es wird nur eine Schönheit ſein: und Menſchheit und Natur wird ſich vereinen in eine allumfaſſende Gottheit.

Drittes Buch

μη φυναι, τον ἁπαντα νικᾳ λογον. τοδ' ἐπει φανῃ βηναι κειθεν, ὁθεν περ ἡκει, πολυ δευτερον ὡς ταχιστα

Sophokles

Hyperion an Bellarmin

Wir lebten in den letzten ſchönen Momenten des Jahrs, nach unſerer Rückkunft aus dem attiſchen Lande.

Ein Bruder des Frühlings war uns der Herbſt, voll milden Feuers, eine Feſtzeit für die Erinnerung an Leiden und vergangne Freuden der Liebe. Die welkenden Blätter trugen die Farbe des Abendrots, nur die Fichte und der Lorbeer ſtanden in ewigem Grün. In den heitern Lüften zögerten wandernde Vögel, andre ſchwärmten im Weinberg und im Garten, und ernteten fröhlich, was die Menſchen übrig gelaſſen. Und das himmliſche Licht rann lauter vom offenen Himmel, durch alle Zweige lächelte die heilige Sonne, die gütige, die ich niemals nenne ohne Freude

und Dank, die oft in tiefem Leide mit einem Blicke mich geheilt, und von dem Unmut und den Sorgen meine Seele gereinigt.

Wir besuchten noch all unsere liebsten Pfade, Diotima und ich; entschwundne selige Stunden begegneten uns überall.

Wir erinnerten uns des vergangenen Mais; wir hätten die Erde noch nie so gesehen, wie damals, meinten wir, sie wäre verwandelt gewesen, eine silberne Wolke von Blüten, eine freudige Lebensflamme, entledigt alles gröberen Stoffs.

„Ach! es war alles so voll Lust und Hoffnung," rief Diotima, „so voll unaufhörlichen Wachstums und doch auch so mühelos, so selig ruhig, wie ein Kind, das vor sich hin spielt, und nicht weiter denkt."

„Daran," rief ich, „erkenn' ich sie, die Seele der Natur, an diesem stillen Feuer, an diesem Zögern in ihrer mächtigen Eile."

„Und es ist den Glücklichen so lieb, dies Zögern," rief Diotima; „weißt du? wir standen einmal des Abends zusammen auf der Brücke nach starkem Gewitter, und das rote Berggewässer schoß, wie ein Pfeil, unter uns weg, aber daneben grünt in Ruhe der Wald, und die hellen Buchenblätter regten sich kaum. Da tat es uns so wohl, daß uns das seelenvolle Grün nicht auch so wegflog, wie der Bach, und der schöne Frühling uns so stillhielt, wie ein zahmer Vogel; aber nun ist er dennoch über die Berge."

Wir lächelten über dem Worte, wiewohl das Trauern uns näher war.

So ſollt' auch unſre eigne Seligkeit dahingehn, und wir ſahens voraus.

O Bellarmin! wer darf denn ſagen, er ſtehe feſt, wenn auch das Schöne ſeinem Schickſal ſo entgegenreift, wenn auch das Göttliche ſich demütigen muß, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen teilen!

Hyperion an Bellarmin

Ich hatte mit dem holden Mädchen noch vor ihrem Hauſe gezögert, bis das Licht der Nacht in die ruhige Dämmerung ſchien, nun kam ich in Notaras Wohnung zurück, gedankenvoll, voll überwallenden, heroiſchen Lebens, wie immer, wenn ich aus ihren Umarmungen ging. Es war ein Brief von Alabanda gekommen.

„Es regt ſich, Hyperion," ſchrieb er mir, „Rußland hat der Pforte den Krieg erklärt; man kommt mit einer Flotte in den Archipelagus; die Griechen ſollen frei ſein, wenn ſie mit aufſtehn, den Sultan an den Euphrat zu treiben. Die Griechen werden das Ihre tun, die Griechen werden frei ſein, und mir iſt herzlich wohl, daß es einmal wieder etwas zu tun gibt. Ich mochte den Tag nicht ſehn, ſolang es noch ſo weit nicht war.

„Biſt du noch der Alte, ſo komm! Du findeſt mich in dem Dorfe vor Koron, wenn du den Weg von Miſitra kömmſt. Ich wohne am Hügel, in dem weißen Landhauſe am Walde.

„Die Menſchen, die du in Smyrna bei mir kennen lernteſt, hab' ich verlaſſen. Du hatteſt recht mit dei-

nem feinern Sinne, daß du in ihre Sphäre nicht trateſt.

„Mich verlangt, uns beide in dem neuen Leben wiederzuſehn. Dir war bis jetzt die Welt zu ſchlecht, um ihr dich zu erkennen zu geben. Weil du nicht Knechtsdienſte tun mochteſt, tateſt du nichts, und das Nichtstun machte dich grämlich und träumeriſch.

„Du mochteſt im Sumpfe nicht ſchwimmen. Komm nun, komm, und laß uns baden in offener See.

„Das ſoll uns wohl tun, einzig Geliebter!"

So ſchrieb er. Ich war betroffen im erſten Moment, mir brannte das Geſicht vor Scham, mir kochte das Herz, wie heiße Quellen, und ich konnt' auf keiner Stelle bleiben, ſo ſchmerzt' es mich, überflogen zu ſein von Alabanda, überwunden auf immer. Doch nahm ich nun auch um ſo begieriger die künftige Arbeit ans Herz. —

Ich bin zu müßig geworden, rief ich, zu friedensluſtig, zu himmliſch, zu träg! — Alabanda ſieht in die Welt, wie ein edler Pilot, Alabanda iſt fleißig und ſucht in der Woge nach Beute; und dir ſchlafen die Hände im Schoß? und mit Worten möchteſt du ausreichen, und mit Zauberformeln beſchwörſt du die Welt? Aber deine Worte ſind wie Schneeflocken, unnütz, und machen die Luft nur trüber, und deine Zauberſprüche ſind für die Frommen, aber die Unglaubigen hören dich nicht — Ja! ſanft zu ſein, zu rechter Zeit, das iſt wohl ſchön; doch ſanft zu ſein zur Unzeit, das iſt häßlich, denn es iſt feig! — Aber Harmodius! Deiner Myrte will ich gleichen, deiner Myrte, worin das Schwert ſich verbarg. Ich

will umſonſt nicht müßig gegangen ſein, und mein Schlaf ſoll werden, wie Öl, wenn die Flamme darein kömmt. Ich will nicht zuſehn, wo es gilt, will nicht umhergehn und die Neuigkeit erfragen, wann Alabanda den Lorbeer nimmt.

Hyperion an Bellarmin

Diotimas Erblaſſen, da ſie Alabandas Brief las, ging mir durch die Seele. Drauf fing ſie an, gelaſſen und ernſt, den Schritt mir abzuraten, und wir ſprachen manches hin und wider. „O ihr Gewaltſamen!“ rief ſie endlich, „die ihr ſo ſchnell zum Äußerſten ſeid, denkt an die Nemeſis!“

„Wer Äußerſtes leidet,“ ſagt' ich, „dem iſt das Äußerſte recht.“

„Wenns auch recht iſt,“ ſagte ſie, „du biſt dazu nicht geboren.“

„So ſcheint es,“ ſagt' ich; „ich hab' auch lange genug geſäumt. O ich möchte einen Atlas auf mich laden, um die Schulden meiner Jugend abzutragen. Hab' ich ein Bewußtſein? hab' ich ein Bleiben in mir? O laß mich, Diotima! Hier gerad in ſolcher Arbeit muß ich es erbeuten.“

„Das iſt eitel Übermut!“ rief Diotima; „neulich warſt du beſcheidner, neulich, da du ſagteſt, ich muß noch ausgehn, zu lernen.“

„Liebe Sophiſtin!“ rief ich, „damals war ja auch von ganz was anderm die Rede. In den Olymp des Göttlichſchönen, wo aus ewigjungen Quellen das Wahre mit allem Guten entſpringt, dahin mein Volk zu führen, bin ich noch jetzt nicht geſchickt. Aber ein

Schwert zu brauchen, hab' ich gelernt und mehr bedarf es für jetzt nicht. Der neue Geisterbund kann in der Luft nicht leben, die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freistaat wohnen, und der will Platz auf Erden haben und diesen Platz erobern wir gewiß."

„Du wirst erobern," rief Diotima, „und vergessen, wofür? wirst, wenn es hoch kommt, einen Freistaat dir erzwingen und dann sagen, wofür hab ich gebaut? ach! es wird verzehrt sein, all das schöne Leben, das daselbst sich regen sollte, wird verbraucht sein selbst in dir! Der wilde Kampf wird dich zerreißen, schöne Seele, du wirst altern, seliger Geist! und lebensmüd' am Ende fragen: wo seid ihr nun, ihr Ideale der Jugend?"

„Das ist grausam, Diotima," rief ich, „so ins Herz zu greifen, so an meiner eignen Todesfurcht, an meiner höchsten Lebenslust mich festzuhalten, aber nein! nein! nein! Der Knechtsdienst tötet, aber gerechter Krieg macht jede Seele lebendig. Das gibt dem Golde die Farbe der Sonne, daß man ins Feuer es wirft! Das, das gibt erst dem Menschen seine ganze Jugend, daß er Fesseln zerreißt! Das rettet ihn allein, daß er sich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet! — Altern sollt' ich, Diotima! wenn ich Griechenland befreie? altern, ärmlich werden, ein gemeiner Mensch? O so war er wohl recht schal und leer und gottverlassen, der Athenerjüngling, da er als Siegesbote von Marathon über den Gipfel des Pentele kam und hinabsah in die Täler von Attika!"

„Lieber! Lieber!“ rief Diotima, „ſei doch ſtill! ich ſage dir kein Wort mehr. Du ſollſt gehen, ſollſt gehen, ſtolzer Menſch! Ach! wenn du ſo biſt, hab' ich keine Macht, kein Recht auf dich.“

Sie weinte bitter und ich ſtand, wie ein Verbrecher, vor ihr. „Vergib mir, göttliches Mädchen!“ rief ich, vor ihr niedergeſunken, „o vergib mir, wo ich muß! Ich wähle nicht, ich ſinne nicht. Eine Macht iſt in mir und ich weiß nicht, ob ich es ſelbſt bin, was zu dem Schritte mich treibt.“

„Deine volle Seele gebietet dirs,“ antwortete ſie. „Ihr nicht zu folgen, führt oft zum Untergange, doch, ihr zu folgen, wohl auch. Das beſte iſt, du gehſt, denn es iſt größer. Handle du; ich will es tragen.“

Hyperion an Bellarmin

Diotima war von nun an wunderbar verändert.

Mit Freude hatt' ich geſehn, wie ſeit unſerer Liebe das verſchwiegne Leben aufgegangen war in Blicken und lieblichen Worten und ihre genialiſche Ruhe war mir oft in glänzender Begeiſterung entgegengekommen.

Aber wie ſo fremd wird uns die ſchöne Seele, wenn ſie nach dem erſten Aufblühn, nach dem Morgen ihres Laufs hinauf zur Mittagshöhe muß! Man kannte faſt das ſelige Kind nicht mehr, ſo erhaben und ſo leidend war ſie geworden.

O wie manchmal lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinwegzuweinen im Schmerz um ſie, und ſtand bewundernd auf und

ſelber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge geſtiegen aus der gepreßten Bruſt. Es war ihr zu enge geworden im Buſen voll Wünſchen und Leiden; darum waren die Gedanken des Mädchens ſo herrlich und kühn. Eine neue Größe, eine ſichtbare Gewalt über alles, was fühlen konnte, herrſcht' in ihr. Sie war ein höheres Weſen. Sie gehörte zu den ſterblichen Menſchen nicht mehr.

O meine Diotima, hätte ich damals gedacht, wohin das kommen ſollte?

Hyperion an Bellarmin

Auch der kluge Notara wurde bezaubert von den neuen Entwürfen, verſprach mir eine ſtarke Partei, hoffte bald den Korinthiſchen Iſthmus zu beſetzen und Griechenland hier, wie an der Handhabe, zu faſſen. Aber das Schickſal wollt' es anders und machte ſeine Arbeit unnütz, ehe ſie ans Ziel kam.

Er riet mir, nicht nach Tina zu gehn, gerade den Peloponnes hinab zu reiſen, und durchaus ſo unbemerkt als möglich. Meinem Vater ſollt' ich unterwegs ſchreiben, meint' er; der bedächtige Alte würde leichter einen geſchehenen Schritt verzeihn, als einen ungeſchehenen erlauben. Das war mir nicht recht nach meinem Sinne, aber wir opfern die eignen Gefühle ſo gern, wenn uns ein großes Ziel vor Augen ſteht.

Ich zweifle, fuhr Notara fort, ob du wirſt auf deines Vaters Hilfe in ſolchem Falle rechnen können. Darum geb' ich dir, was nebenbei doch nötig iſt für dich, um einige Zeit in allen Fällen zu leben und

zu wirken. Kannſt du einſt, ſo zahlſt du mir es zurück, wo nicht, ſo war das Meine auch dein. Schäme des Geldes dich nicht, ſetzt' er lächelnd hinzu; auch die Roſſe des Phöbus leben von der Luft nicht allein, wie uns die Dichter erzählen.

Hyperion an Bellarmin

Nun kam der Tag des Abſchieds.

Den Morgen über war ich oben in Notaras Garten geblieben, in der friſchen Winterluft, unter den immergrünen Zypreſſen und Zedern. Ich war gefaßt. Die großen Kräfte der Jugend hielten mich aufrecht und das Leiden, das ich ahnete, trug wie eine Wolke mich höher.

Diotimas Mutter hatte Notara und die andern Freunde und mich gebeten, daß wir noch den letzten Tag bei ihr zuſammen leben möchten. Die Guten hatten ſich alle meiner und Diotimas gefreut, und das Göttliche in unſerer Liebe war an ihnen nicht verloren geblieben. So ſollten ſie nun mein Scheiden auch mit ſegnen.

Ich ging hinab. Ich fand das teure Mädchen am Herde. Es ſchien ihr ein heilig prieſterlich Geſchäft, an dieſem Tage das Haus zu beſorgen. Sie hatte alles zurechtgemacht, alles im Hauſe verſchönert und es durft' ihr niemand dabei helfen. Alle Blumen, die noch übrig waren im Garten, hatte ſie eingeſammelt, Roſen und friſche Trauben hatte ſie in der ſpäten Jahrszeit noch zuſammengebracht.

Sie kannte meinen Fußtritt; da ich heraufkam, trat ſie mir leiſ' entgegen, die weichen Wangen glüh-

ten von der Flamme des Herds und die ernſten groß gewordnen Augen glänzten von Tränen. Sie ſah, wie michs überfiel. „Gehe hinein, mein Lieber,“ ſagte ſie; „die Mutter iſt drinnen und ich folge gleich.“

Ich ging hinein. Da ſaß die edle Frau und ſtreckte mir die ſchöne Hand entgegen — „Kommſt du,“ rief ſie, „kommſt du, mein Sohn! Ich ſollte dir zürnen, du haſt mein Kind mir genommen, haſt alle Vernunft mir ausgeredet, und tuſt, was dich gelüſtet und geheſt davon; aber vergebt es ihm, ihr himmliſchen Mächte! wenn er Unrecht vorhat; und hat er recht, o ſo zögert nicht mit eurer Hilfe dem Lieben!“ Ich wollte reden, aber eben kam Notara mit den übrigen Freunden herein und hinter ihnen Diotima.

Wir ſchwiegen eine Weile. Wir ehrten die trauernde Liebe, die in uns allen war, wir fürchteten uns, ſich ihrer zu überheben in Reden und ſtolzen Gedanken. Endlich nach wenigen flüchtigen Worten bat mich Diotima, einiges von Agis und Kleomenes zu erzählen; ich hätte die großen Seelen oft mit feuriger Achtung genannt und geſagt, ſie wären Halbgötter, ſo gewiß, wie Prometheus, und ihr Kampf mit dem Schickſal von Sparta ſei heroiſcher, als irgend einer in den glänzenden Mythen. Der Genius dieſer Menſchen ſei das Abendrot des griechiſchen Tages, wie Theſeus und Homer die Aurore desſelben.

Ich erzählte und am Ende fühlten wir uns alle ſtärker und höher.

„Glücklich,“ rief einer von den Freunden, „wem

ſein Leben wechſelt zwiſchen Herzensfreude und friſchem Kampf.“

„Ja!“ rief ein anderer, „das iſt ewige Jugend, daß immer Kräfte genug im Spiele ſind und wir uns ganz erhalten in Luſt und Arbeit.“

„O ich möchte mit dir,“ rief Diotima mir zu.

„Es iſt auch gut, daß du bleibſt, Diotima!“ ſagt' ich. „Die Prieſterin darf aus dem Tempel nicht gehen. Du bewahrſt die heilige Flamme, du bewahrſt im ſtillen das Schöne, daß ich es wiederfinde bei dir.“

„Du haſt auch recht, mein Lieber, das iſt beſſer,“ ſagte ſie, und ihre Stimme zitterte, und das Ätherauge verbarg ſich ins Tuch, um ſeine Tränen, ſeine Verwirrung nicht ſehen zu laſſen.

O Bellarmin! es wollte mir die Bruſt zerreißen, daß ich ſie ſo ſchamrot gemacht. „Freunde!“ rief ich, „erhaltet dieſen Engel mir. Ich weiß von nichts mehr, wenn ich ſie nicht weiß. O Himmel! ich darf nicht denken, wozu ich fähig wäre, wenn ich ſie vermißte.“

„Sei ruhig, Hyperion!“ fiel Notara mir ein.

„Ruhig?“ rief ich; „o ihr guten Leute! ihr könnt oft ſorgen, wie der Garten blühn und wie die Ernte werden wird, ihr könnt für euren Weinſtock beten, und ich ſoll ohne Wünſche ſcheiden von dem Einzigen, dem meine Seele dient?“

„Nein, o du Guter!“ rief Notara bewegt, „nein! ohne Wünſche ſollſt du mir von ihr nicht ſcheiden! nein, bei der Götterunſchuld eurer Liebe! meinen Segen habt ihr gewiß.“

„Du mahnſt mich,“ rief ich ſchnell. „Sie ſoll

uns ſegnen, dieſe teure Mutter, ſoll mit euch uns zeugen — komm Diotima! unſern Bund ſoll deine Mutter heiligen, bis die ſchöne Gemeinde, die wir hoffen, uns vermählt."

So fiel ich auf ein Knie; mit großem Blick errötend, feſtlich lächelnd ſank auch ſie an meiner Seite nieder.

„Längſt," rief ich, „o Natur! iſt unſer Leben eines mit dir, und himmliſch jugendlich, wie du und deine Götter all, iſt unſre eigne Welt durch Liebe."

„In deinen Hainen wandelten wir," fuhr Diotima fort, „und waren, wie du, an deinen Quellen ſaßen wir und waren wie du, dort über die Berge gingen wir, mit deinen Kindern, den Sternen, wie du."

„Da wir uns ferne waren," rief ich, „da, wie Harfengeliſpel, unſer kommend Entzücken uns erſt tönte, da wir uns fanden, da kein Schlaf mehr war, und alle Töne in uns erwachten zu des Lebens vollen Akkorden, göttliche Natur! da waren wir immer wie du, und nun auch, da wir ſcheiden, und die Freude ſtirbt, ſind wir, wie du, voll Leidens und doch gut, drum ſoll ein reiner Mund uns zeugen, daß unſre Liebe heilig iſt und ewig, ſo wie du."

„Ich zeug' es," ſprach die Mutter.

„Wir zeugen es," riefen die andern.

Nun war kein Wort mehr für uns übrig. Ich fühlte mein höchſtes Herz; ich fühlte mich reif zum Abſchied. „Jetzt will ich fort, ihr Lieben!" ſagt' ich, und das Leben ſchwand von allen Geſichtern. Diotima ſtand, wie ein Marmorbild und ihre Hand ſtarb fühlbar in meiner. Alles hatt' ich um mich her ge-

tötet, ich war einſam und mir ſchwindelte vor der grenzenloſen Stille, wo mein überwallend Leben keinen Halt mehr fand.

„Ach!“ rief ich, „mir iſts brennend heiß im Herzen, und ihr ſteht alle ſo kalt, ihr Lieben! und nur die Götter des Hauſes neigen ihr Ohr? — Diotima! — Du biſt ſtille, du ſiehſt nicht! — o wohl dir, daß du nicht ſiehſt!“

„So geh nur,“ ſeufzte ſie, „es muß ja ſein; geh nur, du teures Herz!“

„O ſüßer Ton aus dieſen Wonnelippen!“ rief ich, und ſtand wie ein Betender, vor der holden Statue — „ſüßer Ton! noch einmal wehe mich an, noch einmal tage, liebes Augenlicht!“

„Rede ſo nicht, Lieber!“ rief ſie, „rede mir ernſter, rede mit größerem Herzen mir zu!“

Ich wollte mich halten, aber ich war, wie im Traume.

„Wehe!“ rief ich, „das iſt kein Abſchied, wo man wiederkehrt.“

„Du wirſt ſie töten,“ rief Notara. „Siehe, wie ſanft ſie iſt, und du biſt ſo außer dir.“

Ich ſah ſie an und Tränen ſtürzten mir aus brennendem Auge.

„So lebe denn wohl, Diotima!“ rief ich, „Himmel meiner Liebe, lebe wohl! — Laſſet uns ſtark ſein, teure Freunde! teure Mutter! ich gab dir Freude und Leid. Lebt wohl! lebt wohl!“

Ich wankte fort. Diotima folgte mir allein.

Es war Abend geworden und die Sterne gingen herauf am Himmel. Wir ſtanden ſtill unter dem

Hauſe. Ewiges war in uns, über uns. Zart, wie der Äther, umwand mich Diotima. „Törichter, was iſt die Trennung?“ flüſterte ſie geheimnisvoll mir zu, mit dem Lächeln einer Unſterblichen.

„Es iſt mir auch jetzt anders,“ ſagt' ich, „und ich weiß nicht, was von beiden ein Traum iſt, meine Leiden oder meine Freudigkeit.“

„Beides iſt,“ erwiderte ſie, „und beides iſt gut.“

„Vollendete!“ rief ich, „ich ſpreche wie du. Am Sternenhimmel wollen wir uns erkennen. Er ſei das Zeichen zwiſchen mir und dir, ſolange die Lippen verſtummen.“

„Das ſei er!“ ſprach ſie mit einem langſamen, nie gehörten Tone — es war ihr letzter. Im Dämmerlichte entſchwand mir ihr Bild und ich weiß nicht, ob ſie es wirklich war, da ich zum letztenmal mich umwandt' und die erlöſchende Geſtalt noch einen Augenblick vor meinem Auge zückte und dann in die Nacht verſchied.

Hyperion an Bellarmin

Warum erzähl' ich dir und wiederhole mein Leiden und rege die ruheloſe Jugend wieder auf in mir? Iſts nicht genug, einmal das Sterbliche durchwandert zu haben? warum bleib' ich im Frieden meines Geiſtes nicht ſtille?

Darum, mein Bellarmin! weil jeder Atemzug des Lebens unſerm Herzen wert bleibt, weil alle Verwandlungen der reinen Natur auch mit zu ihrer Schöne gehören. Unſre Seele, wenn ſie die ſterblichen Erfahrungen ablegt und allein nur lebt in heiliger

Ruhe, iſt ſie nicht, wie ein unbelaubter Baum? wie ein Haupt ohne Locken? Lieber Bellarmin! ich habe eine Weile geruht; wie ein Kind, hab' ich unter den ſtillen Hügeln von Salamis gelebt, vergeſſen des Schickſals und des Strebens der Menſchen. Seitdem iſt manches anders in meinem Auge geworden, und ich habe nun ſo viel Frieden in mir, um ruhig zu bleiben, bei jedem Blick ins menſchliche Leben. O Freund! am Ende ſöhnet der Geiſt mit allem uns aus. Du wirſts nicht glauben, wenigſtens von mir nicht. Aber ich meine, du ſollteſt ſogar meinen Briefen es anſehn, wie meine Seele täglich ſtiller wird und ſtiller. Und ich will künftig noch ſo viel davon ſagen, bis du es glaubſt.

Hier ſind Briefe von Diotima und mir, die wir uns nach meinem Abſchied von Kalaurea geſchrieben. Sie ſind das Liebſte, was ich dir vertraue. Sie ſind das wärmſte Bild aus jenen Tagen meines Lebens. Vom Kriegslärm ſagen ſie dir wenig. Deſto mehr von meinem eigneren Leben und das iſts ja, was du willſt. Ach und du mußt auch ſehen, wie geliebt ich war. Das konnt' ich nie dir ſagen, das ſagt Diotima nur.

Hyperion an Diotima

Ich bin erwacht aus dem Tode des Abſchieds, meine Diotima! geſtärkt, wie aus dem Schlafe, richtet mein Geiſt ſich auf.

Ich ſchreibe dir von einer Spitze der Epidauriſchen Berge. Da dämmert fern in der Tiefe deine Inſel, Diotima! und dort hinaus mein Stadium, wo ich

ſiegen oder fallen muß. O Peloponnes! o ihr Quellen des Eurotas und Alpheus! Da wird es gelten! Aus den ſpartaniſchen Wäldern, da wird, wie ein Adler, der alte Landesgenius ſtürzen mit unſrem Heere, wie mit rauſchenden Fittichen.

Meine Seele iſt voll von Tatenluſt und voll von Liebe, Diotima, und in die griechiſchen Täler blickt mein Auge hinaus, als ſollt' es magiſch gebieten: Steigt wieder empor, ihr Städte der Götter!

Ein Gott muß in mir ſein, denn ich fühl' auch unſere Trennung kaum. Wie die ſeligen Schatten am Lethe, lebt jetzt meine Seele mit deiner in himmliſcher Freiheit und das Schickſal waltet über unſrer Liebe nicht mehr.

Hyperion an Diotima

Ich bin jetzt mitten im Peloponnes. In derſelben Hütte, worin ich heute übernachte, übernachtete ich einſt, da ich, beinahe noch Knabe, mit Adamas dieſe Gegenden durchzog. Wie ſaß ich da ſo glücklich auf der Bank vor dem Hauſe und lauſchte dem Geläute der fernher kommenden Karawane und dem Geplätſcher des nahen Brunnens, der unter blühenden Akazien ſein ſilbern Gewäſſer ins Becken goß.

Jetzt bin ich wieder glücklich. Ich wandere durch dies Land, wie durch Dodonas Hain, wo die Eichen tönten von ruhmweisſagenden Sprüchen. Ich ſehe nur Taten, vergangene, künftige, wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel wandre. Glaube mir, wer dieſes Land durchreiſt, und noch

ein Joch auf ſeinem Halſe duldet, kein Pelopidas wird, der iſt herzleer, oder ihm fehlt es am Verſtande.

So lange ſchliefs — ſo lange ſchlich die Zeit, wie der Höllenfluß, trüb und ſtumm, in ödem Müßiggange vorüber?

Und doch liegt alles bereit. Voll rächeriſcher Kräfte iſt das Bergvolk hieherum, liegt da, wie eine ſchweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwinds wartet, der ſie treibt. Diotima! laß mich den Atem Gottes unter ſie hauchen, laß mich ein Wort von Herzen an ſie reden, Diotima! Fürchte nichts! Sie werden ſo wild nicht ſein. Ich kenne die rohe Natur. Sie höhnt die Vernunft, ſie ſtehet aber im Bunde mit der Begeiſterung. Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. Er bedarf des Klügelns nicht, denn keine Macht iſt wider ihn.

Hyperion an Diotima

Morgen bin ich bei Alabanda. Es iſt mir eine Luſt, den Weg nach Koron zu erfragen, und ich frage öfter, als nötig iſt. Ich möchte die Flügel der Sonne nehmen und hin zu ihm, und doch zaudr' ich auch ſo gern und frage: wie wird er ſein?

Der königliche Jüngling! warum bin ich ſpäter geboren? warum ſprang ich nicht aus einer Wiege mit ihm? Ich kann den Unterſchied nicht leiden, der zwiſchen uns iſt. O warum lebt' ich, wie ein müßiger Hirtenknabe, zu Tina, und träumte nur von ſeinesgleichen noch erſt, da er ſchon in lebendiger Arbeit die Natur erprüfte und mit Meer und Luft und allen

Elementen ſchon rang? triebs denn in mir nach Tatenwonne nicht auch?

Aber ich will ihn einholen, ich will ſchnell ſein. Beim Himmel! ich bin überreif zur Arbeit. Meine Seele tobt nur gegen ſich ſelbſt, wenn ich nicht bald durch ein lebendig Geſchäft mich befreie.

Hohes Mädchen! wie konnt' ich beſtehen vor dir? Wie war dirs möglich, ſo ein tatlos Weſen zu lieben?

Hyperion an Diotima

Ich hab' ihn, teure Diotima!

Leicht iſt mir die Bruſt und ſchnell ſind meine Sehnen, ha! und die Zukunft reizt mich, wie eine klare Waſſertiefe uns reizt, hineinzuſpringen und das übermütige Blut im friſchen Bade zu kühlen. Aber das iſt Geſchwätz. Wir ſind uns lieber, als je, mein Alabanda und ich. Wir ſind freier umeinander und doch iſts alle die Fülle und Tiefe des Lebens, wie ſonſt.

O wie hatten die alten Tyrannen ſo recht, Freundſchaften, wie die unſere, zu verbieten! Da iſt man ſtark, wie ein Halbgott und duldet nichts Unverſchämtes in ſeinem Bezirke! —

Es war des Abends, da ich in ſein Zimmer trat. Er hatte eben die Arbeit beiſeite gelegt, ſaß in einer mondhellen Ecke am Fenſter und pflegte ſeiner Gedanken. Ich ſtand im Dunkeln, er erkannte mich nicht, ſah unbekümmert gegen mich her. Der Himmel weiß, für wen er mich halten mochte. „Nun, wie geht es?" rief er. „So ziemlich!" ſagt' ich. Aber das Heucheln war umſonſt. Meine Stimme war

voll geheimen Frohlockens. „Was iſt das?“ fuhr er auf; „biſt dus?“ „Jawohl, du Blinder!“ rief ich, und flog ihm in die Arme. „O nun!“ rief Alabanda endlich, „nun ſoll es anders werden, Hyperion!“

„Das denk' ich,“ ſagt' ich und ſchüttelte freudig ſeine Hand.

„Kennſt du mich denn noch,“ fuhr Alabanda fort nach einer Weile, „haſt du den alten, frommen Glauben noch an Alabanda? Großmütiger! mir iſt es nimmer indes ſo wohl gegangen, als da ich im Lichte deiner Liebe mich fühlte.“

„Wie?“ rief ich, „fragt dies Alabanda? Das war nicht ſtolz geſprochen, Alabanda. Aber es iſt das Zeichen dieſer Zeit, daß die alte Heroennatur um Ehre betteln geht, und das lebendige Menſchenherz, wie eine Waiſe, um einen Tropfen Liebe ſich kümmert.“

„Lieber Junge!“ rief er; „ich bin eben alt geworden. Das ſchlaffe Leben überall und die Geſchichte mit den Alten, zu denen ich in Smyrna dich in die Schule bringen wollte —“

„O es iſt bitter,“ rief ich; „auch an dieſen wagte ſich die Todesgöttin, die Namenloſe, die man Schickſal nennt.“

Es wurde Licht gebracht und wir ſahn von neuem mit leiſem liebendem Forſchen uns an. Die Geſtalt des Teuren war ſehr anders geworden ſeit den Tagen der Hoffnung. Wie die Mittagsſonne vom bleichen Himmel, funkelte ſein großes ewigliebendes Auge vom abgeblühten Geſichte mich an.

„Guter!“ rief Alabanda mit freundlichem Unwillen,

da ich ihn so ansah, „laß die Wehmutsblicke, guter Junge! Ich weiß es wohl, ich bin herabgekommen. O mein Hyperion! ich sehne mich sehr nach etwas Großem und Wahrem und ich hoff' es zu finden mit dir. Du bist mir über den Kopf gewachsen, du bist freier und stärker, wie ehmals, und siehe: das freut mich herzlich. Ich bin das dürre Land und du kommst, wie ein glücklich Gewitter — o es ist herrlich, daß du da bist!"

„Stille!" sagt' ich, „du nimmst mir die Sinnen, und wir sollten gar nicht von uns sprechen, bis wir im Leben, unter den Taten sind."

„Jawohl!" rief Alabanda freudig, „erst, wenn das Jagdhorn schallt, da fühlen sich die Jäger."

„Wirds denn bald angehn?" sagt' ich.

„Es wird," rief Alabanda, „und ich sage dir, Herz! es soll ein ziemlich Feuer werden. Ha! mags doch reichen bis an die Spitze des Turms und seine Fahne schmelzen und um ihn wüten und wogen, bis er berstet und stürzt! — und stoße dich nur an unsern Bundsgenossen nicht. Ich weiß es wohl, die guten Russen möchten uns gerne, wie Schießgewehre, brauchen. Aber laß das gut sein! haben nur erst unsere kräftigen Spartaner bei Gelegenheit erfahren, wer sie sind und was sie können, und haben wir so den Peloponnes erobert, so lachen wir dem Nordpol ins Angesicht und bilden uns ein eignes Leben."

„Ein eignes Leben," rief ich, „ein neu, ein ehrsames Leben. Sind wir denn wie ein Irrlicht aus dem Sumpfe geboren oder stammen wir von den Siegern bei Salamis ab? Wie ists denn nun? wie

biſt du denn zur Magd geworden, griechiſche freie Natur? wie biſt du ſo herabgekommen, väterlich Geſchlecht, von dem das Götterbild des Jupiter und des Apoll einſt nur die Kopie war? — Aber höre mich, Joniens Himmel! höre mich, Vaterlandserde, die du dich halbnackt, wie eine Bettlerin, mit den Lappen deiner alten Herrlichkeit umkleideſt, ich will es länger nicht dulden!"

„O Sonne, die uns erzog!" rief Alabanda, „zuſehn ſollſt du, wenn unter der Arbeit uns der Mut wächſt, wenn unter den Schlägen des Schickſals unſer Entwurf, wie das Eiſen unter dem Hammer ſich bildet."

Es entzündete einer den andern.

„Und daß nur kein Flecken hängen bleibe," rief ich, „keine Poſſe, womit uns das Jahrhundert, wie der Pöbel die Wände, bemalt!"

„O," rief Alabanda, „darum iſt der Krieg auch ſo gut —"

„Recht, Alabanda," rief ich, „ſo wie alle große Arbeit, wo des Menſchen Kraft und Geiſt, und keine Krücke und kein wächſerner Flügel hilft. Da legen wir die Sklavenkleider ab, worauf das Schickſal uns ſein Wappen gedrückt —"

„Da gilt nichts Eitles und Anerzwungenes mehr," rief Alabanda, „da gehn wir ſchmucklos, feſſellos, nackt, wie im Wettlauf zu Nemea, zum Ziele."

„Zum Ziele," rief ich, „wo der junge Freiſtaat dämmert und das Pantheon alles Schönen aus griechiſcher Erde ſich hebt."

Alabanda ſchwieg eine Weile. Eine neue Röte

ſtieg auf in ſeinem Geſichte, und ſeine Geſtalt wuchs, wie die erfriſchte Pflanze, in die Höhe.

„O Jugend! Jugend!“ rief er, „dann will ich trinken aus deinem Quell, dann will ich leben und lieben. Ich bin ſehr freudig, Himmel der Nacht,“ fuhr er, wie trunken, fort, indem er unter das Fenſter trat, „wie eine Rebenlaube überwölbeſt du mich, und deine Sterne hängen wie Trauben herunter.“

Hyperion an Diotima

Es iſt mein Glück, daß ich in voller Arbeit lebe. Ich müßt' in eine Torheit um die andre fallen, ſo voll iſt meine Seele, ſo berauſcht der Menſch mich, der wunderbare, der ſtolze, der nichts liebt, als mich, und alle Demut, die in ihm iſt, nur auf mich häuft.

O Diotima! dieſer Alabanda hat geweint vor mir, hat, wie ein Kind, mirs abgebeten, was er mir in Smyrna getan.

Wer bin ich dann, ihr Lieben, daß ich mein euch nenne, daß ich ſagen darf: ſie ſind mein eigen, daß ich, wie ein Eroberer, zwiſchen euch ſteh', und euch, wie meine Beute, umfaſſe.

O Diotima! o Alabanda! edle, ruhiggroße Weſen! wie muß ich vollenden, wenn ich nicht fliehn will vor meinem Glücke, vor euch?

Eben, während ich ſchrieb, erhielt ich deinen Brief, du Liebe.

Traure nicht, holdes Weſen, traure nicht! Spare dich, unverſehrt von Gram, den künftigen Vaterlandsfeſten! Diotima! dem glühenden Feſttag der

Natur, dem ſpare dich auf und all den heitern Ehrentagen der Götter!

Sieheſt du Griechenland nicht ſchon?

O ſieheſt du nicht, wie, froh der neuen Nachbarſchaft, die ewigen Sterne lächeln über unſern Städten und Hainen, wie das alte Meer, wenn es unſer Volk luſtwandelnd am Ufer ſieht, der ſchönen Athener wieder gedenkt und wieder Glück uns bringt, wie damals ſeinen Lieblingen, auf fröhlicher Woge.

Seelenvolles Mädchen! Du biſt ſo ſchön ſchon jetzt! wie wirſt du dann erſt, wenn das echte Klima dich nährt, in entzückender Glorie blühn!

Diotima an Hyperion

Ich hatte die meiſte Zeit mich eingeſchloſſen, ſeit du fort biſt, lieber Hyperion! Heute war ich wieder einmal draußen.

In holder Februarluft hab ich Leben geſammelt und bringe das geſammelte dir. Es hat auch mir noch wohlgetan, das friſche Erwarmen des Himmels, noch hab' ich ſie mitgefühlt die neue Wonne der Pflanzenwelt, der reinen, immergleichen, wo alles trauert und ſich wieder freut zu ſeiner Zeit.

Hyperion! o mein Hyperion! warum gehn wir denn die ſtillen Lebenswege nicht auch? Es ſind heilige Namen, Winter und Frühling und Sommer und Herbſt! wir aber kennen ſie nicht. Iſt es nicht Sünde, zu trauern im Frühling? warum tun wir es dennoch?

Vergib mir! die Kinder der Erde leben durch die Sonne allein; ich lebe durch dich; ich habe andre

Freuden, iſt es denn ein Wunder, wenn ich andre Trauer habe? und muß ich trauern? muß ich denn?

Mutiger! Lieber! ſollt' ich welken, wenn du glänzeſt? ſollte mir das Herz ermatten, wenn die Siegesluſt dir in allen Sehnen erwacht? Hätt' ich ehmals gehört, ein griechiſcher Jüngling mache ſich auf, das gute Volk aus ſeiner Schmach zu ziehn, es der mütterlichen Schönheit, der es entſtammte, wiederzubringen, wie hätt' ich aufgeſtaunt aus dem Traume der Kindheit und gedürſtet nach dem Bilde des Teuren? und nun er da iſt, nun er mein iſt, kann ich noch weinen? o des albernen Mädchens! iſt es denn nicht wirklich? iſt er der Herrliche nicht, und iſt er nicht mein! o ihr Schatten ſeliger Zeit; ihr meine trauten Erinnerungen!

Iſt mir doch, als wär' er kaum von geſtern, jener Zauberabend, da der heilge Fremdling mir zum erſtenmal begegnete, da er, wie ein trauernder Genius hereinglänzt in die Schatten des Waldes, wo im Jugendtraume das unbekümmerte Mädchen ſaß — in der Mailuft kam er, in Joniens zaubriſcher Mailuft, und ſie macht ihn blühender mir, ſie lockt ihm das Haar, entfaltet ihm, wie Blumen, die Lippen, löſt in Lächeln die Wehmut auf, und o ihr Strahlen des Himmels! wie leuchtet ihr aus dieſen Augen mich an, aus dieſen berauſchenden Quellen, wo im Schatten umſchirmender Bogen ewig Leben ſchimmert und wallt!

Gute Götter! wie er ſchön ward mit dem Blick auf mich! wie der ganze Jüngling, eine Spanne größer geworden, in leichter Nerve daſtand, nur daß

ihm die lieben Arme, die beſcheidnen, nieder ſanken, als wären ſie nichts! und wie er drauf emporſah im Entzücken, als wär' ich gen Himmel entflogen und nicht mehr da, ach! wie er nun in aller Herzensanmut lächelt und errötete, da er wieder mich gewahr ward, und unter den dämmernden Tränen ſein Phöbusauge durchſtrahlt', um zu fragen, biſt dus? biſt du es wirklich?

Und warum begegnet er ſo frommen Sinnes, ſo voll lieben Aberglaubens mir? warum lockt er erſt ſein Haupt geſenkt, warum war der Götterjüngling ſo voll Scheuns und Trauerns? Sein Genius war zu ſelig, um allein zu bleiben, und zu arm die Welt, um ihn zu faſſen. O es war ein liebes Bild, gewebt von Größe und Leiden! Aber nun iſts anders! mit den Leiden iſts aus! Er hat zu tun bekommen, er iſt der Kranke nicht mehr!

Ich war voll Seufzens, da ich anfing dir zu ſchreiben, mein Geliebter! Jetzt bin ich lauter Freude. So ſpricht man über dir ſich glücklich. Und ſiehe! ſo ſolls auch bleiben. Lebe wohl!

Hyperion an Diotima

Wir haben noch zu gutem Ende dein Feſt gefeiert, ſchönes Leben! ehe der Lärm beginnt. Es war ein himmliſcher Tag. Das holde Frühjahr weht' und glänzte vom Orient her, entlockt' uns deinen Namen wie es den Bäumen die Blüten entlockt, und alle ſeligen Geheimniſſe der Liebe entatmeten mir. Eine Liebe, wie die unſre, war dem Freunde nie erſchienen, und es war entzückend, wie der ſtolze Menſch auf-

merkte, und Auge und Geist ihm glühte, dein Bild, dein Wesen zu fassen.

„O," rief er endlich, „da ists wohl der Mühe wert, für unser Griechenland zu streiten, wenn es solche Gewächse noch trägt!"

„Jawohl, mein Alabanda," sagt' ich; „da gehn wir heiter in den Kampf, da treibt uns himmlisch Feuer zu Taten, wenn unser Geist vom Bilde solcher Naturen verjüngt ist, und da läuft man auch nach einem kleinen Ziele nicht, da sorgt man nicht für dies und das, und künstelt, den Geist nicht achtend, von außen, und trinkt um des Kelchs willen den Wein; da ruhn wir dann erst, Alabanda, wenn des Genius Wonne kein Geheimnis mehr ist, dann erst, wenn die Augen all in Triumphbogen sich wandeln, wo der Menschengeist, der langabwesende, hervorglänzt aus den Irren und Leiden und siegesfroh den väterlichen Äther grüßt. — Ha! an der Fahne allein soll niemand unser künftig Volk erkennen; es muß sich alles verjüngen, es muß von Grund aus anders sein; voll Ernsts die Lust und heiter alle Arbeit! nichts, auch das Kleinste, das Alltäglichste nicht ohne den Geist und die Götter! Lieb und Haß und jeder Laut von uns muß die gemeinere Welt befremden und auch kein Augenblick darf einmal noch uns mahnen an die platte Vergangenheit!"

Hyperion an Diotima

Der Vulkan bricht los. In Koron und Modon werden die Türken belagert und wir rücken mit unserem Bergvolk gegen den Peloponnes hinauf.

Nun hat die Schwermut all ein Ende, Diotima, und mein Geiſt iſt feſter und ſchneller, ſeit ich in lebendiger Arbeit bin, und ſieh! ich habe nun auch eine Tagesordnung.

Mit der Sonne beginn ich. Da geh' ich hinaus, wo im Schatten des Walds mein Kriegsvolk liegt, und grüße die tauſend hellen Augen, die jetzt vor mir mit wilder Freundlichkeit ſich auftun. Ein erwachendes Heer! ich kenne nichts Gleiches und alles Leben in Städten und Dörfern iſt wie ein Bienenſchwarm dagegen.

Der Menſch kanns nicht verleugnen, daß er einſt glücklich war, wie die Hirſche des Forſts, und nach unzähligen Jahren glimmt noch in uns ein Sehnen nach den Tagen der Urwelt, wo jeder die Erde durchſtreifte, wie ein Gott, ehe, ich weiß nicht was? den Menſchen zahm gemacht; und noch, ſtatt Mauern und totem Holz, die Seele der Welt, die heilige Luft allgegenwärtig ihn umfing.

Diotima! mir geſchieht oft wunderbar, wenn ich mein unbekümmert Volk durchgehe, und, wie aus der Erde gewachſen, einer um den andern aufſteht und dem Morgenlicht entgegen ſich dehnt, und unter den Haufen der Männer die knatternde Flamme emporſteigt, wo die Mutter ſitzt mit dem frierenden Kindlein, wo die erquickende Speiſe kocht, indes die Roſſe, den Tag witternd, ſchnauben und ſchrein, und der Wald ertönt von allerſchütternder Kriegsmuſik, und rings von Waffen ſchimmert und rauſcht — aber das ſind Worte, und die eigne Luſt von ſolchem Leben erzählt ſich nicht.

Dann ſammelt mein Haufe ſich um mich her, mit Luſt, und es iſt wunderbar, wie auch die Älteſten und Trotzigſten in aller meiner Jugend mich ehren. Wir werden vertrauter, und mancher erzählt, wies ihm erging im Leben und mein Herz ſchwillt oft vor mancherlei Schickſal. Dann fang ich an, von beſſeren Tagen zu reden, und glänzend gehn die Augen ihnen auf, wenn ſie des Bundes gedenken, der uns einigen ſoll, und das ſtolze Bild des werdenden Freiſtaats dämmert vor ihnen.

Alles für jeden und jeder für alle! Es iſt ein freudiger Geiſt in den Worten und er ergreift auch immer meine Menſchen, wie Göttergebot. O Diotima! ſo zu ſehn, wie von Hoffnungen da die ſtarre Natur erweicht und all ihre Pulſe mächtiger ſchlagen und von Entwürfen die verdüſterte Stirne ſich entfaltet und glänzt, ſo da zu ſtehn in einer Sphäre von Menſchen, umrungen von Glauben und Luſt, das iſt doch mehr, als Erd und Himmel und Meer in aller ihrer Glorie zu ſchaun.

Dann üb' ich ſie in Waffen und Märſchen bis um Mittag. Der frohe Mut macht ſie gelehrig, wie er zum Meiſter mich macht. Bald ſtehn ſie dichtgedrängt in macedoniſcher Ruh und regen den Arm nur, bald fliegen ſie, wie Strahlen, auseinander zum gewagteren Streit in einzelnen Haufen, wo die geſchmeidige Kraft in jeder Stelle ſich ändert und jeder ſelbſt ſein Feldherr iſt, und ſammeln ſich wieder in ſicherem Punkt — und immer, wo ſie gehn und ſtehn in ſolchem Waffentanze, ſchwebt ihnen und mir das Bild der Tyrannenknechte und der ernſtere Wahlplatz vor Augen.

Drauf, wenn die Sonne heißer ſcheint, wird Rat gehalten im Innern des Walds, und es iſt Freude, ſo mit ſtillen Sinnen über der großen Zukunft zu walten. Wir nehmen dem Zufall die Kraft, wir meiſtern das Schickſal. Wir laſſen Widerſtand nach unſerm Willen entſtehn, wir reizen den Gegner zu dem, worauf wir gerüſtet ſind. Oder ſehen wir zu und ſcheinen furchtſam und laſſen ihn näher kommen, bis er das Haupt zum Schlag uns reicht; auch nehmen wir ihm mit Schnelle die Faſſung, und das iſt meine Panacee. Doch halten die erfahreneren Ärzte nichts auf ſolche allesheilende Mittel.

Wie wohl iſt dann des Abends mir bei meinem Alabanda, wenn wir zur Luſt auf muntern Roſſen die ſonnenroten Hügel umſchweifen, und auf den Gipfeln, wo wir weilen, die Luft in den Mähnen unſrer Tiere ſpielt, und das freundliche Säuſeln in unſre Geſpräche ſich miſcht, indes wir hinausſehn in die Fernen von Sparta, die unſer Kampfpreis ſind! und wenn wir nun zurück ſind und zuſammenſitzen in lieblicher Kühle der Nacht, wo uns der Becher duftet und das Mondlicht unſer ſpärlich Mahl beſcheint und mitten in unſrer lächelnden Stille die Geſchichte der Alten, wie eine Wolke, aufſteigt aus dem heiligen Boden, der uns trägt, wie ſelig iſts da, in ſolchem Momente ſich die Hände zu reichen!

Dann ſpricht wohl Alabanda noch von manchem, den die Langeweile des Jahrhunderts peinigt, von ſo mancher wunderbaren krummen Bahn, die ſich das Leben bricht, ſeitdem ſein grader Gang gehemmt iſt, dann fällt mir auch mein Adamas ein, mit ſeinen

Reiſen, ſeiner eignen Sehnſucht in das innere Aſien hinein — das ſind nur Notbehelfe, guter Alter! möcht' ich dann ihm rufen, komm! und baue deine Welt! mit uns! denn unſre Welt iſt auch die deine.

Auch die deine, Diotima, denn ſie iſt die Kopie von dir. O du, mit deiner Elyſiumsſtille, könnten wir das ſchaffen, was du biſt!

Hyperion an Diotima

Wir haben jetzt dreimal in einemfort geſiegt in kleinen Gefechten, wo aber die Kämpfer ſich durchkreuzten, wie Blitze, und alles eine verzehrende Flamme war. Navarin iſt unſer und wir ſtehen jetzt vor der Feſte Miſitra, dem Überreſte des alten Sparta. Ich hab' auch die Fahne, die ich einer albaniſchen Horte entriß, auf eine Ruine gepflanzt, die vor der Stadt liegt, habe vor Freude meinen türkiſchen Kopfbund in den Eurotas geworfen und trage ſeitdem den griechiſchen Helm.

Und nun möcht' ich dich ſehen, o Mädchen! ſehen möcht' ich dich und deine Hände nehmen und an mein Herz ſie drücken, dem die Freude nun bald vielleicht zu groß iſt! bald! in einer Woche vielleicht iſt er befreit, der alte, edle, heilige Peloponnes.

O dann, du Teure! lehre mich fromm ſein! dann lehre mein überwallend Herz ein Gebet! Ich ſollte ſchweigen, denn was hab' ich getan? und hätt ich etwas getan, wovon ich ſprechen möchte, wieviel iſt dennoch übrig? Aber was kann ich dafür, daß mein Gedanke ſchneller iſt, wie die Zeit? Ich wollte ſo gern, es wäre umgekehrt, und die Zeit und die Tat

überflöge den Gedanken, und der geflügelte Sieg übereilte die Hoffnung selbst.

Mein Alabanda blüht, wie ein Bräutigam. Aus jedem seiner Blicke lacht die kommende Welt mich an, und daran still' ich noch die Ungeduld so ziemlich.

Diotima! ich möchte dieses werdende Glück nicht um die schönste Lebenszeit des alten Griechenlands vertauschen, und der kleinste unsrer Siege ist mir lieber als Marathon und Thermopylä und Platea. Ists nicht wahr! Ist nicht dem Herzen das genesende Leben mehr wert, als das reine, das die Krankheit noch nicht kennt? Erst wenn die Jugend hin ist, lieben wir sie, und dann erst, wenn die verlorne wiederkehrt, beglückt sie alle Tiefen der Seele.

Am Eurotas stehet mein Zelt, und wenn ich nach Mitternacht erwache, rauscht der alte Flußgott mahnend mir vorüber, und lächelnd nehm' ich die Blumen des Ufers, und streue sie in seine glänzende Welle und sag' ihm: Nimm es zum Zeichen, du Einsamer! Bald umblüht das alte Leben dich wieder.

Diotima an Hyperion

Ich habe die Briefe erhalten, mein Hyperion, die du unterwegens mir schriebst. Du ergreifst mich gewaltig mit allem, was du mir sagst, und mitten in meiner Liebe schaudert mich oft, den sanften Jüngling, der zu meinen Füßen geweint, in dieses rüstige Wesen verwandelt zu sehn.

Wirst du denn nicht die Liebe verlernen?

Aber wandle nur zu! Ich folge Dir. Ich glaube, wenn du mich hassen könntest, würd' ich auch da so-

gar dir nachempfinden, würde mir Mühe geben, dich zu haſſen und ſo blieben unſre Seelen ſich gleich und das iſt kein eitelübertrieben Wort, Hyperion.

Ich bin auch ſelbſt ganz anders, wie ſonſt. Mir mangelt der heitre Blick in die Welt und die freie Luſt an allem Lebendigen. Nur das Feld der Sterne zieht mein Auge noch an. Dagegen denk' ich um ſo lieber an die großen Geiſter der Vorwelt, und wie ſie geendet haben auf Erden, und die hohen ſpartaniſchen Frauen haben mein Herz gewonnen. Dabei vergeß ich nicht die neuen Kämpfer, die kräftigen, deren Stunde gekommen iſt; oft hör' ich ihren Siegeslärm durch den Peloponnes herauf mir näher brauſen und näher, oft ſeh' ich ſie, wie eine Katarakte, dort herunterwogen durch die epidauriſchen Wälder und ihre Waffen fernher glänzen im Sonnenlichte, das, wie ein Herold, ſie begleitet, o mein Hyperion! und du kömmſt geſchwinde nach Kalaurea herüber, und grüßeſt die ſtillen Wälder unſrer Liebe, grüßeſt mich, und fliegſt nun wieder zu deiner Arbeit zurück; — und denkſt du, ich fürchte den Ausgang? Liebſter! manchmal wills mich überfallen, aber meine größern Gedanken halten, wie Flammen, den Froſt ab. —

Lebe wohl! vollende, wie es der Geiſt dir gebeut! und laß den Krieg zu lange nicht dauern, um des Friedens willen, Hyperion um des ſchönen neuen, goldenen Friedens willen, wo, wie du ſagteſt, einſt in unſer Rechtsbuch eingeſchrieben werden die Geſetze der Natur, und wo das Leben ſelbſt, wo ſie, die göttliche Natur, die in kein Buch geſchrieben werden kann, im Herzen der Gemeinde ſein wird. Lebe wohl.

Hyperion an Diotima

Du hätteſt mich beſänftigen ſollen, meine Diotima! hätteſt ſagen ſollen, ich möchte mich nicht übereilen, möchte dem Schickſal nach und nach den Sieg abnötigen, wie kargen Schuldnern die Summe. O Mädchen! ſtille zu ſtehn, iſt ſchlimmer, wie alles. Mir trocknet das Blut in den Adern, ſo dürſt' ich, weiter zu kommen und muß hier müßig ſtehn, muß belagern und belagern, den einen Tag wie den andern. Unſer Volk will ſtürmen, aber das würde die aufgeregten Gemüter zum Rauſch erhitzen und wehe dann unſern Hoffnungen, wenn das wilde Weſen aufgärt und die Zucht und die Liebe zerreißt.

Ich weiß nicht, es kann nur noch einige Tage dauern, ſo muß Miſitra ſich ergeben, aber ich wollte, wir wären weiter. Im Lager hier iſts mir, wie in gewitterhafter Luft. Ich bin ungeduldig, auch meine Leute gefallen mir nicht. Es iſt ein furchtbarer Mutwill, unter ihnen.

Aber ich bin nicht klug, daß ich ſo viel aus meiner Laune mache. Und das alte Lacedämon iſts ja doch wohl wert, daß man ein wenig Sorge leidet, eh man es hat.

Hyperion an Diotima

Es iſt aus, Diotima! unſre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterſchied, auch unſre Brüder ſind erſchlagen, die Griechen in Miſitra, die Unſchuldigen, oder irren ſie hilflos herum und ihre tote Jammermiene ruft Himmel und Erde zur Rache gegen die Barbaren, an deren Spitze ich war.

Nun kann ich hingehn und von meiner guten Sache predigen. O nun fliegen alle Herzen mir zu!

Aber ich habs auch klug gemacht. Ich habe meine Leute gekannt. In der Tat! es war ein außerordentlich Projekt, durch eine Räuberbande mein Elysium zu pflanzen.

Nein! bei der heiligen Nemesis! mir ist recht geschehen, und ich wills auch dulden, dulden will ich, bis der Schmerz mein letzt' Bewußtsein mir zerreißt.

Denkst du, ich tobe? Ich habe eine ehrsame Wunde, die einer meiner Getreuen mir schlug, indem ich den Greuel abwehrte. Wenn ich tobte, so riff' ich die Binde von ihr, und so ränne mein Blut, wohin es gehört, in diese trauernde Erde.

Diese trauernde Erde! die nackte! so ich kleiden wollte mit heiligen Hainen, so ich schmücken wollte mit allen Blumen des griechischen Lebens!

O es wäre schön gewesen, meine Diotima!

Nennst du mich mutlos? Liebes Mädchen! es ist des Unheils zu viel. An allen Enden brechen wütende Haufen herein; wie eine Seuche tobt die Raubgier in Morea, und wer nicht auch das Schwert ergreift, wird verjagt, geschlachtet, und dabei sagen die Rasenden, sie fechten für unsre Freiheit. Andre des rohen Volks sind von dem Sultan bestellt und treibens, wie jene.

Eben hör' ich, unser ehrlos Heer sei nun zerstreut. Die Feigen begegneten bei Tripolissa einem albanischen Haufen, der um die Hälfte geringer an Zahl war. Weils aber nichts zu plündern gab, so liefen die

Elenden alle davon. Die Ruſſen, die mit uns den Feldzug wagten, vierzig brave Männer, hielten allein aus, fanden auch alle den Tod.

Und ſo bin ich nun mit meinem Alabanda wieder einſam, wie zuvor. Seitdem der Treue mich fallen und bluten ſah in Miſitra, hat er alles andre vergeſſen, ſeine Hoffnungen, ſeine Siegsluſt, ſeine Verzweiflung. Der Ergrimmte, der unter die Plünderer ſtürzte, wie ein ſtrafender Gott, der führte nun ſo ſanft mich aus dem Getümmel, und ſeine Tränen netzten mein Kleid. Er blieb auch bei mir in der Hütte, wo ich ſeitdem lag, und ich freue mich nun erſt recht darüber. Denn wär' er mit fortgezogen, ſo läg' er jetzt bei Tripoliſſa im Staub.

Wie es weiter werden ſoll, das weiß ich nicht. Das Schickſal ſtößt mich ins Ungewiſſe hinaus, und ich hab' es verdient; von dir verbannt mich meine eigene Scham und wer weiß, wie lange?

Ach! ich habe dir ein Griechenland verſprochen, und du bekommſt ein Klaglied nun dafür. Sei ſelbſt dein Troſt!

Hyperion an Diotima

Ich bringe mich mit Mühe zu Worten.

Man ſpricht wohl gern, man plaudert, wie die Vögel, ſolange die Welt, wie Mailuft, einen anweht; aber zwiſchen Mittag und Abend kann es anders werden, und was iſt verloren am Ende?

Glaube mir und denk, ich ſags aus tiefer Seele dir: die Sprache iſt ein großer Überfluß. Das Beſte bleibt doch immer für ſich und ruht in ſeiner Tiefe,

wie die Perle im Grunde des Meers. — Doch was ich eigentlich dir ſchreiben wollte, weil doch einmal das Gemälde ſeinen Rahmen und der Mann ſein Tagwerk haben muß, ſo will ich noch auf eine Zeitlang Dienſte nehmen bei der ruſſiſchen Flotte; denn mit den Griechen hab' ich weiter nichts zu tun.

O teures Mädchen! es iſt ſehr finſter um mich geworden!

Hyperion an Diotima

Ich habe gezaudert, gekämpft. Doch endlich muß es ſein.

Ich ſehe, was notwendig iſt, und weil ich es ſehe, ſo ſoll es auch werden. Mißdeute mich nicht! verdamme mich nicht! ich muß dir raten, daß du mich verläſſeſt, meine Diotima.

Ich bin für dich nichts mehr, du holdes Weſen! Dies Herz iſt dir verſiegt, und meine Augen ſehen das Lebendige nicht mehr. O meine Lippen ſind verdorrt; der Liebe ſüßer Hauch quillt mir im Buſen nicht mehr.

Ein Tag hat alle Jugend mir genommen; am Eurotas hat mein Leben ſich müde geweint, ach! am Eurotas, der in rettungsloſer Schmach an Lacedämons Schutt vorüberklagt, mit allen ſeinen Wellen. Da, da hat mich das Schickſal abgeerntet. — Soll ich deine Liebe, wie ein Almoſen, beſitzen? — Ich bin ſo gar nichts, bin ſo ruhmlos, wie der ärmſte Knecht. Ich bin verbannt, verflucht, wie ein gemeiner Rebell, und mancher Grieche in Morea wird von unſern Heldentaten wie von einer Diebsgeſchichte ſeinen Kindeskindern künftighin erzählen.

Ach! und eines hab' ich lange dir verſchwiegen. Feierlich verſtieß mein Vater mich, verwies mich ohne Rückkehr aus dem Hauſe meiner Jugend, will mich nimmer wieder ſehen, nicht in dieſem, noch im andern Leben, wie er ſagt. So lautet die Antwort auf den Brief, worin ich mein Beginnen ihm geſchrieben.

Nun laß dich nur das Mitleid nimmer irre führen. Glaube mir, es bleibt uns überall noch eine Freude. Der echte Schmerz begeiſtert. Wer auf ſein Elend tritt, ſteht höher. Und das iſt herrlich, daß wir erſt im Leiden der Seele Freiheit fühlen. Freiheit! wer das Wort verſteht — es iſt ein tiefes Wort, Diotima. Ich bin ſo innigſt angefochten, bin ſo unerhört gekränkt, bin ohne Hoffnung, ohne Ziel, bin gänzlich ehrlos, und doch iſt eine Macht in mir, ein Unbezwingliches, das mein Gebein mit ſüßen Schauern durchdringt, ſo oft es rege wird in mir.

Auch hab' ich meinen Alabanda noch. Der hat ſo wenig zu gewinnen, als ich ſelbſt. Den kann ich ohne Schaden mir behalten. Ach! der königliche Jüngling hätt' ein beſſer Los verdient. Er iſt ſo ſanft geworden und ſo ſtill. Das will mir oft das Herz zerreißen. Aber einer erhält den andern. Wir ſagen uns nichts; was ſollten wir uns ſagen? aber es iſt denn doch ein Segen in manchem kleinen Liebesdienſte, den wir uns leiſten.

Da ſchläft er und lächelt genügſam, mitten in unſerm Schickſal. Der Gute! er weiß nicht, was ich tue. Er würd es nicht dulden. Du mußt an Diotima ſchreiben, gebot er mir, und mußt ihr ſagen,

daß ſie bald mit dir ſich aufmacht, in ein leidlicher Land zu fliehn. Aber er weiß nicht, daß ein Herz, das ſo verzweifeln lernte, wie ſeines und wie meines, der Geliebten nichts mehr iſt. Nein! nein! Du fändeſt ewig keinen Frieden bei Hyperion, du müßteſt untreu werden, und das will ich dir erſparen.

Und ſo lebe denn wohl, du ſüßes Mädchen! lebe wohl! Ich möchte dir ſagen, gehe dahin, gehe dorthin; da rauſchen die Quellen des Lebens. Ich möcht' ein freier Land, ein Land voll Schönheit und voll Seele dir zeigen und ſagen: dahin rette dich! Aber o Himmel! könnt' ich dies, ſo wär' ich auch ein andrer, und ſo müßt' ich auch nicht Abſchied nehmen — Abſchied nehmen? Ach! ich weiß nicht, was ich tue. Ich wähnte mich ſo gefaßt, ſo beſonnen. Jetzt ſchwindelt mir, und mein Herz wirft ſich umher, wie ein ungeduldiger Kranker. Weh über mich! ich richte meine letzte Freude zu Grunde. Aber es muß ſein und das Ach! der Natur iſt hier umſonſt. Ich bins dir ſchuldig, und ich bin ja ohnedies dazu geboren, heimatlos und ohne Ruheſtätte zu ſein. O Erde! o ihr Sterne! werde ich nirgends wohnen am Ende?

Noch einmal möcht' ich wiederkehren an deinen Buſen, wo es auch wäre! Ätheraugen! Einmal noch mir wieder begegnen in euch! an deinen Lippen hängen, du Liebliche! du Unausſprechliche! und in mich trinken dein entzückend heiligſüßes Leben — aber höre das nicht! ich bitte dich, achte das nicht! Ich würde ſagen, ich ſei ein Verführer, wenn du es hörteſt. Du kennſt mich, du verſtehſt mich. Du

weißt, wie tief du mich achteſt, wenn du mich nicht bedauerſt, mich nicht hörſt.

Ich kann, ich darf nicht mehr — wie mag der Prieſter leben, wo ſein Gott nicht mehr iſt? O Genius meines Volkes! o Seele Griechenlands! ich muß hinab, ich muß im Totenreiche dich ſuchen.

Hyperion an Diotima

Ich habe lange gewartet, ich will es dir geſtehn, ich habe ſehnlich auf ein Abſchiedswort aus deinem Herzen gehofft, aber du ſchweigſt. Auch das iſt eine Sprache deiner ſchönen Seele, Diotima.

Nicht wahr, die heiligern Akkorde hören darum denn doch nicht auf? nicht wahr, Diotima, wenn auch der Liebe ſanftes Mondlicht untergeht, die höhern Sterne ihres Himmels leuchten noch immer? O das iſt ja meine letzte Freude, daß wir unzertrennlich ſind, wenn auch kein Laut von dir zu mir, kein Schatten unſrer holden Jugendtage mehr zurückkehrt!

Ich ſchaue hinaus in die abendrötliche See, ich ſtrecke meine Arme aus nach der Gegend, wo du ferne lebſt und meine Seele erwarmt noch einmal an allen Freuden der Liebe und Jugend.

O Erde! meine Wiege! alle Wonne und aller Schmerz iſt in dem Abſchied, den wir von dir nehmen.

Ihr lieben Joniſchen Inſeln! und du, mein Kalaurea, und du, mein Tina, ihr ſeid mir all im Auge, ſo fern ihr ſeid, und mein Geiſt fliegt mit den Lüftchen über die regen Gewäſſer; und die ihr dort zur Seite mir dämmert, ihr Ufer von Teos und Epheſus, wo ich einſt mit Alabanda ging in

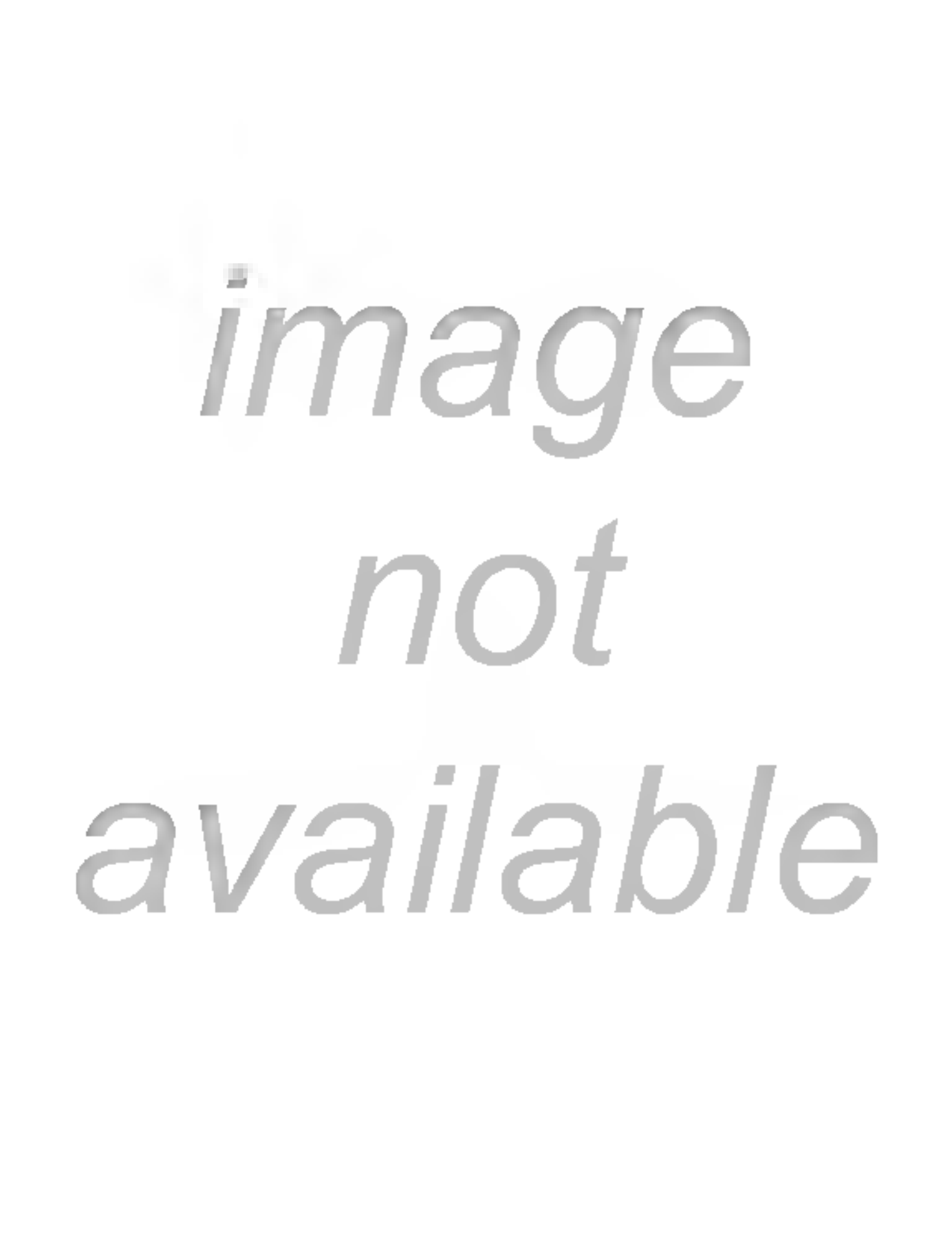


image
not
available

Morgen ſchlägt ſich unſre Flotte und der Kampf wird heiß genug ſein. Ich betrachte dieſe Schlacht wie ein Bad, den Staub mir abzuwaſchen; und ich werde wohl finden, was ich wünſche; Wünſche, wie meiner, gewähren an Ort und Stelle ſich leicht. Und ſo hätt' ich doch am Ende durch meinen Feldzug etwas erreicht und ſehe, daß unter Menſchen keine Mühe vergebens iſt.

Fromme Seele! ich möchte ſagen, denke meiner, wenn du an mein Grab kömmſt. Aber ſie werden mich wohl in die Meersflut werfen, und ich ſeh' es gerne, wenn der Reſt von mir da unterſinkt, wo die Quellen all und die Ströme, die ich liebte, ſich verſammeln, und wo die Wetterwolke aufſteigt, und die Berge tränkt und die Tale, die ich liebte. Und wir? o Diotima! Diotima! wann ſehn wir uns wieder?

Es iſt unmöglich, und mein innerſtes Leben empört ſich, wenn ich denken will, als verlören wir uns. Ich würde jahrtauſendelang die Sterne durchwandern, in alle Formen mich kleiden, in alle Sprachen des Lebens, um dir einmal wieder zu begegnen. Aber ich denke, was ſich gleich iſt, findet ſich bald.

Große Seele! Du wirſt dich finden können in dieſen Abſchied und ſo laß mich wandern! Grüße deine Mutter! Grüße Notara und die andern Freunde!

Auch die Bäume grüße, wo ich dir zum erſtenmal begegnete und die fröhlichen Bäche, wo wir gingen und die ſchönen Gärten von Angele, und laß, du Liebe! dir mein Bild dabei begegnen. Lebe wohl.

Viertes Buch

Hyperion an Bellarmin

Ich war in einem holden Traume, da ich die Briefe, die ich einſt gewechſelt, für dich abſchrieb. Nun ſchreib' ich wieder dir, mein Bellarmin! und führe weiter dich hinab, hinab bis in die tiefſte Tiefe meiner Leiden, und dann, du letzter meiner Lieben! komm mit mir heraus zur Stelle, wo ein neuer Tag uns anglänzt.

Die Schlacht, wovon ich an Diotima geſchrieben, begann. Die Schiffe der Türken hatten ſich in den Kanal, zwiſchen die Inſel Chios und die aſiatiſche Küſte hinein, geflüchtet, und ſtanden am feſten Lande hinauf bei Tſchesme. Mein Admiral verließ mit ſeinem Schiffe, worauf ich war, die Reihe, und hub das Vorſpiel an mit dem erſten Schiffe der Türken. Das grimmige Paar war gleich beim erſten Angriff bis zum Taumel erhitzt, es war ein rachetrunknes ſchreckliches Getümmel. Die Schiffe hingen bald mit ihrem Tauwerk aneinander feſt; das wütende Gefecht ward immer enger und enger.

Ein tiefes Lebensgefühl durchdrang mich noch. Es war mir warm und wohl in allen Gliedern. Wie ein zärtlich ſcheidender, fühlte zum letztenmal ſich in allen ſeinen Sinnen mein Geiſt. Und nun, voll heißen Unmuts, daß ich Beſſeres nicht wußte, denn mich ſchlachten zu laſſen in einem Gedränge von Barbaren, mit zürnenden Tränen im Auge, ſtürmt' ich hin, wo mir der Tod gewiß war.

Ich traf die Feinde nahe genug, und von den Ruſſen, die an meiner Seite fochten, war in wenig Augenblicken auch nicht einer übrig. Ich ſtand allein da, voll Stolzes, und warf mein Leben, wie einen Bettlerpfennig, vor die Barbaren, aber ſie wollten mich nicht. Sie ſahen mich an, wie einen, an dem man ſich zu verſündigen fürchtet, und das Schickſal ſchien mich zu achten in meiner Verzweiflung.

Aus höchſter Notwehr hieb denn endlich einer auf mich ein, und traf mich, daß ich ſtürzte. Mir wurde von da an nichts mehr bewußt, bis ich auf Paros, wohin ich übergeſchifft war, wieder erwachte.

Von dem Diener, der mich aus der Schlacht trug, hört' ich nachher, die beiden Schiffe, die den Kampf begonnen, ſeien in die Luft geflogen, den Augenblick darauf, nachdem er mit dem Wundarzt mich in einem Boote weggebracht. Die Ruſſen hatten Feuer in das türkiſche Schiff geworfen, und weil ihr eignes an dem andern feſthing, brannt es mit auf.

Wie dieſe fürchterliche Schlacht ein Ende nahm, iſt dir bekannt. So ſtraft ein Gift das andre, rief ich, da ich erfuhr, die Ruſſen hätten die ganze türkiſche Flotte verbrannt — ſo rotten die Tyrannen ſich ſelbſt aus.

Hyperion an Bellarmin

Sechs Tage nach der Schlacht lag ich in einem peinlichen todähnlichen Schlaf. Mein Leben war, wie eine Nacht, von Schmerzen, wie von zückenden Blitzen, unterbrochen. Das erſte, was ich wieder erkannte, war Alabanda. Er war, wie ich erfuhr,

nicht einen Augenblick von mir gewichen, hatte faſt allein mich bedient, mit unbegreiflicher Geſchäftigkeit, mit tauſend zärtlichen häuslichen Sorgen, woran er ſonſt im Leben nie gedacht, und man hatt' ihn auf den Knien vor meinem Bette rufen gehört: „O lebe, mein Lieber! daß ich lebe!"

Es war ein glücklich Erwachen, Bellarmin! Da mein Auge nun wieder dem Lichte ſich öffnete, und mit den Tränen des Wiederſehens der Herrliche vor mir ſtand.

Ich reicht' ihm die Hand hin, und der Stolze küßte ſie mit allem Entzücken der Liebe. „Er lebt," rief er, „o Retterin! o Natur! du gute, alles heilende! dein armes Paar, das vaterlandsloſe, das irre, verläſſeſt doch du nicht! O ich will es nie vergeſſen, Hyperion! wie dein Schiff vor meinen Augen im Feuer aufging, und donnernd, in die raſende Flamme die Schiffer mit ſich hinaufriß, und unter den wenigen geretteten kein Hyperion war. Ich war von Sinnen und der grimmige Schlachtlärm ſtillte mich nicht. Doch hört' ich bald von dir und flog dir nach, ſobald wir mit dem Feinde vollends fertig waren."

Und wie er nun mich hütete! wie er mit liebender Vorſicht mich gefangen hielt in dem Zauberkreiſe ſeiner Gefälligkeiten! wie er, ohne ein Wort, mit ſeiner großen Ruhe mich lehrte, den freien Lauf der Welt neidlos und männlich zu verſtehen!

O ihr Söhne der Sonne! ihr freieren Seelen! es iſt viel verloren gegangen in dieſem Alabanda. Ich ſuchte umſonſt und flehte das Leben an, ſeit er fort iſt; ſolch eine Römernatur hab ich nimmer ge-

funden. Der Sorgenfreie, der Tiefverſtändige, der Tapfre, der Edle! Wo iſt ein Mann, wenn ers nicht war? Und wenn er freundlich war und fromm, da wars, wie wenn das Abendlicht im Dunkel der majeſtätiſchen Eiche ſpielt, und ihre Blätter träufeln vom Gewitter des Tags.

Hyperion an Bellarmin

Es war in den ſchönen Tagen des Herbſts, da ich von meiner Wunde halb geneſen zum erſtenmal wieder ans Fenſter trat. Ich kam mit ſtilleren Sinnen wieder ins Leben, und meine Seele war aufmerkſamer geworden. Mit ſeinem leiſeſten Zauber wehte der Himmel mich an, und mild, wie ein Blütenregen, floſſen die heitern Sonnenſtrahlen herab. Es war ein großer, ſtiller, zärtlicher Geiſt in dieſer Jahrszeit, und die Vollendungsruhe, die Wonne der Zeitigung in den ſäuſelnden Zweigen umfing mich, wie die erneuerte Jugend, ſo die Alten in ihrem Elyſium hofften.

Ich hatt' es lange nicht mit reiner Seele genoſſen, das kindliche Leben der Welt, nun tat mein Auge ſich auf mit aller Freude des Wiederſehens und die ſelige Natur war wandellos in ihrer Schöne geblieben. Meine Tränen floſſen, wie ein Sühnopfer, vor ihr, und ſchaudernd ſtieg ein friſches Herz mir aus dem alten Unmut auf. „O heilige Pflanzenwelt!“ rief ich, „wir ſtreben und ſinnen, und haben doch dich! wir ringen mit ſterblichen Kräften Schönes zu baun, und es wächſt doch ſorglos neben uns auf! nicht wahr, Alabanda? für die Not zu ſorgen, ſind die

Menſchen gemacht, das übrige gibt ſich ſelber. Und doch — ich kann es nicht vergeſſen, wie viel mehr ich gewollt."

„Laß dir genug ſein, Lieber! daß du biſt," rief Alabanda, „und ſtöre dein ſtilles Wirken durch die Trauer nicht mehr."

„Ich will auch ruhen," ſagt' ich. „O ich will die Entwürfe, die Forderungen alle, wie Schuldbriefe, zerreißen. Ich will mich rein erhalten, wie ein Künſtler ſich hält, dich will ich lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Quells! dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an dir mich ſtillen, ſchöner Äther, der die Sterne beſeelt und hier auch dieſe Bäume umatmet und hier im Innern der Bruſt uns berührt! o Eigenſinn der Menſchen! wie ein Bettler, hab' ich den Nacken geſenkt und es ſahen die ſchweigenden Götter der Natur mit allen ihren Gaben mich an! — Du lächelſt, Alabanda? o wie oft, in unſern erſten Zeiten, haſt du ſo gelächelt, wann dein Knabe vor dir plauderte, im trunknen Jugendmut, indes du da, wie eine ſtille Tempelſäule, ſtandſt, im Schutt der Welt, und leiden mußteſt, daß die wilden Ranken meiner Liebe dich umwuchſen — ſieh! wie eine Binde fällts von meinen Augen und die alten goldenen Tage ſind lebendig wieder da."

„Ach!" rief er, „dieſer Ernſt, in dem wir lebten und dieſe Lebensluſt!"

„Wenn wir jagten im Forſt," rief ich, „wenn in der Meersflut wir uns badeten, wenn wir ſangen und tranken, wo durch den Lorbeerſchatten die Sonn' und der Wein und Augen und Lippen uns glänzten

— es war ein einzig Leben und unſer Geiſt umleuchtete, wie ein glänzender Himmel, unſer jugendlich Glück.“ „Drum läßt auch keiner von dem andern,“ ſagte Alabanda.

„O ich habe dir ein ſchwer Bekenntnis abzulegen,“ ſagt' ich. „Wirſt du mir es glauben, daß ich fort gewollt? von dir! daß ich gewaltſam meinen Tod geſucht! war das nicht herzlos? raſend? ach und meine Diotima! ſie ſoll mich laſſen, ſchrieb ich ihr, und drauf noch einen Brief, den Abend vor der Schlacht—“ „Und da ſchriebſt du,“ rief er, „daß du in der Schlacht dein Ende finden wollteſt? o Hyperion! Doch hat ſie wohl den letzten Brief noch nicht. Du mußt nur eilen, ihr zu ſchreiben, daß du lebſt.“

„Beſter Alabanda!“ rief ich, „das iſt Troſt! Ich ſchreibe gleich und ſchicke meinen Diener fort damit. O ich will ihm alles, was ich habe, bieten, daß er eilt und noch zu rechter Zeit nach Kalaurea kömmt.“ —

„Und den andern Brief, wo vom Entſagen die Rede war, verſteht, vergibt die gute Seele dir leicht,“ ſetzt' er hinzu.

„Vergibt ſie?“ rief ich; „o ihr Hoffnungen alle! ja! wenn ich noch glücklich mit dem Engel würde!“

„Noch wirſt du glücklich ſein,“ rief Alabanda; „noch iſt die ſchönſte Lebenszeit dir übrig. Ein Held iſt der Jüngling, der Mann ein Gott, wenn ers erleben kann.“

Es dämmerte mir wunderbar in der Seele bei ſeiner Rede.

Der Bäume Gipfel ſchauerten leiſe; wie Blumen aus der dunkeln Erde, ſproßten Sterne aus dem

Schoße der Nacht und des Himmels Frühling glänzt' in heiliger Freude mich an.

Hyperion an Bellarmin

Einige Augenblicke darauf, da ich eben an Diotima ſchreiben wollte, trat Alabanda freudig wieder ins Zimmer. „Ein Brief, Hyperion!" rief er; ich ſchrak zuſammen und flog hinzu.

„Wie lange," ſchrieb Diotima, „mußt' ich leben ohne ein Zeichen von dir! Du ſchriebſt mir von dem Schickſalstage in Miſitra und ich antwortete ſchnell; doch allem nach erhieltſt du meinen Brief nicht. Du ſchriebſt mir bald darauf wieder, kurz und düſter, und ſagteſt mir, du ſeieſt geſonnen, auf die ruſſiſche Flotte zu gehn; ich antwortete wieder; doch auch dieſen Brief erhieltſt du nicht; nun harrt' auch ich vergebens, vom Mai bis jetzt zum Ende des Sommers, bis vor einigen Tagen der Brief kömmt, der mir ſagt, ich möchte dir entſagen, Lieber!

„Du haſt auf mich gerechnet, haſt mirs zugetraut, daß dieſer Brief mich nicht beleidigen könne. Das freut mich herzlich, mitten in meiner Betrübnis.

„Unglücklicher, hoher Geiſt! ich habe nur zu ſehr dich gefaßt. O es iſt ſo ganz natürlich, daß du nimmer lieben willſt, weil deine größern Wünſche verſchmachten. Mußt du denn nicht die Speiſe verſchmähn, wenn du daran biſt, Durſtes zu ſterben?

„Ich wußte es bald; ich konnte dir nicht alles ſein. Konnt' ich die Bande der Sterblichkeit dir löſen? konnt' ich die Flamme der Bruſt dir ſtillen,

für die kein Quell fleußt und kein Weinſtock wächſt? konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schale dir reichen?

„Das willſt du. Das bedarfſt du, und du kannſt nicht anders. Die grenzenloſe Unmacht deiner Zeitgenoſſen hat dich um dein Leben gebracht.

„Wem einmal, ſo, wie dir, die ganze Seele beleidigt war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer ſo, wie du, das fade Nichts gefühlt, erheitert in höchſtem Geiſte ſich nur, wer ſo den Tod erfuhr, wie du, erholt allein ſich unter den Göttern.

„Glücklich ſind ſie alle, die dich nicht verſtehen! Wer dich verſteht, muß deine Größe teilen und deine Verzweiflung.

„Ich fand dich, wie du biſt. Des Lebens erſte Neugier trieb mich an das wunderbare Weſen. Unausſprechlich zog die zarte Seele mich an und kindiſch-furchtlos ſpielt' ich um deine gefährliche Flamme. — Die ſchönen Freuden unſrer Liebe ſänftigten dich; böſer Mann! nur, um dich wilder zu machen. Sie beſänftigten, ſie tröſteten auch mich, ſie machten mich vergeſſen, daß du im Grunde troſtlos warſt, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, ſeit ich dir in dein geliebtes Herz ſah.

„In Athen, bei den Trümmern des Olympion ergriff es mich von neuem. Ich hatte ſonſt wohl noch in einer leichten Stunde gedacht, des Jünglings Trauer ſei doch wohl ſo ernſt und unerbittlich nicht; es iſt ſo ſelten, daß ein Menſch mit dem erſten Schritt ins Leben ſo mit einmal, ſo im kleinſten Punkt, ſo ſchnell, ſo tief das ganze Schickſal ſeiner Zeit emp-

fand, und daß es unaustilgbar in ihm haftet, dies Gefühl, weil er nicht rauh genug ist, um es auszustoßen, und nicht schwach genug, es auszuweinen; das, mein Teurer! ist so selten, daß es uns fast unnatürlich dünkt.

„Nun, im Schutt des heitern Athens, nun ging mirs selbst zu nah, wie sich das Blatt gewandt, daß jetzt die Toten oben über der Erde gehn und die Lebendigen, die Göttermenschen drunten sind, nun sah ichs auch zu wörtlich und zu wirklich dir aufs Angesicht geschrieben, nun gab ich dir auf ewig Recht. Aber zugleich erschienst du mir auch größer. Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling schienst du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von dir, von dir nur hofft' ich alle Genesung. Ich sah dich reisen. Ich sah dich wirken. O der Verwandlung! Von dir gestiftet, grünte wieder des Akademus Hain über den horchenden Schülern, und heilige Gespräche hörte, wie einst, der Ahorn des Ilissus wieder.

„Den Ernst der Alten gewann in deiner Schule der Genius unserer Jünglinge bald, und seine vergänglichen Spiele wurden unsterblicher, denn er schämte sich, hielt für Gefangenschaft den Schmetterlingsflug. —

„Dem hätt', ein Roß zu lenken, genügt; nun ist er ein Feldherr. Allzugenügsam hätte der ein eitel Lied gesungen; nun ist er ein Künstler. Denn die

Kräfte der Helden, die Kräfte der Welt hatteſt du aufgetan vor ihnen in offenem Kampf; die Rätſel deines Herzens hatteſt du ihnen zu löſen gegeben; ſo lernten die Jünglinge Großes vereinen; lernten verſtehn das Spiel der Natur, das ſeelenvolle, und vergaßen den Scherz. — Hyperion! Hyperion! haſt du nicht mich, die Unmündige, zur Muſe gemacht? So ergings auch den andern.

„Ach! nun verließen ſo leicht ſich nicht die geſelligen Menſchen; wie der Sand im Sturme der Wildnis irrten ſie untereinander nicht mehr, noch höhnte ſich Jugend und Alter, noch fehlt ein Gaſtfreund dem Fremden, und die Vaterlandsgenoſſen ſonderten nimmer ſich ab, und die Liebenden entleideten alle ſich nimmer; an deinen Quellen, Natur, erfriſchten ſie ſich, ach! an den heiligen Freuden, die geheimnisvoll aus deiner Tiefe quellen und den Geiſt erneun; und die Götter erheiterten wieder die verwelkliche Seele der Menſchen; es bewahrten die herzerhaltenden Götter jedes freundliche Bündnis unter ihnen. Denn du, Hyperion! hatteſt deinen Griechen das Auge geheilt, daß ſie das Lebendige ſahn, und die in ihnen, wie Feuer im Holze ſchlief, die Begeiſterung hatteſt du entzündet, daß ſie fühlten die ſtille, ſtete Begeiſterung der Natur und ihrer reinen Kinder. Ach! nun nahmen die Menſchen die ſchöne Welt nicht mehr, wie Laien des Künſtlers Gedicht, wenn ſie die Worte loben und den Nutzen drin erſehn. Ein zauberiſch Beiſpiel wurdeſt du, lebendige Natur! den Griechen, und entzündet von der ewig jungen Götter Glück war alles Menſchentun, wie einſt, ein Feſt; und zu

Taten geleitete, ſchöner als Kriegsmuſik, die jungen Helden Helios Licht.

„Stille! ſtille! Es war mein ſchönſter Traum, mein erſter und mein letzter. Du biſt zu ſtolz, dich mit dem bübiſchen Geſchlechte länger zu befaſſen. Du tuſt auch recht daran. Du führteſt ſie zur Freiheit, und ſie dachten an Raub. Du führſt ſie ſiegend in ihr altes Lacedämon ein, und dieſe Ungeheuer plündern; und verflucht biſt du von deinem Vater, großer Sohn! und keine Wildnis, keine Höhle iſt ſicher genug für dich auf dieſer griechiſchen Erde, die du, wie ein Heiligtum, geachtet, die du mehr, wie mich, geliebt.

„O mein Hyperion! ich bin das ſanfte Mädchen nicht mehr, ſeit ich das alles weiß. Die Entrüſtung treibt mich aufwärts, daß ich kaum zur Erde ſehen mag und unabläſſig zittert mein beleidigtes Herz.

„Wir wollen uns trennen. Du haſt recht. Ich will auch keine Kinder; denn ich gönne ſie der Sklavenwelt nicht, und die armen Pflanzen welkten mir ja doch in dieſer Dürre vor den Augen weg.

„Lebe wohl! du teurer Jüngling! geh du dahin, wo es dir der Mühe wert ſcheint, deine Seele hinzugeben. Die Welt hat doch wohl einen Wahlplatz, eine Opferſtätte, wo du dich entledigen magſt. Es wäre ſchade, wenn die guten Kräfte alle, wie ein Traumbild, ſo vergingen. Doch wie du auch ein Ende nimmſt, du kehreſt zu den Göttern, kehrſt ins heilge, freie, jugendliche Leben der Natur, wovon du ausgingſt, und das iſt ja dein Verlangen nur und auch das meine.“

So ſchrieb ſie mir. Ich war erſchüttert bis ins Mark, voll Schrecken und Luſt, doch ſucht' ich mich zu faſſen, um Worte zur Antwort zu finden.

„Du willigeſt ein, Diotima?“ ſchrieb ich, „du billigeſt mein Entſagen? konnteſt es begreifen? — Treue Seele! darein konnteſt du dich ſchicken? Auch in meine finſtern Irren konnteſt du dich finden, himmliſche Geduld! und gabſt dich hin, verdüſterteſt dich aus Liebe, glücklich Schoßkind der Natur! und wardſt mir gleich und heiligteſt durch deinen Beitritt meine Trauer? Schöne Heldin! welche Krone verdienteſt du?

„Aber nun ſei es auch des Trauerns genug, du Liebe! Du biſt mir nachgefolgt in meine Nacht, nun komm! und laß mich dir zu deinem Lichte folgen, zu deiner Anmut laß uns wiederkehren, ſchönes Herz! o deine Ruhe laß mich wieder ſehen, ſelige Natur! vor deinem Friedensbilde meinen Übermut auf immer mir entſchlummern.

„Nicht wahr, du Teure! noch iſt meine Rückkehr nicht zu ſpät, und du nimmſt mich wieder auf und kannſt mich wieder lieben, wie ſonſt? nicht wahr, noch iſt das Glück vergangner Tage nicht für uns verloren?

„Ich hab' es bis aufs Äußerſte getrieben. Ich habe ſehr undankbar an der mütterlichen Erde gehandelt, habe mein Blut und alle Liebesgaben, die ſie mir gegeben, wie einen Knechtslohn weggeworfen und ach! wie tauſendmal undankbarer an dir, du heilig Mädchen! das mich einſt in ſeinen Frieden aufnahm, mich, ein ſcheu zerrißnes Weſen, dem aus tief gepreßter Bruſt ſich kaum ein Jugendſchimmer ſtahl, wie hie und da ein Grashalm auf zertretnen

Wegen. Hatteſt du mich nicht ins Leben gerufen? war ich nicht dein? wie konnt' ich denn — o du weißt es, wie ich hoffe, noch nicht, haſt noch den Unglücksbrief nicht in den Händen, den ich vor der Schlacht dir ſchrieb? Da wollt' ich ſterben, Diotima, und ich glaubt', ein heilig Werk zu tun. Aber wie kann das heilig ſein, was Liebende trennt? wie kann das heilig ſein, was unſers Lebens frommes Glück zerrüttet? — Diotima! ſchöngebornes Leben! ich bin dir jetzt dafür in deinem eigenſten um ſo ähnlicher geworden, ich hab' es endlich achten gelernt, ich hab' es bewahren gelernt, was gut und innig iſt auf Erden. O wenn ich auch dort oben landen könnte an den glänzenden Inſeln des Himmels, fänd' ich mehr, als ich bei Diotima finde?

„Höre mich nun, Geliebte!

„In Griechenland iſt meines Bleibens nicht mehr. Das weißt du. Bei ſeinem Abſchied hat mein Vater mir ſo viel von ſeinem Überfluſſe geſchickt, als hinreicht, in ein heilig Tal der Alpen oder Pyrenäen uns zu flüchten, und da ein freundlich Haus und auch von grüner Erde ſo viel zu kaufen, als des Lebens goldene Mittelmäßigkeit bedarf.

„Willſt du, ſo komm' ich gleich und führ an treuem Arm dich und deine Mutter, und wir küſſen Kalaureas Ufer und trocknen die Tränen uns ab, und eilen über den Iſthmus hinein ans Adriatiſche Meer, von wo ein ſicher Schiff uns weiter bringt.

„O komm! in den Tiefen der Gebirgswelt wird das Geheimnis unſers Herzens ruhn, wie das Edelgeſtein im Schacht; im Schoße der himmelragenden

Wälder, da wird uns ſein, wie unter den Säulen des innerſten Tempels, wo die Götterloſen nicht nahn, und wir werden ſitzen am Quell, in ſeinem Spiegel unſre Welt betrachten, Himmel und Haus und Garten und uns. Oft werden wir in heiterer Nacht im Schatten unſers Obſtwalds wandeln und den Gott in uns, den liebenden, belauſchen, indes die Pflanze aus dem Mittagsſchlummer ihr geſunken Haupt erhebt und deiner Blumen ſtilles Leben ſich erfriſcht, wenn ſie im Tau die zarten Arme baden, und die Nachtluft kühlend ſie umatmet und durchdringt, und über uns blüht die Wieſe des Himmels mit all ihren funkelnden Blumen und ſeitwärts ahmt das Mondlicht hinter weſtlichem Gewölk den Niedergang des Sonnenjünglings, wie aus Liebe ſchüchtern nach — und dann des Morgens, wenn ſich, wie ein Flußbett, unſer Tal mit warmem Lichte füllt, und ſtill die goldne Flut durch unſre Bäume rinnt, und unſer Haus umwallt, und die lieblichen Zimmer, deine Schöpfung, dir verſchönt, und du in ihrem Sonnenglanze gehſt und mir den Tag in deiner Grazie ſegneſt, Liebe! wenn ſich dann, indes wir ſo die Morgenwonne feiern, der Erde geſchäftig Leben, wie ein Opferbrand, vor unſern Augen entzündet, und wir nun hingehn um auch unſer Tagwerk, um von uns auch einen Teil in die ſteigende Flamme zu werfen, wirſt du da nicht ſagen: wir ſind glücklich, wir ſind wieder, wie die alten Prieſter der Natur, die heiligen und frohen, die ſchon fromm geweſen, eh' ein Tempel ſtand?

„Hab' ich genug geſagt? entſcheide nun mein

Schickſal, teures Mädchen, und bald! — Es iſt ein Glück, daß ich noch halb ein Kranker bin, von der letzten Schlacht her; und daß ich noch aus meinem Dienſte nicht entlaſſen bin; ich könnte ſonſt nicht bleiben, ich müßte ſelbſt fort, müßte fragen, und das wäre nicht gut, das hieße dich beſtürmen. —

„Ach Diotima! bange, törichte Gedanken fallen mir aufs Herz und doch — ich kann es nicht denken, daß auch dieſe Hoffnung ſcheitern ſoll.

„Biſt du denn nicht zu groß geworden, um noch wiederzukehren zu dem Glück der Erde? verzehrt die heftige Geiſtesflamme, die an deinem Leiden ſich entzündete, verzehrt ſie nicht alles Sterbliche dir?

„Ich weiß es wohl, wer leicht ſich mit der Welt entzweit, verſöhnt auch leichter ſich mit ihr. Aber du, mit deiner Kinderſtille, du, ſo glücklich einſt in deiner hohen Demut, Diotima! wer will dich verſöhnen, wenn das Schickſal dich empört?

„Liebes Leben! iſt denn keine Heilkraft mehr für dich in mir? von allen Herzenslauten ruft dich keiner mehr zurück ins menſchliche Leben, wo du einſt ſo lieblich mit geſenktem Fluge dich verweilt? o komm, o bleib in dieſer Dämmerung! Dies Schattenland iſt ja das Element der Liebe und hier nur rinnt der Wehmut ſtiller Tau vom Himmel deiner Augen.

„Und denkſt du unſrer goldenen Tage nicht mehr? der holdſeligen, göttlichmelodiſchen? ſäuſeln ſie nicht aus allen Hainen von Kalaurea dich an?

„Und ſieh! es iſt ſo manches in mir untergegangen, und ich habe der Hoffnungen nicht viele mehr. Dein Bild mit ſeinem Himmelsſinne hab' ich noch, wie einen

Hausgott, aus dem Brande gerettet. Unſer Leben, unſers iſt noch unverletzt in mir. Sollt' ich nun hingehn und auch dies begraben? Soll ich ruhelos und ohne Ziel hinaus, von einer Fremde in die andre? Hab' ich darum lieben gelernt?

„O nein! du Erſte und du Letzte! Mein warſt du, du wirſt die Meine bleiben."

Hyperion an Bellarmin

Ich ſaß mit Alabanda auf einem Hügel der Gegend, in lieblich wärmender Sonn', und um uns ſpielte der Wind mit abgefallenem Laube. Das Land war ſtumm; nur hie und da ertönt' im Wald ein ſtürzender Baum, vom Landmann gefällt, und neben uns murmelte der vergängliche Regenbach hinab ins ruhige Meer.

Ich war ſo ziemlich ſorglos; ich hoffte, nun meine Diotima bald zu ſehn, nun bald mit ihr in ſtillem Glücke zu leben. Alabanda hatte die Zweifel alle mir ausgeredet! ſo ſicher war er ſelbſt hierüber. Auch er war heiter; nur in anderm Sinne. Die Zukunft hatte keine Macht mehr über ihn. O ich wußt' es nicht; er war am Ende ſeiner Freuden, ſah mit allen ſeinen Rechten an die Welt, mit ſeiner ganzen ſiegriſchen Natur ſich unnütz, wirkungslos und einſam, und das ließ er ſo geſchehn, als wär' ein zeitverkürzend Spiel verloren.

Jetzt kam ein Bote auf uns zu. Er bracht' uns die Entlaſſung aus dem Kriegsdienſt, um die wir beide bei der ruſſiſchen Flotte gebeten, weil für uns nichts mehr zu tun war, was der Mühe wert ſchien.

Ich konnte nun Paros verlaſſen, wenn ich wollte. Auch war ich nun zur Reiſe geſund genug. Ich wollte nicht auf Diotimas Antwort warten, wollte fort zu ihr, es war, als wenn ein Gott nach Kalaurea mich triebe. Wie das Alabanda von mir hörte, veränderte ſich ſeine Farbe, und er ſah wehmütig mich an. „So leicht wirds meinem Hyperion," rief er, „ſeinen Alabanda zu verlaſſen?"

„Verlaſſen?" ſagt' ich, „wie denn das?"

„O über euch Träumer!" rief er, „ſieheſt du denn nicht, daß wir uns trennen müſſen?"

„Wie ſollt' ichs ſehen?" erwidert' ich; „du ſagſt ja nichts davon; und was mir hie und da erſchien an dir, das wie auf einen Abſchied deutete, das nahm ich gern für Laune, für Herzensüberfluß —"

„O ich kenn' es," rief er, „dieſes Götterſpiel der reichen Liebe, die ſelber Not ſchafft, um ſich ihrer Fülle zu entladen, und ich wollt, es wäre ſo mit mir, du Guter! aber hier iſts Ernſt!"

„Ernſt?" rief ich, „und warum denn?"

„Darum, mein Hyperion," ſagt' er ſanft, „weil ich dein künftig Glück nicht gern ſtören möchte, weil ich Diotimas Nähe fürchten muß. Glaube mir, es iſt gewagt, um Liebende zu leben, und ein tatlos Herz, wie meines nun iſt, hält es ſchwerlich aus."

„Ach guter Alabanda!" ſagt' ich lächelnd, „wie mißkenneſt du dich! Du biſt ſo wächſern nicht und deine feſte Seele ſpringt ſo leicht nicht über ihre Grenzen. Zum erſtenmal in deinem Leben biſt du grillenhaft. Du machteſt hier bei mir den Kranken-

wärter und man ſieht, wie wenig du dazu geboren biſt. Das Stillſitzen hat dich ſcheu gemacht —"

„Siehſt du?" rief er, „das iſts eben. Werd' ich tätiger leben mit euch? und wenn es eine andre wäre! aber dieſe Diotima! kann ich anders? kann ich ſie mit halber Seele fühlen? ſie, die um und um ſo innig Eines iſt, ein göttlich ungeteiltes Leben? Glaube mir, es iſt ein kindiſcher Verſuch, dies Weſen ſehn zu wollen ohne Liebe. Du blickſt mich an, als kennteſt du mich nicht? Bin ich doch ſelbſt mir fremd geworden, dieſe letzten Tage, ſeit ihr Weſen ſo lebendig iſt in mir."

„O warum kann ich ſie dir nicht ſchenken?" rief ich.

„Laß das!" ſagt' er. „Tröſte mich nicht, denn hier iſt nichts zu tröſten. Ich bin einſam, einſam, und mein Leben geht, wie eine Sanduhr, aus."

„Große Seele!" rief ich, „muß es dahin mit dir kommen?"

„Sei zufrieden," ſagt' er. „Ich fing ſchon an zu welken, da wir in Smyrna uns fanden. Ja! da ich noch ein Schiffsjung war, und ſtark und ſchnell der Geiſt und alle Glieder mir wurden bei rauher Koſt, in mutiger Arbeit! Wenn ich da in heiterer Luft nach einer Sturmnacht oben am Gipfel des Maſts hing, unter der wehenden Flagge, und dem Seegevögel nach hinausſah über die glänzende Tiefe, wenn in der Schlacht oft unſre zornigen Schiffe die See durchwühlten, wie der Zahn des Ebers die Erd', und ich an meines Hauptmanns Seite ſtand mit hellem Blick — da lebt' ich, o da lebt' ich! Und lange nachher, da der junge Tiniote mir nun am

Smyrner Strande begegnete, mit ſeinem Ernſte, ſeiner Liebe, und meine verhärtete Seele wieder aufgetaut war von den Blicken des Jünglings und lieben lernt' und heilig halten alles, was zu gut iſt, um beherrſcht zu werden, da ich mit ihm ein neues Leben begann, und neue ſeelenvollere Kräfte mir keimten zum Genuſſe der Welt und zum Kampfe mit ihr, da hofft' ich wieder — ach! und alles was ich hofft' und hatte, war an dich gekettet; ich riß dich an mich, wollte mit Gewalt dich in mein Schickſal ziehn, verlor dich, fand dich wieder, unſre Freundſchaft nur war meine Welt, mein Wert, mein Ruhm; nun iſts auch damit aus, auf immer, und all mein Daſein iſt vergebens."

„Iſt denn das wahr?" erwidert' ich mit Seufzen.

„Wahr, wie die Sonne," rief er, „aber laß das gut ſein! es iſt für alles geſorgt."

„Wieſo, mein Alabanda?" ſagt' ich.

„Laß mich dir erzählen," ſagt' er. „Ich habe noch nie dir ganz von einer gewiſſen Sache geſprochen. Und dann — ſo ſtillt es auch dich und mich ein wenig, wenn wir ſprechen von Vergangenem.

„Ich ging einſt hilflos an dem Hafen von Trieſt. — Das Kaperſchiff, worauf ich diente, war einige Jahre zuvor geſcheitert, und ich hatte kaum mit wenigen ans Ufer von Sevilla mich gerettet. Mein Hauptmann war ertrunken und mein Leben und mein triefend Kleid war alles, was mir blieb. Ich zog mich aus und ruht' im Sonnenſchein und trocknete die Kleider an den Sträuchen. Drauf ging ich weiter auf der Straße nach der Stadt. Noch vor den Toren ſah ich heitere Geſellſchaft in den Gärten,

ging hinein, und ſang ein griechiſch luſtig Lied. Ein trauriges kannt' ich nicht. Ich glühte dabei vor Scham und Schmerz, mein Unglück ſo zur Schau zu tragen. Ich war ein achtzehnjähriger Knabe, wild und ſtolz, und haßt' es wie den Tod, zum Gegenſtande der Menſchen zu werden. ‚Vergebt mir,' ſagt ich, da ich fertig war mit meinem Liede; ‚ich komme ſoeben aus dem Schiffbruch und weiß der Welt für heute keinen beſſern Dienſt zu tun, als ihr zu ſingen.' Ich hatte das, ſo gut es ging, in ſpaniſcher Sprache geſagt. Ein Mann mit ausgezeichnetem Geſichte trat mir näher, gab mir Geld und ſagt' in unſerer Sprache mit Lächeln: ‚Da! kauf einen Schleifſtein dir dafür und lerne Meſſer ſchärfen, und wandre ſo durchs feſte Land.' Der Rat gefiel mir. ‚Herr! das will ich in der Tat,' erwidert' ich. Noch wurd' ich reichlich von den übrigen beſchenkt und ging und tat, wie mir der Mann geraten hatte, und trieb mich ſo in Spanien und Frankreich einige Zeit herum.

„Was ich in dieſer Zeit erfuhr, wie an der Knechtſchaft tauſendfältigen Geſtalten meine Freiheitsliebe ſich ſchärft', und wie aus mancher harten Not mir Lebensmut und kluger Sinn erwuchs, das hab' ich oft mit Freude dir geſagt.

„Ich trieb mein wandernd ſchuldlos Tagewerk mit Luſt, doch wurd' es endlich mir verbittert.

„Man nahm es für Maske, weil ich nicht gemein genug daneben ausſehn mochte, man bildete ſich ein, ich treib im ſtillen ein gefährliches Geſchäft, und wirklich wurd' ich zweimal in Verhaft genommen. Das bewog mich dann, es aufzugeben und ich trat

mit wenig Gelde, das ich mir gewonnen, meine Rückkehr an zur Heimat, der ich einſt entlaufen war. Schon war ich in Trieſt und wollte durch Dalmatien hinunter. Da befiel mich von der harten Reiſe eine Krankheit und mein kleiner Reichtum ging darüber auf. So ging ich halbgeneſen traurig an dem Hafen von Trieſt. Mit einmal ſtand der Mann vor mir, der an dem Ufer von Sevilla meiner ſich angenommen hatte. Er freute ſich ſonderbar, mich wieder zu ſehen, ſagte mir, daß er ſich meiner oft erinnert, und fragte mich, wie mirs indes ergangen ſei. Ich ſagt' ihm alles. ‚Ich ſehe,' rief er, ‚daß es nicht umſonſt war, dich ein wenig in die Schule des Schickſals zu ſchicken. Du haſt dulden gelernt, du ſollſt nun wirken, wenn du willſt.'

„Die Rede, ſein Ton, ſein Händedruck, ſeine Miene, ſein Blick, das alles traf, wie eines Gottes Macht, mein Weſen, das von manchem Leiden jetzt gerad' entzündbarer als je war, und ich gab mich hin.

„Der Mann, Hyperion, von dem ich ſpreche, war von jenen einer, die du in Smyrna bei mir ſahſt. Er führte gleich die Nacht darauf in eine feierliche Geſellſchaft mich ein. Ein Schauer überlief mich, da ich in den Saal trat und beim Eintritt mein Begleiter mir die ernſten Männer wies und ſagte: ‚Dies iſt der Bund der Nemeſis.' Berauſcht vom großen Wirkungskreiſe, der vor mir ſich auftat, übermacht' ich feierlich mein Blut und meine Seele dieſen Männern. Bald nachher wurde die Verſammlung aufgehoben, um in Jahren anderswo ſich zu erneuern und ein jeder trat den angewieſenen Weg an, den

er durch die Welt zu machen hatte. Ich wurde denen beigeſellt, die du in Smyrna einige Jahre nachher bei mir fandſt.

„Der Zwang, worin ich lebte, folterte mich oft, auch ſah ich wenig von den großen Wirkungen des Bundes und meine Tatenluſt fand kahle Nahrung. Doch all dies reichte nicht hin, um mich zu einem Abfall zu vermögen. Die Leidenſchaft zu dir verleitete mich endlich. Ich habs dir oft geſagt, ich war wie ohne Luft und Sonne, da du fort warſt; und anders hatt' ich keine Wahl; ich mußte dich aufgeben oder meinen Bund. Was ich erwählte, ſiehſt du.

„Aber alles Tun des Menſchen hat am Ende ſeine Strafe, und nur die Götter und die Kinder trifft die Nemeſis nicht.

„Ich zog das Götterrecht des Herzens vor. Um meines Lieblings willen brach ich meinen Eid. War das nicht billig? muß das edelſte Sehnen nicht das freieſte ſein? — Mein Herz hat mich beim Worte genommen; ich gab ihm Freiheit und du ſiehſt, es braucht ſie.

„Huldige dem Genius einmal und er achtet dir kein ſterblich Hindernis mehr und reißt dir alle Bande des Lebens entzwei.

„Verpflichtung brach ich um des Freundes willen, Freundſchaft würd' ich brechen um der Liebe willen. Um Diotimas willen würd' ich dich betrügen und am Ende mich und Diotima morden, weil wir doch nicht eines wären. Aber es ſoll nicht ſeinen Gang gehn; ſoll ich büßen, was ich tat, ſo will ich es mit Frei-

heit; meine eignen Richter wähl' ich mir; an denen ich gefehlt, die ſollen mich haben."

„Sprichſt du von deinen Bundesbrüdern?" rief ich; „o mein Alabanda! tue das nicht!"

„Was können ſie mir nehmen, als mein Blut?" erwidert' er. Dann faßt' er ſanft mich bei der Hand. „Hyperion!" rief er, „meine Zeit iſt aus, und was mir übrig bleibt, iſt nur ein edles Ende. Laß mich! mache mich nicht klein und faſſe Glauben an mein Wort! Ich weiß ſo gut, wie du, ich könnte mir ein Daſein noch erkünſteln, könnte, weil des Lebens Mahl verzehrt iſt, mit den Broſamen noch ſpielen, aber das iſt meine Sache nicht; auch nicht die deine. Brauch' ich mehr zu ſagen? Sprech' ich nicht aus deiner Seele dir? Ich dürſte nach Luft, nach Kühlung, Hyperion! Meine Seele wallt mir über von ſelbſt und hält im alten Kreiſe nicht mehr. Bald kommen ja die ſchönen Wintertage, wo die dunkle Erde nichts mehr iſt, als die Folie des leuchtenden Himmels, da wär' es gute Zeit, da blinken ohne dies gaſtfreundlicher die Inſeln des Lichts! — Dich wundert die Rede? Liebſter! alle Scheidenden ſprechen, wie Trunkne, und nehmen gerne ſich feſtlich. Wenn der Baum zu welken anfängt, tragen nicht alle ſeine Blätter die Farbe des Morgenrots?"

„Große Seele," rief ich, „muß ich Mitleid für dich tragen?"

Ich fühlt' an ſeiner Höhe, wie tief er litt. Ich hatte ſolches Weh im Leben nie erfahren. Und doch, o Bellarmin! doch fühlt' ich auch die größte aller Freuden, ſolch ein Götterbild in Augen und Armen

zu haben. „Ja! ſtirb nur,“ rief ich, „ſtirb! dein Herz iſt herrlich genug, dein Leben iſt reif, wie die Trauben am Herbſttag. Geh, Vollendeter! ich ginge mit dir, wenn es keine Diotima gäbe.“

„Hab ich dich nun?“ erwidert' Alabanda, „ſprichſt du ſo? wie tief, wie ſeelenvoll wird alles, wenn mein Hyperion es einmal faßt!“

„Er ſchmeichelt,“ rief ich, „um das unbeſonnene Wort zum zweitenmal mir abzulocken! gute Götter! um von mir Erlaubnis zu gewinnen zu der Reiſe nach dem Blutgericht!“

„Ich ſchmeichle nicht,“ erwidert' er mit Ernſt, „ich hab' ein Recht, zu tun, was du verhindern willſt, und kein gemeines! ehre das!“

Es war ein Feuer in ſeinen Augen, das, wie ein Göttergebot, mich niederſchlug, und ich ſchämte mich, nur ein Wort noch gegen ihn zu ſagen.

Sie werden es nicht, dacht' ich mitunter, ſie können es nicht. Es iſt zu ſinnlos, ſolch ein herrlich Leben hinzuſchlachten, wie ein Opfertier, und dieſer Glaube machte mich ruhig.

Es war ein eigner Gewinn, ihn noch zu hören, in der Nacht darauf, nachdem ein jeder für ſeine eigne Reiſe geſorgt, und wir vor Tagesanbruch wieder hinausgegangen waren, um noch einmal allein zuſammen zu ſein.

„Weißt du,“ ſagt' er unter anderm, „warum ich nie den Tod geachtet? Ich fühl' in mir ein Leben, das kein Gott geſchaffen, und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube, daß wir durch uns ſelber ſind, und nur aus freier Luſt ſo innig mit dem All verbunden.“

„So etwas hab' ich nie von dir gehört," erwidert' ich.

„Was wär' auch," fuhr er fort, „was wär' auch dieſe Welt, wenn ſie nicht wär' ein Einklang freier Weſen? wenn nicht aus eignem frohem Triebe die Lebendigen von Anbeginn in ihr zuſammenwirkten in ein vollſtimmig Leben, wie hölzern wäre ſie, wie kalt? welch herzlos Machwerk wäre ſie?"

„So wär' es hier im höchſten Sinne wahr," erwidert' ich, „daß ohne Freiheit alles tot iſt."

„Jawohl," rief er, „wächſt doch kein Grashalm auf, wenn nicht ein eigner Lebenskeim in ihm iſt! wie viel mehr in mir! und darum, Lieber! weil ich frei im höchſten Sinne, weil ich anfangslos mich fühle, darum glaub' ich, daß ich endlos, daß ich unzerſtörbar bin. Hat mich eines Töpfers Hand gemacht, ſo mag er ſein Gefäß zerſchlagen, wie es ihm gefällt. Doch was da lebt, muß unerzeugt, muß göttlicher Natur in ſeinem Keime ſein, erhaben über alle Macht und alle Kunſt, und darum unverletzlich, ewig.

„Jeder hat ſeine Myſterien, lieber Hyperion! ſeine geheimern Gedanken; dies waren die meinen, ſeit ich denke.

„Was lebt, iſt unvertilgbar, bleibt in ſeiner tiefſten Knechtsform frei, bleibt eins und wenn du es ſcheideſt bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn du bis ins Mark es zerſchlägſt und ſein Weſen entfliegt dir ſiegend unter den Händen. — Aber der Morgenwind regt ſich; unſre Schiffe ſind wach. O mein Hyperion! ich hab' es überwunden; ich hab' es

über mich vermocht, das Todesurteil über mein Herz zu ſprechen und dich und mich zu trennen, Liebling meines Lebens! ſchone mich nun! erſpare mir den Abſchied! laß uns ſchnell ſein! komm!“ —

Mir flog es kalt durch alle Gebeine, da er ſo begann.

„O um deiner Treue willen, Alabanda!“ rief ich, vor ihm niedergeworfen, „muß es, muß es denn ſein? du übertäubteſt mich unredlicherweiſe, du riſſeſt in einen Taumel mich hin. Bruder! nicht ſo viel Beſinnung ließeſt du mir, um eigentlich zu fragen, wohin gehſt du?“

„Ich darf den Ort nicht nennen, liebes Herz!“ erwidert' er; „wir ſehn vielleicht uns dennoch einmal wieder.“

„Wiederſehn?“ erwidert' ich; „ſo bin ich ja um einen Glauben reicher! und ſo werd' ich reicher werden und reicher an Glauben, und am Ende wird mir alles Glaube ſein.“

„Lieber!“ rief er, „laß uns ſtill ſein, wo die Worte nichts helfen! laß uns männlich enden! du verderbſt die letzten Augenblicke dir.“

Wir waren ſo dem Hafen näher gekommen.

„Noch eines!“ ſagt' er, da wir nun bei ſeinem Schiffe waren. „Grüße deine Diotima! Liebt euch! werdet glücklich, ſchöne Seelen!“

„O mein Alabanda!“ rief ich, „warum kann ich nicht an deiner Stelle gehn?“

„Dein Beruf iſt ſchöner,“ erwidert' er; „behalt ihn! ihr gehörſt du, jenes holde Weſen iſt von nun an deine Welt — ach! weil kein Glück iſt ohne

Opfer, nimm als Opfer mich, o Schickſal, an, und laß die Liebenden in ihrer Freude!“ —

Sein Herz fing an, ihn zu überwältigen, und er riß ſich von mir und ſprang ins Schiff, um ſich und mir den Abſchied abzukürzen. Ich fühlte dieſen Augenblick, wie einen Wetterſchlag, dem Nacht und Totenſtille folgte, aber mitten in dieſer Vernichtung raffte meine Seele ſich auf, ihn zu halten, den teuren Scheidenden und meine Arme zückten von ſelbſt nach ihm. „Weh! Alabanda! Alabanda!“ rief ich, und ein dumpfes „Lebewohl“ hört' ich vom Schiffe herüber.

Hyperion an Bellarmin

Zufällig hielt das Fahrzeug, das nach Kalaurea mich bringen ſollte, noch bis zum Abend ſich auf, nachdem Alabanda ſchon den Morgen ſeinen Weg gegangen war.

Ich blieb am Ufer, blickte ſtill, von den Schmerzen des Abſchieds müd', in die See, von einer Stunde zur andern. Die Leidenstage der langſam ſterbenden Jugend überzählte mein Geiſt, und irre, wie die ſchöne Taube, ſchwebt er über dem Künftigen. Ich wollte mich ſtärken, ich nahm mein längſt vergeſſenes Lautenſpiel hervor, um mir ein Schickſalslied zu ſingen, das ich einſt in glücklicher unverſtändiger Jugend meinem Adamas nachgeſprochen.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,

Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schickſallos, wie der ſchlafende
Säugling atmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewiſſe hinab.

So ſang ich in die Saiten. Ich hatte kaum geendet, als ein Boot einlief, wo ich meinen Diener gleich erkannte, der mir einen Brief von Diotima überbrachte.

„So biſt du noch auf Erden?“ ſchrieb ſie, „und ſieheſt das Tageslicht noch? Ich dachte dich anderswo zu finden, mein Lieber! Ich habe früher, als du nachher wünſchteſt, den Brief erhalten, den du vor der Schlacht bei Tſchesme ſchriebſt, und ſo lebt' ich eine Woche lang in der Meinung, du habſt dem Tode dich in die Arme geworfen, ehe dein Diener ankam mit der frohen Botſchaft, daß du noch lebeſt.

Ich hatt' auch ohnedies noch einige Tage nach der Schlacht gehört, das Schiff, worauf ich dich wußte, ſei mit aller Mannſchaft in die Luft geflogen.

„Aber, o ſüße Stimme! noch hört' ich dich wieder, noch einmal rührte, wie Mailuft, mich die Sprache des Lieben, und deine ſchöne Hoffnungsfreude, das holde Phantom unſers künftigen Glücks, hat einen Augenblick auch mich getäuſcht.

„Lieber Träumer, warum muß ich dich wecken? warum kann ich nicht ſagen, komm, und mache wahr die ſchönen Tage, die du mir verheißen! Aber es iſt zu ſpät, Hyperion, es iſt zu ſpät. Dein Mädchen iſt verwelkt, ſeitdem du fort biſt, ein Feuer in mir hat mählich mich verzehrt, und nur ein kleiner Reſt iſt übrig. Entſetze dich nicht! Es läutert ſich alles Natürliche, und überall windet die Blüte des Lebens freier und freier vom gröbern Stoffe ſich los.

„Liebſter Hyperion! Du dachteſt wohl nicht, mein Schwanenlied in dieſem Jahre zu hören."

Fortſetzung

„Bald, da du fort warſt, und noch in den Tagen des Abſchieds fing es an. Eine Kraft im Geiſte, vor der ich erſchrak, ein innres Leben, vor dem das Leben der Erd' erblaßt' und ſchwand, wie Nachtlampen im Morgenrot — ſoll ichs ſagen? ich hätte mögen nach Delphi gehn und dem Gott der Begeiſterung einen Tempel bauen unter den Felſen des alten Parnaß, und, eine neue Pythia, die ſchlaffen Völker mit Götterſprüchen entzünden, und meine Seele weiß, den Gottverlaßnen allen hätte der jungfräuliche Mund

die Augen geöffnet und die dumpfen Stirnen entfaltet, so mächtig war der Geist des Lebens in mir! Doch müder und müder wurden die sterblichen Glieder und die ängstigende Schwere zog mich unerbittlich hinab. Ach! oft in meiner stillen Laube hab' ich um der Jugend Rosen geweint! sie welkten und welkten, und nur von Tränen färbte deines Mädchens Wange sich rot. Es waren die vorigen Bäume noch, es war die vorige Laube — da stand einst deine Diotima, dein Kind, Hyperion, vor deinen glücklichen Augen, eine Blume unter den Blumen, und die Kräfte der Erde und des Himmels trafen sich friedlich zusammen in ihr; nun ging sie, eine Fremdlingin unter den Knospen des Mais, und ihre Vertrauten, die lieblichen Pflanzen, nickten ihr freundlich, sie aber konnte nur trauern; doch ging ich keine vorüber, doch nahm ich einen Abschied um den andern von all den Jugendgespielen, den Hainen und Quellen und säuselnden Hügeln.

„Ach! oft mit schwerer süßer Mühe bin ich noch, so lang ichs konnte, auf die Höhe gegangen, wo du bei Notara gewohnt, und habe von dir mit dem Freunde gesprochen, so leichten Sinns, als möglich war, damit er nichts von mir dir schreiben sollte; bald aber, wenn das Herz zu laut ward, schlich die Heuchlerin sich hinaus in den Garten, und da war ich nun am Geländer, über dem Felsen, wo ich einst mit dir hinab sah, und hinaus in die offne Natur, ach! wo ich stand, von deinen Händen gehalten, von deinen Augen umlauscht, im ersten, schaudernden Erwarmen der Liebe, und die überwallende Seele aus-

zugießen wünſchte, wie einen Opferwein, in den Abgrund des Lebens, da wankt' ich nun umher und klagte dem Winde mein Leid, und, wie ein ſcheuer Vogel, irrte mein Blick und wagt' es kaum, die ſchöne Erde anzuſehn, von der ich ſcheiden ſollte."

Fortſetzung

„So iſts mit deinem Mädchen geworden, Hyperion. Frage nicht wie? erkläre dieſen Tod dir nicht! Wer ſolch ein Schickſal zu ergründen denkt, der flucht am Ende ſich und allem, und doch hat keine Seele ſchuld daran.

„Soll ich ſagen, mich habe der Gram um dich getötet? o nein! o nein! er war mir ja willkommen, dieſer Gram, er gab dem Tode, den ich in mir trug, Geſtalt und Anmut; deinem Lieblinge zur Ehre ſtirbſt du, konnt' ich nun mir ſagen. —

„Oder iſt mir meine Seele zu reif geworden in all den Begeiſterungen unſerer Liebe und hält ſie darum mir nun, wie ein übermütiger Jüngling, in der beſcheidenen Heimat nicht mehr? ſprich! war es meines Herzens Üppigkeit, die mich entzweite mit dem ſterblichen Leben? iſt die Natur in mir durch dich, du Herrlicher! zu ſtolz geworden, um ſichs länger gefallen zu laſſen auf dieſem mittelmäßigen Sterne? Aber haſt du ſie fliegen gelehrt, warum lehrſt du meine Seele nicht auch, dir wiederzukehren? Haſt du das ätherliebende Feuer angezündet, warum hüteteſt du mir es nicht? — Höre mich, Lieber! um deiner ſchönen Seele willen! klage du dich über meinem Tode nicht an!

„Konntest du denn mich halten, als dein Schicksal dir denselben Weg wies? und, hättst du im Heldenkampfe deines Herzens mir geprediget: ‚Laß dir genügen, Kind! und schick' in die Zeit dich!' wärst du nicht der eitelste von allen Eiteln gewesen?"

Fortsetzung

„Ich will es dir gerade sagen, was ich glaube. Dein Feuer lebt in mir, dein Geist war in mich übergegangen; aber das hätte schwerlich geschadet, und nur dein Schicksal hat mein neues Leben mir tödlich gemacht. Zu mächtig war mir meine Seele durch dich, sie wäre durch dich auch wieder stille geworden. Du entzogst mein Leben der Erde, du hättest auch Macht gehabt, mich an die Erde zu fesseln, du hättest meine Seele, wie einen Zauberkreis, in deine umfangenden Arme gebannt; ach! einer deiner Herzensblicke hätte mich festgehalten, eine deiner Liebesreden hätte mich wieder zum frohen, gesunden Kinde gemacht, doch da dein eigen Schicksal dich in Geisteseinsamkeit, wie Wasserflut auf Bergesgipfel trieb, o da erst, als ich vollends meinte, dir habe das Wetter der Schlacht den Kerker gesprengt und mein Hyperion sei aufgeflogen in die alte Freiheit, da entschied sich es mit mir und wird nun bald sich enden.

„Ich habe viele Worte gemacht, und stillschweigend starb die große Römerin doch, da im Todeskampf ihr Brutus um das Vaterland rang. Was konnt' ich aber Bessers in den besten meiner letzten Lebenstage tun? — Auch treibt michs immer, mancherlei

zu ſagen. Stille war mein Leben; mein Tod iſt beredt. Genug!"

Fortſetzung

„Nur eines muß ich dir noch ſagen.

„Du müßteſt untergehn, verzweifeln müßteſt du, doch wird der Geiſt dich retten. Dich wird kein Lorbeer tröſten und kein Myrtenkranz; der Olymp wirds, der lebendige, gegenwärtige, der ewig jugendlich um alle Sinne dir blüht. Die ſchöne Welt iſt mein Olymp; in dieſem wirſt du leben, und mit den heiligen Weſen der Welt, mit den Göttern der Natur, mit dieſen wirſt du freudig ſein.

„O ſeid willkommen, ihr Guten, ihr Treuen! ihr Tiefvermißten, Verkannten! Kinder und Älteſte! Sonn' und Erd' und Äther mit allen lebenden Seelen, die um euch ſpielen, die ihr umſpielt, in ewiger Liebe! o nehmt die allesverſuchenden Menſchen, nehmt die Flüchtlinge wieder in die Götterfamilie, nehmt in die Heimat der Natur ſie auf, aus der ſie entwichen! —

„Du kennſt dies Wort, Hyperion! Du haſt es angefangen in mir. Du wirſts vollenden in dir, und dann erſt ruhn.

„Ich habe genug daran, um freudig, als ein griechiſch Mädchen zu ſterben.

„Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftig Machwerk, die der Not nur dienen und den Genius verſchmähn, und dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur! die mögen vor dem Tode ſich fürchten. Ihr Joch iſt ihre Welt geworden; Beſſeres als ihren

Knechtsdienſt, kennen ſie nicht; ſcheun die Götterfreiheit, die der Tod uns gibt!

„Ich aber nicht! ich habe mich des Stückwerks überhoben, das die Menſchenhände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher iſt, denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade ſo groß? — Ich werde ſein. Wie ſollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein iſt, die Naturen alle zuſammenhält? wie ſollt' ich ſcheiden aus dem Bunde, der die Weſen alle verknüpft? Der bricht ſo leicht nicht, wie die loſen Bande dieſer Zeit. Der iſt nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zuſammenläuft und lärmt und auseinandergeht. Nein! bei dem Geiſte, der uns einiget, bei dem Gottesgeiſte, der jedem eigen iſt und allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur iſt Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu ſein, göttlicherfriedlich mit allem, mit uns. Wir ſterben, um zu leben.

„Ich werde ſein; ich frage nicht, was ich werde. Zu ſein, zu leben, das iſt genug, das iſt die Ehre der Götter; und darum iſt ſich alles gleich, was nur ein Leben iſt, in der göttlichen Welt, und es gibt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen, wie Liebende; ſie haben alles gemein, Geiſt, Freude und ewige Jugend.

„Beſtändigkeit haben die Sterne gewählt, in ſtiller Lebensfülle wallen ſie ſtets und kennen das Alter nicht. Wir ſtellen im Wechſel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien teilen wir die großen Akkorde

der Freude. Wie Harfenſpieler um die Thronen der Älteſten leben wir, ſelbſt göttlich, um die ſtillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den ſeligen Ernſt des Sonnengotts und der andern.

„Sieh auf in die Welt! Iſt ſie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbnis feiert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit ſich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einſt die gefangenen Könige mit ſich geführt? und wir, wir ſind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Geſang, in wechſelnden Geſtalten und Tönen, den majeſtätiſchen Zug geleiten.

„Nun laß mich ſchweigen. Mehr zu ſagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. —

„Trauernder Jüngling! bald, bald wirſt du glücklicher ſein. Dir iſt dein Lorbeer nicht gereift und deine Myrten verblühten, denn Prieſter ſollſt du ſein der göttlichen Natur, und die dichteriſchen Tage keimen dir ſchon.

„O könnt' ich dich ſehn in deiner künftigen Schöne! Lebe wohl."

Zugleich erhielt ich einen Brief von Notara, worin er mir ſchrieb:

„Den Tag, nachdem ſie dir zum letztenmal geſchrieben, wurde ſie ganz ruhig, ſprach noch wenig Worte, ſagte dann auch, daß ſie lieber möcht' im Feuer von der Erde ſcheiden, als begraben zu ſein, und ihre Aſche ſollten wir in eine Urne ſammeln, und in den Wald ſie ſtellen, an den Ort, wo du,

mein Teurer! ihr zuerſt begegnet wärſt. Bald darauf, da es anfing, dunkel zu werden, ſagte ſie zu uns gute Nacht, als wenn ſie ſchlafen möcht', und ſchlug die Arme um ihr ſchönes Haupt; bis gegen Morgen hörten wir ſie atmen. Da es dann ganz ſtill wurde und ich nichts mehr hörte, ging ich hin zu ihr und lauſchte.

„O Hyperion! was ſoll ich weiter ſagen? Es war aus und unſre Klagen weckten ſie nicht mehr.

„Es iſt ein furchtbares Geheimnis, daß ein ſolches Leben ſterben ſoll, und ich will es dir geſtehn, ich ſelber habe weder Sinn noch Glauben, ſeit ich das mit anſah.

„Doch immer beſſer iſt ein ſchöner Tod, Hyperion! denn ſolch ein ſchläfrig Leben, wie das unſre nun iſt.

„Die Fliegen abzuwehren, das iſt künftig unſre Arbeit und zu nagen an den Dingen der Welt, wie Kinder an der dürren Feigenwurzel, das iſt endlich unſre Freude. Alt zu werden unter jugendlichen Völkern, ſcheint mir eine Luſt, doch alt zu werden, da wo alles alt iſt, ſcheint mir ſchlimmer, denn alles. —

„Ich möchte faſt dir raten, mein Hyperion! daß du nicht hierher kömmſt. Ich kenne dich. Es würde dir die Sinne nehmen. Überdies biſt du nicht ſicher hier. Mein Teurer! denk an Diotimas Mutter, denk an mich und ſchone dich!

„Ich will es dir geſtehn, mir ſchaudert, wenn ich dein Schickſal überdenke. Aber ich meine doch auch, der brennende Sommer trockne nicht die tiefern Quellen, nur den ſeichten Regenbach aus. Ich habe dich in Augenblicken geſehn, Hyperion! wo du mir

ein höher Weſen ſchienſt. Du biſt nun auf der Probe, und es muß ſich zeigen, wer du biſt. Leb wohl."

So ſchrieb Notara; und du fragſt, mein Bellarmin! wie jetzt mir iſt, indem ich dies erzähle?

Beſter, ich bin ruhig, denn ich will nichts Beſſers haben, als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je trefflicher es iſt, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſein, wie ein Kind und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert iſt der Schmerz, am Herzen der Menſchen zu liegen, und dein Vertrauter zu ſein, o Natur! Denn er [nur] führt von einer Wonne zur andern, und es iſt kein andrer Gefährte, denn er. —

Damals ſchrieb ich an Notara, als ich wieder anfing aufzuleben, von Sizilien aus, wohin ein Schiff von Paros mich zuerſt gebracht:

„Ich habe dir gehorcht, mein Teurer! bin ſchon weit von euch und will dir nun auch Nachricht geben; aber ſchwer wird mir das Wort; das darf ich wohl geſtehen. Die Seligen, wo Diotima nun iſt, ſprechen nicht viel; in meiner Nacht, in der Tiefe der Trauernden, iſt auch die Rede am Ende.

„Einen ſchönen Tod iſt meine Diotima geſtorben; da haſt du recht; das iſts auch, was mich aufweckt und meine Seele mir wiedergibt.

„Aber es iſt die vorige Welt nicht mehr, zu der ich wiederkehre. Ein Fremdling bin ich, wie die Unbegrabenen, wenn ſie herauf vom Acheron kommen, und wär' ich auch auf meiner heimatlichen Inſel, in den Gärten meiner Jugend, die mein Vater mir verſchließt, ach! dennoch, dennoch, wär' ich auf der Erd' ein Fremdling und kein Gott knüpft ans Vergangene mich mehr.

„Ja! es iſt alles vorbei. Das muß ich nur recht oft mir ſagen, muß damit die Seele mir binden, daß ſie ruhig bleibt, ſich nicht erhitzt in ungereimten, kindiſchen Verſuchen.

„Es iſt alles vorbei; und wenn ich gleich auch weinen könnte, ſchöne Gottheit, wie du um Adonis einſt geweint, doch kehrt mir meine Diotima nicht wieder, und meines Herzens Wort hat ſeine Kraft verloren, denn es hören mich die Lüfte nur.

„O Gott! und daß ich ſelbſt nichts bin, und der gemeinſte Handarbeiter ſagen kann, er habe mehr getan, denn ich! daß ſie ſich tröſten dürfen, die Geiſtesarmen, und lächeln und Träumer mich ſchelten, weil meine Taten mir nicht reiften, weil meine Arme nicht frei ſind, weil meine Zeit dem wütenden Prokruſtes gleicht, der Männer, die er fing, in eine Kinderwiege warf, und, daß ſie paßten in das kleine Bett, die Glieder ihnen abhieb.

„Wär' es nur nicht gar zu troſtlos, allein ſich unter die närriſche Menge zu werfen und zerriſſen zu werden von ihr! oder müßt' ein edel Blut ſich nur nicht ſchämen, mit dem Knechtsblut ſich zu miſchen! o gäb' es eine Fahne, Götter! wo mein

Alabanda dienen möcht', ein Thermopylä, wo ich mit Ehren ſie verbluten könnte, all die einſame Liebe, die mir nimmer brauchbar iſt! Noch beſſer wär' es freilich, wenn ich leben könnte, leben, in den neuen Tempeln, in der neu verſammelten Agora unſers Volks mit großer Luſt den großen Kummer ſtillen; aber davon ſchweig' ich, denn ich weine nur die Kraft mir vollends aus, wenn ich an alles denke.

„Ach Notara; auch mit mir iſts aus; verleidet iſt mir meine eigene Seele, weil ich ihrs vorwerfen muß, daß Diotima tot iſt, und die Gedanken meiner Jugend, die ich groß geachtet, gelten mir nichts mehr. Haben ſie doch meine Diotima mir vergiftet!

„Und nun ſage mir, wo iſt noch eine Zuflucht? — Geſtern war ich auf dem Ätna droben. Da fiel der große Sizilianer mir ein, der einſt des Stundenzählens ſatt, vertraut mit der Seele der Welt, in ſeiner kühnen Lebensluſt ſich da hinabwarf in die herrlichen Flammen, denn der kalte Dichter hätte müſſen am Feuer ſich wärmen, ſagt' ein Spötter ihm nach.

„O wie gern hätt' ich ſolchen Spott auf mich geladen! aber man muß ſich höher achten, denn ich mich achte, um ſo ungerufen der Natur ans Herz zu fliegen, oder wie du es ſonſt noch heißen magſt, denn wirklich! wie ich jetzt bin, hab' ich keinen Namen für die Dinge und es iſt mir alles ungewiß.

„Notara! und nun ſage mir, wo iſt noch Zuflucht?

„In Kalaureas Wäldern? — Ja! im grünen Dunkel dort, wo unſre Bäume, die Vertrauten unſrer Liebe, ſtehn, wo, wie ein Abendrot, ihr ſterbend Laub auf Diotimas Urne fällt und ihre ſchönen

Häupter ſich auf Diotimas Urne neigen, mählich alternd, bis auch ſie zuſammenſinken über der geliebten Aſche, — da, da könnt' ich wohl nach meinem Sinne wohnen!

„Aber du rätſt mir wegzubleiben, meinſt, ich ſei nicht ſicher in Kalaurea und das mag ſo ſein.

„Ich weiß es wohl, du wirſt an Alabanda mich verweiſen. Aber höre nur! zertrümmert iſt er! verwittert iſt der feſte, ſchlanke Stamm, auch er, und die Buben werden die Späne aufleſen und damit ein luſtig Feuer ſich machen. Er iſt fort; er hat gewiſſe gute Freunde, die ihn erleichtern werden, die ganz eigentlich geſchickt ſind, jedem abzuhelfen, dem das Leben etwas ſchwer aufliegt; zu dieſen iſt er auf Beſuch gegangen, und warum? weil ſonſt nichts für ihn zu tun iſt, oder, wenn du alles wiſſen willſt, weil eine Leidenſchaft am Herzen ihm nagt, und weißt du auch für wen? für Diotima, die er noch im Leben glaubt, vermählt mit mir und glücklich — armer Alabanda! nun gehört ſie dir und mir!

„Er fuhr nach Oſten hinaus, und ich, ich ſchiffe nach Nordweſt, weil es die Gelegenheit ſo haben will. —

„Und nun lebt wohl, ihr alle! all ihr Teuern, die ihr mir am Herzen gelegen, Freunde meiner Jugend und ihr Eltern und ihr lieben Griechen all, ihr Leidenden!

„Ihr Lüfte, die ihr mich genährt, in zarter Kindheit, und ihr dunkeln Lorbeerwälder und ihr Uferfelſen und ihr majeſtätiſchen Gewäſſer, die ihr Großes ahnen meinen Geiſt gelehrt — und ach! ihr Trauer-

bilder, ihr, wo meine Schwermut anhub, heilige Mauern, womit die Heldenstädte sich umgürtet, und ihr alten Tore, die manch schöner Wanderer durchzog, ihr Tempelsäulen und du Schutt der Götter! und du, o Diotima! und ihr Täler meiner Liebe, und ihr Bäche, die ihr sonst die selige Gestalt gesehn, ihr Bäume, wo sie sich erheitert, ihr Frühlinge, wo sie gelebt, die Holde mit den Blumen, scheidet, scheidet nicht aus mir! doch, soll es sein, ihr süßen Angedenken! so erlöscht auch ihr und laßt mich, denn es kann der Mensch nichts ändern und das Licht des Lebens kömmt und scheidet, wie es will."

Hyperion an Bellarmin

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demütig kam ich, wie der heimatlose blinde Ödipus zum Tore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing, und schöne Seelen ihm begegneten —

Wie anders ging es mir!

Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker

ſiehſt du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Herrn und Knechte, Jungen und geſetzte Leute, aber keine Menſchen — iſt das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerſtückelt untereinander liegen, indeſſen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirſt du ſagen, und ich ſag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in ſich erſticken, wenn ſie nicht gerade ſich zu ſeinem Titel paßt, muß nicht mit dieſer kargen Angſt, buchſtäblich heuchleriſch das, was er heißt, nur ſein, mit Ernſt, mit Liebe muß er das ſein, was er iſt, ſo lebt ein Geiſt in ſeinem Tun, und iſt er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geiſt nicht leben darf, ſo ſtoß' ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutſchen aber bleiben gerne beim Notwendigſten, und darum iſt bei ihnen auch ſo viele Stümperarbeit und ſo wenig Freies, Echterfreuliches. Doch das wäre zu verſchmerzen, müßten ſolche Menſchen nur nicht fühllos ſein für alles ſchöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaßnen Unnatur auf ſolchem Volke. —

Die Tugenden der Alten ſeien nur glänzende Fehler, ſagt' einmal, ich weiß nicht, welche böſe Zunge; und es ſind doch ſelber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein ſchöner Geiſt, und ohne Seele war von allem, was ſie taten, nichts getan. Die Tugenden der Deutſchen aber ſind ein glänzend Übel und nichts weiter; denn Notwerk ſind

ſie nur, aus feiger Angſt, mit Sklavenmühe, dem wüſten Herzen abgedrungen, und laſſen troſtlos jede reine Seele, die von Schönem gern ſich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zuſammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der ſchreiend iſt in all der toten Ordnung dieſer Menſchen.

Ich ſage dir: es iſt nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt iſt bei dieſem Volk, und was ſelbſt unter Wilden göttlich rein ſich meiſt erhält, das treiben dieſe allberechnenden Barbaren, wie man ſo ein Handwerk treibt, und können es nicht anders: denn wo einmal ein menſchlich Weſen abgerichtet iſt, da dient es ſeinem Zweck, da ſucht es ſeinen Nutzen, es ſchwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt geſetzt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet, und ſelber, wenn des Frühlings holdes Feſt, wenn die Verſöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löſt, und Unſchuld zaubert in ein ſchuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauſcht, der Sklave ſeine Ketten froh vergißt und von der gottbeſeelten Luft beſänftiget, die Menſchenfeinde friedlich, wie die Kinder, ſind, — wenn ſelbſt die Raupe ſich beflügelt und die Biene ſchwärmt, ſo bleibt der Deutſche doch in ſeinem Fach und kümmert ſich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirſt richten, heilige Natur! Denn, wenn ſie nur beſcheiden wären, dieſe Menſchen, zum Geſetze nicht ſich machten für die Beſſern unter ihnen! wenn ſie nur nicht läſterten, was ſie nicht ſind, und möchten ſich doch läſtern, wenn ſie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder iſt nicht göttlich, was ihr höhnt und ſeellos nennt? Iſt beſſer, denn euer Geſchwätz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Strahlen, ſind ſie edler nicht, denn all ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgentau erfriſchen euern Hain; könnt ihr auch das? ach! töten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht tut, die nicht von euch iſt, die ihr nicht erfunden. Ihr ſorgt und ſinnt, dem Schickſal zu entlaufen, und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunſt nichts hilft; indeſſen wandelt harmlos droben das Geſtirn. Ihr entwürdiget, ihr zerreißt, wo ſie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt ſie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbſt und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Äther, den verderbt ihr nicht.

O göttlich muß ſie ſein, weil ihr zerſtören dürft, und dennoch ſie nicht altert und trotz euch ſchön das Schöne bleibt! —

Es iſt auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künſtler ſieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, ſie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hauſe, ſie ſind ſo recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgeſtalt an ſeiner Türe ſaß, indes die unverſchämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geiſt und Hoffnung wachſen ſeine Muſenjünglinge dem deutſchen Volk heran; du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter, und ſie wandeln, wie die Schatten, ſtill und kalt, ſind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäete, daß er nimmer einen

Grashalm treibt, und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter, schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er es zu tun hat.

Es ist auf Erden alles unvollkommen, ist das alte Lied der Deutschen. Wenn doch einmal diesen Gottverlaßnen einer sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schal und sorgenschwer und übervoll von kalter, stummer Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähn, der Kraft und Adel in ein menschlich Tun, und Heiterkeit ins Leiden, und Lieb' und Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt.

Und darum fürchten sie auch den Tod so sehr, und leiden, um des Austernlebens willen, alle Schmach, weil Höheres sie nicht kennen, als ihr Machwerk, das sie sich gestoppelt.

O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk und gerne mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach! da ist des Lebens

beſte Luſt hinweg, und jeder andre Stern iſt beſſer, denn die Erde. Wüſter immer, öder werden da die Menſchen, die doch alle ſchön geboren ſind; der Knechtſinn wächſt, mit ihm der grobe Mut, der Rauſch wächſt mit den Sorgen, und mit der Üppigkeit der Hunger und die Nahrungsangſt; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs und alle Götter fliehn.

Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu ſolchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, ſo wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu ſolchem Volke kömmt! —

Genug! du kennſt mich, wirſt es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich ſprach in deinem Namen auch, ich ſprach für alle, die in dieſem Lande ſind und leiden, wie ich dort gelitten.

Hyperion an Bellarmin

Ich wollte nun aus Deutſchland wieder fort. Ich ſuchte unter dieſem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Beleidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter ſolchen Menſchen ſich verblute.

Aber der himmliſche Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine letzte Liebe, wie konnt' ich noch an andre Dinge denken und das Land verlaſſen, wo auch er war?

Bellarmin! ich hatt' es nie ſo ganz erfahren jenes alte, feſte Schickſalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigall-

geſang im Dunkeln, göttlich erſt in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich jetzt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter floſſen, ſäuſelten, wie Götterſtimmen, mir den Kummer aus dem Buſen. Und ſo geſchah mir überall, du Lieber! — wenn ich im Graſe ruht', und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Roſe um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn ich des Stroms Geſtade, die luftigen, umſchifft' und alle die Inſeln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs ſtieg, durch die ſchlafenden Blumen, aber, vom ſüßen Schlummer geſättiget, neben mir die lieben Vögel aus dem Buſche flogen, im Zwielicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun ſchon die Gebete der Täler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttlichheitre, den gewohnten Pfad daherkam, die Erde bezaubernd mit unſterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt' und all ihre Kinder wieder ſich fühlten — o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Luſt des Tags zu teilen, ſo ſtand ich Einſamer dann auch über den Ebnen und weinte Liebestränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewäſſern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Tal hineingeriet, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Eichhöhn mich umrauſchten, mich, wie einen Heilig-

ſterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die Erd' ein Schatte war, und unſichtbares Leben durch die Zweige ſäuſelte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln ſtill die Abendwolke ſtand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir des Himmels Strahlen wie die Waſſerbäche floſſen, um den durſtigen Wanderer zu tränken —

„O Sonne, o ihr Lüfte," rief ich dann, „bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!"

So gab ich mehr und mehr der ſeligen Natur mich hin und faſt zu endlos. Wär' ich ſo gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu ſein, hätt' ich ſo gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtſtrahl, um ihr näher zu ſein! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Verſuche der allesverſuchenden Menſchen! Wie Eis, zerſchmolz, was ich gelernt, was ich getan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; o ihr Lieben, die ihr ferne ſeid, ihr Toten und ihr Lebenden, wie innig eines waren wir!

Einſt ſaß ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten efeugrüner Felſen und überhängender Blütenbüſche. Es war der ſchönſte Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten und in morgendlicher Friſche glänzte noch das Land und ſtill in ſeinem heimatlichen Äther lächelte das Licht. Die Menſchen waren weggegangen, am häuslichen Tiſche von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. „Diotima,"

rief ich, „wo biſt du, o wo biſt du?“ Und mir war, als hört' ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einſt erheitert' in den Tagen der Freude —

„Bei den Meinen,“ rief ſie, „bin ich, bei den Deinen, die der irre Menſchengeiſt mißkennt!“

Ein ſanfter Schrecken ergriff mich und mein Denken entſchlummerte in mir.

„O liebes Wort aus heilgem Munde,“ rief ich, da ich wieder erwacht war, „liebes Rätſel, faſſ' ich dich?“

Und einmal ſah ich noch in die kalte Nacht der Menſchen zurück und ſchauert' und weinte vor Freuden, daß ich ſo ſelig war, und Worte ſprach ich, wie mir dünkt, aber ſie waren, wie des Feuers Rauſchen, wenn es auffliegt und die Aſche hinter ſich läßt —

„O du,“ ſo dacht' ich, „mit deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt, von Menſchendingen den Traum und ſage, nur du lebſt, und was die Friedensloſen erzwungen, erdacht, es ſchmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!

„Wie lang iſts, daß ſie dich entbehren? o wie lang iſts, daß ihre Menge dich ſchilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligſtillen!

„Es fallen die Menſchen, wie faule Früchte, von dir, o laß ſie untergehn, ſo kehren ſie zu deiner Wurzel wieder; und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umatme mit all deinen knoſpenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchſen wir aus dem goldnen Samenkorn herauf!

„Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu iſt unſere Liebe! — Frei ſind wir, gleichen uns nicht ängſtig von außen; wie ſollte nicht wechſeln die Weiſe des Lebens? wir lieben den Äther doch all und innigſt im Innerſten gleichen wir uns.

„Auch wir, auch wir ſind nicht geſchieden, Diotima, und die Tränen um dich verſtehen es nicht. Lebendige Töne ſind wir, ſtimmen zuſammen in deinem Wohllaut, Natur! wer reißt den? wer mag die Liebenden ſcheiden? —

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerſtörbare! du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du biſt; was iſt denn der Tod und alles Wehe der Menſchen? — Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geſchiehet doch alles aus Luſt, und endet doch alles mit Frieden.

„Wie der Zwiſt der Liebenden, ſind die Diſſonanzen der Welt. Verſöhnung iſt mitten im Streit und alles Getrennte findet ſich wieder.

„Es ſcheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben iſt alles."

So dacht' ich. Nächſtens mehr.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Hölderlins Entwickelung I

Briefe 1

Hyperion 83

Porträts

Hölderlin I

Diotima 1

Brieffaksimile 82

89038319612

b89038319612a

Hölderlin
Friedrich (Hyperion)
X47Y
H71
4
1

This book may be kept

FOURTEEN DAYS

from last date stamped below. A fine of TWO CENTS will be charged for each day the book is kept over time.

7 FB '23			
9 Ap'28			
17Ja'26			
14Ja'29			
9 De'33			
8Ja'34			
18 Ja'34			
23 Jn'37			
10 Mr'38			
30Mr'40			
16 Ja'41			
18 Je'41			
5Ap'48			

89038319612

b89038319612a